

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

German-American Historical Review
(Published with the co-operation of the Germanistic Society of America)

Jahrbuch

der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois

Herausgegeben von

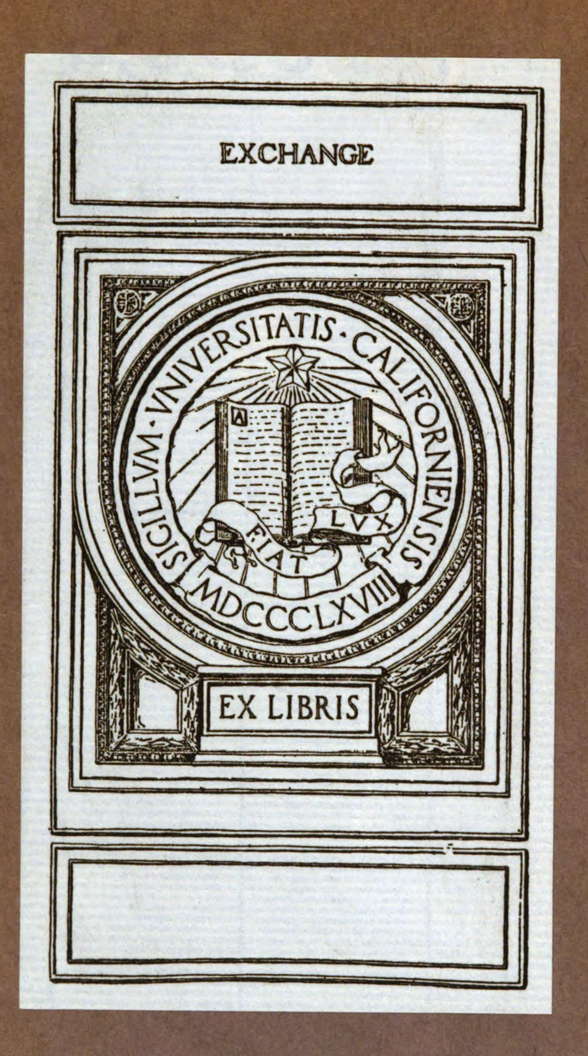
Julius Goebel



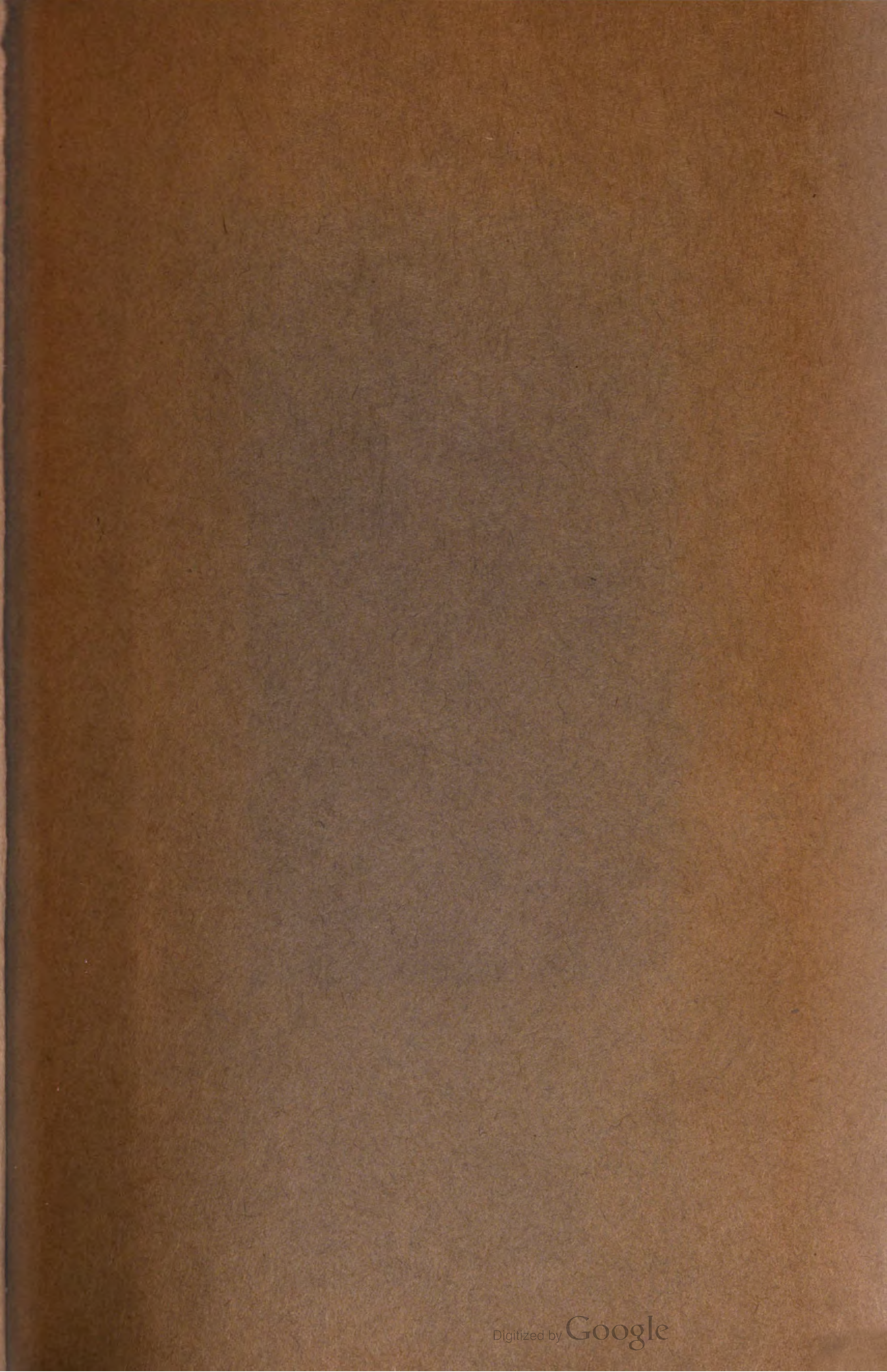
Jahrgang 1927—1928
(VOL. XXVII.—XXVIII.)

Im Auftrage der
Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois
German-American Historical Society of Illinois
MALLERS BUILDING, CHICAGO, ILL.

1928


EXCHANGE
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

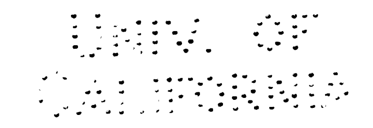






Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

German-American Historical Review
(Published with the co-operation of the Germanistic Society of America)



Jahrbuch

der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois

Herausgegeben von

Julius Goebel

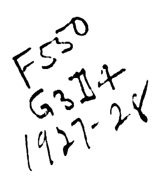
Jahrgang 1927—1928
(VOL. XXVII.—XXVIII.)

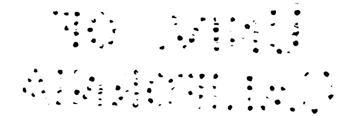
Im Auftrage der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois
German-American Historical Society of Illinois
MALLERS BUILDING, CHICAGO, ILL.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS
CHICAGO, ILLINOIS

1928





Inhalt

Jahrbuch

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois

Vorwort

Die Beiträge zum vorliegenden Bande des Jahrbuches erstrecken sich über verschiedene Perioden der deutsch-amerikanischen Geschichte. Während das aufschlußreiche, leider nicht vollständige Tagebuch des hessischen Offiziers Heinrich von Bardeleben uns einen wichtigen Einblick in den Anfang des Revolutionskrieges gibt, erleben wir in Otto Reins getreuer Schilderung seines unfreiwilligen Aufenthaltes in einem conföderierten Gefangenenlager ein Stück des ausgehenden Bürgerkrieges.

Der Vortrag über Friedrich List von Professor W. Notz ist die erste umfassende Studie über die Wirksamkeit des großen, lange nicht genug gewürdigten Nationalökonomen auf amerikanischem Boden, dessen Gedanken die amerikanische Wirtschaft bis auf heute beeinflussen.

Von besonderem Interesse ist das dem Philosophen Moses Mendelssohn zugeschriebene und hier zum erstenmale ganz wiedergedruckte Schreiben eines deutschen Juden an den Präsidenten des amerikanischen Kongresses, worin dieser ersucht wird, den schwer bedrückten Glaubensgenossen des Verfassers in den noch unbebauten Länderstrecken Amerikas eine Unterkunft zu gewähren.

In ähnlicher Weise regt der Brief Friedrich Gerstäckers den Plan einer vom sächsischen Staat zu finanzierenden Massenübersiedlung nach Amerika an, um dem namenlosen Elend der Weberbevölkerung im Erzgebirge abzuhelfen.

Der Aufsatz über die Geschichte des Deutschtums in New Haven, Conn., ist nicht nur von lokalem Interesse, sondern wirft auch auf den Charakter der deutschen Zuwanderung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wichtiges Licht. Das Jahrbuch steht gerade solchen Forschungen über einzelne deutsche Ansiedlungen jederzeit offen.

Auch an dieser Stelle sei auf die hohe geschichtliche Bedeutung der Festrede aufmerksam gemacht, die der bekannte Historiker und Staatsmann Andrew D. White vor nun 44 Jahren beim hundertjährigen Stiftungsfest der „Deutschen Gesellschaft“ von New York hielt, und die uns gerade h e u t e wieder von höchstem Werte ist. Es ist bezeichnend für die Charaktergröße des ausgezeichneten Mannes, daß der Massenwahn des Deutschenhasses während des Weltkrieges ihn unberührt ließ und seine Überzeugung von der geschichtlichen Mission des deutschen Gedankens nicht zu erschüttern vermochte.

Ein gedankenreiches Gedicht zum Preise von Franz Daniel Pastorius, dem Patriarchen der deutschen Einwanderung, das den bekannten deutsch-amerikanischen Dichter Emil Doernenberg zum Verfasser hat, beschließt den Band.

J. G.

Tagebuch des Hessischen Offiziers Heinrich von Bardeleben.

(29. Februar 1776 bis 22. Juni 1777.)

Vorbemerkung des Herausgebers.

Das nachstehende Tagebuch Heinrichs von Bardeleben, Leutnant im hessischen Regiment von Donop, ist ein wortgetreuer Abdruck des in der New Yorker Staatsbibliothek zu Albany befindlichen Originals. Wie das in schöner deutscher Handschrift geschriebene Manuscript in den Besitz dieser Bibliothek gelangte, war nicht zu ermitteln.

Obwohl der Verfasser unseres Tagebuchs in der Handschrift nicht genannt wird, so ist es dem Herausgeber doch möglich gewesen seinen Namen festzustellen. Laut seiner Aufzeichnung vom 23. Mai 1776 ward nämlich auf dem Transportschiffe von einer der mitfahrenden Soldatenfrauen ein Kind geboren, das am folgenden Tage die Taufe empfing, wobei der Oberst-Leutnant von Heymell, der Schiffskapitän Hamilton und der Verfasser des Tagebuchs Gevatter standen. Nun berichtet der Feldprediger Köster vom Regiment von Donop, der die Taufe vollzog, in seinem Amtsprotokoll („Jahrbuch der deutsch-amerikanischen Histor. Gesellschaft", Jahrgang 1920—21, Seite 281), daß außer Heymell und Hamilton „Herr Leutnant von Bardeleben" Gevatter war. In ihm haben wir also den Verfasser unseres Tagebuchs zu sehen.

Dank den gütigen Mitteilungen von Herrn Professor H. Haupt in Gießen und von Herrn Oberstleutnant a. D. von Bardeleben in Berlin, konnte ich über die Person Heinrich von Bardelebens Folgendes feststellen. Er war am 12. August 1752 auf dem väterlichen Gute Kattenbruch, Kreis Grafschaft Schaumburg, Hessen-Cassel als elftes von 15 Kindern geboren, machte als Leutnant im Regiment von Donop den Nordamerikanischen Befreiungskrieg mit bis zum Ende und kehrte mit seinem Regiment im Oktober 1783 in seine Heimat zurück. Im selben Jahre war er zum Premier-Leutnant befördert worden, und im Jahre 1789 erhielt er das Hauptmannspatent. Im Jahre 1802 ward er als Kommandeur des Grenadier-Bataillons in das Regiment Prinz Karl versetzt und diente als solcher bis zur Auflösung der hessischen Armee 1806. Westfälische Dienste nahm er nicht, wohl aus patriotischer Opposition gegen Napoleon, der Hessen-Kassel im Frieden von Tilsit dem neuerrichteten Königreich Westfalen einverleibt hatte. Dagegen hatte er an den Feldzügen 1793—95

in den Niederlanden und in Westfalen teilgenommen und bei der Verteidigung von Neuport (Oktober 1793) sich rühmlich ausgezeichnet.

Bei der Neuaufstellung des hessischen Heeres im Jahre 1813 erscheint Heinrich als Oberstleutnant im Regiment „Landgraf Karl", doch war er „invalide" d. h. wohl zu alt um die Befreiungskriege mitzumachen.

Nach Abfindung seiner Brüder übernahm er das Gut Kattenbruch, wo er, 83 Jahre alt, am 26. März 1835 starb.

Verschiedene Stellen in unserem Tagebuch, in denen sich Heinrich von Bardeleben selbst als ganz jungen Mann bezeichnet, beweisen, daß er eine vorzügliche Bildung genossen hatte, des Lateinischen und Französischen mächtig war und, wie sein Verkehr mit den Offizieren der englischen Armee andeutet, auch die englische Sprache gut beherrschte. Von robuster Gesundheit und natürlichem Frohsinn, dabei bescheiden, taktvoll und liebenswürdig, können wir verstehen wie er sich bald das Vertrauen seiner Vorgesetzten, sowie die Liebe der ihm untergebenen Soldaten gewann.

Von ihm selbst erfahren wir über seine Familienverhältnisse, daß einer seiner Brüder, Franz Ferdinand von Bardeleben, als Leutnant im Regiment von Ditfurth diente, daß er während seines Aufenthaltes in Amerika seine Mutter und seinen Vater verlor, und daß er mehrere Geschwister in der Heimat zurückgelassen hatte. Herrn Oberst-Leutnant von Bardeleben in Berlin verdankt der Herausgeber die interessante Tatsache, daß Franz Ferdinand, der Bruder Heinrichs, im Jahre 1781 seinen Abschied vom Regimente nahm, eine Farmerstochter in South Carolina heiratete und sich dort niederließ. Nachkommen von ihm leben heute noch in Alabama unter dem Namen De Bardeleben.

Das Tagebuch, das leider nur bis zum 22. Juni 1777 reicht und dann auf irgend welche Weise in amerikanische Hände fiel, ist in fließender Sprache mit vieler Anschaulichkeit und Sachlichkeit geschrieben. Allgemeine Bemerkungen und Reflexionen des Verfassers finden sich nur hier und da. Wie alle Offiziere der deutschen Hilfstruppen sah auch von Bardeleben in den Amerikanern nur die Rebellen, und er verfehlte nicht ihren boshaften und hinterlistigen Charakter, wie er sich z. B. bei dem Versuche, New York in Brand zu stecken, äußerte, zu rügen. Dagegen verhehlt er sich auch nicht, daß die deutschen Hilfstruppen eigentlich als „verkaufte Menschen" in diesen Kampf gezogen sind. Auch hält er mit seiner Kritik nicht zurück, als er in der Schlacht bei Flatbush Zeuge roher Behandlung der amerikanischen Gefangenen wird. Die Stellen, in denen er seinem stillen Protest Ausdruck giebt, sind in einer besonderen Geheimschrift verfaßt, die zu entziffern dem Herausgeber mit Hilfe der päpstlichen Chiffrenschrift des 15. Jahrhunderts gelungen ist. Wie der junge Offizier zu der Geheimschrift kam, läßt sich nicht ausmachen. Klar ist,

daß er sie verwandte um den Sinn gewisser Stellen zu verhüllen, falls das Tagebuch in unrechte Hände fallen sollte.

Mit gespanntem Interesse verfolgen wir die täglichen Aufzeichnungen des Verfassers vom Ausmarsch seines Regimentes aus Homberg in Hessen am 19. Februar 1776 bis zum 22. Juni 1777, wo, wie schon bemerkt, das Tagebuch plötzlich abbricht. So werden wir Augenzeugen, nicht nur des Marsches nach Bremen und der Einschiffung nach England, sondern auch der täglichen Vorgänge auf der langen Seereise von nahezu 15 Wochen, der Schiffseinrichtung, der Verpflegung, der Seekrankheit und des Wetters. Die Schilderung des fünftägigen, furchtbaren Sturmes auf dem Ocean, die uns der Verfasser unterm 30. Mai giebt, ist besonders auschaulich und eindrucksvoll.

Endlich, am 15. August, landeten die hessischen Truppen in Staten Island, wo sie das Lager bezogen. Aber ihr Aufenthalt hier war nur kurz, denn schon am 21. August wurden Grenadiere und Jäger, bei denen von Bardeleben stand, auf Flachbooten nach Long Island übergesetzt und sogleich nach Flatbush gesandt. Hier fand dann am 27. August das als Schlacht bei Flatbush oder Schlacht von Long Island bekannte Treffen statt, dem unser Tagebuchschreiber als Mitkämpfer beiwohnte, und das für die Amerikaner mit völliger Niederlage endete. Es ist von Interesse, aus von Bardelebens Bericht zu erfahren, daß der englische Oberbefehlshaber Howe den General von Heister über seinen Plan, die Amerikaner zu umgehen, in Unwissenheit gelassen hatte. Mit Recht bemerkt von Bardeleben, daß die ganze amerikanische Kriegsmacht auf Long Island den Engländern in die Hände gefallen wäre, falls man die Fliehenden in ihrer Verwirrung verfolgt und die Verschanzungen bei Brooklyn angegriffen hätte. Statt dessen ließ Howe Halt machen und so die Früchte des Sieges seinen Händen entgleiten. „Die Veranstaltungen der englischen Herren Generäle scheinen in diesem Kriege mit einer wohlbedachten Gleichgültigkeit gemacht zu werden," sagt von Bardeleben in seinem Bericht vom nächsten Tage und spricht damit wohl die allgemeine Ansicht der deutschen Offiziere aus.

Seine Mißbilligung der rohen Ausschreitungen gewisser Kameraden gegen amerikanische Gefangene ist schon oben erwähnt worden, und es ist wohl kein Zweifel, daß diese Ausschreitungen, deren die Engländer sich übrigens noch schlimmer schuldig machten, der Anlaß wurde zu den mancherlei Schauergeschichten von hessischer Grausamkeit, die amerikanische Historiker, ähnlich wie die Propagandamärchen des Weltkriegs, stets gerne wiederholt haben. Um so willkommener ist daher von Bardelebens Bericht über die menschenfreundliche Behandlung, die der hessische General von Heister den Gefangenen zuteil werden ließ. „Er ließ alle die von den Hessen gemachten Gefangenen zu sich führen und ließ selbige sodann hinter unserm Regiment unter einem Kommando sich lagern, wo

dann viele Blessierte verbunden und andere zur sicheren Aufbewahrung von hier fortgeschickt wurden." Auch besprach sich von Heister mit verschiedenen Rebellen-Offizieren und gab ihnen in humorvoller Weise Wein um des Königs von England Gesundheit zu trinken.

Da die Verluste der amerikanischen Armee in dieser Schlacht noch immer Gegenstand der Vermutung und Diskussion sind, so lohnt es sich von Bardelebens Angaben mit denen von General Howe und von Washington zu vergleichen.

Nach Howes Bericht war die Zahl der gemachten Gefangenen 1006 Gemeine und 91 Offiziere. Genau dieselbe Zahl finden wir in von Bardelebens Aufzeichnung vom 27. August. In betreff der Toten und Verwundeten gehen die Angaben jedoch auseinander. Howe schätzt sie auf 2200, von Bardeleben dagegen auf 1200. Die genaue Zahl ihrer Toten und Verwundeten mußte natürlich den Amerikanern am besten bekannt sein. Wenn daher Washington in seinem Bericht an den Kongreß vier Tage nach der Schlacht von 700—1000 Toten und Gefangenen als seinem Gesamtverlust spricht, dann war er entweder selbst schlecht berichtet, oder er wollte die ganze Größe seiner Niederlage aus politischen Gründen nicht bekannt wissen. Für die letztere Annahme spricht die Tatsache, daß er seine erste, offenbar unrichtige Angabe später nie korrigiert hat. Freilich hatte Washington in den Tagen und Wochen nach seiner ersten Niederlage mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen, die seine ganze Aufmerksamkeit, seinen Mut und seine Ausdauer auf die stärkste Probe stellten.

An der Hand unseres Tagebuchs verfolgen wir Washingtons Rückzug von Long Island nach New York, die Eroberung dieser Stadt durch die Engländer und Hessen und die Kämpfe um die sogenannten Harlem Heights. An den Kämpfen in der Gegend von White Plains nahm von Bardeleben nicht teil, dagegen werden wir mit ihm Zeugen der blutigen Eroberung von Fort Washington, wobei die Hessen sich besonders auszeichneten und später der Einnahme von Fort Lee.

Am 5. Dezember bezog die Brigade, zu der von Bardeleben gehörte, die Winterquartiere in New York, wo sie infolge der unbegreiflichen Saumseligkeit Howes bis Ende Mai 1777 müßig liegen blieb. Was unser Tagebuch über den Überfall der Hessen zu Trenton und den Tod des Obersten Rall berichtet, beruht auf Hörensagen und ist daher nur teilweise richtig. Vielleicht wollte der Verfasser späterhin noch Einzelheiten des wichtigen Ereignisses nachtragen, denn nach dem Bericht darüber sind im Tagebuch 6 Seiten freigelassen.

Mit der Schilderung der verschiedenen Vorbereitungen zum Feldzug von 1777 schließt unser Tagebuch und bricht am 22. Juni dieses Jahres

plötzlich ab. Es ist sehr zu bedauern, daß wir über die Ereignisse der folgenden Jahre und das Ende des Krieges keine Aufzeichnungen von Bardelebens besitzen. Die Vermutung des Herausgebers, daß der Verfasser sein Tagebuch vielleicht doch weitergeführt und bei seiner Rückkehr in die Heimat mitgenommen habe, hat sich leider nicht bestätigt. Auf eine diesbezügliche Anfrage bei Herrn Oberstleutnant von Bardeleben in Berlin erwiederte dieser Folgendes:

„Daß Aufzeichnungen des Heinrich von Bardeleben aus dem Kriege 1776—83 in Deutschland nicht erhalten sind, glaube ich mit Bestimmtheit angeben zu können. An alle Mitglieder unseres Geschlechts habe ich schon vor 30 Jahren die Bitte gerichtet, mir mitzuteilen, ob sie schriftliche Aufzeichnungen, Feldzugsbriefe und dergl. in ihrem Besitze hätten. Diese Anfrage blieb bezüglich Heinrichs, auch bei seinen Enkeln ohne Erfolg.

Aber wenn Heinrich überhaupt Aufzeichnungen besessen hätte, so wären sie sicher dem hessischen Generalstabe, der sich Ende des 18. Jahrhunderts — also zu einer Zeit als Heinrich noch im Dienst war — eifrig um solche Quellen bemüht hat, bekannt geworden, und er hätte sich eine Abschrift gesichert. In seinen Akten im Archiv des Großen Generalstabs in Berlin, die ich noch durcharbeiten konnte, ehe sie vor einigen Jahren zum größten Teil an das Staatsarchiv Marburg abgegeben wurden, fand ich aber keine Spur davon. Vielleicht hat Heinrich durch den Verlust seines Tagebuchs die Lust zu weiteren Aufzeichnungen verloren. Auch kann man ja bei Quellenstudien immer wieder die psychologisch zu erklärende Erscheinung beobachten, daß Umfang und Wert der nicht dienstlich vorgeschriebenen Berichte um so mehr abnehmen, je länger der Krieg dauert."

Zum Schluß wird es die Leser des Jahrbuchs gewiß interessieren zu hören, wie sich Herr Oberstleutnant von Bardeleben als militärischer Fachmann über den historischen Wert unseres Tagebuchs ausgesprochen hat. In seinem Briefe an den Herausgeber sagt er darüber:

„Wenn auch für mich naturgemäß das familiengeschichtliche Interesse vorwiegt, so glaube ich doch, soweit ich ohne Kenntnis des Wortlauts urteilen kann, daß es auch als kriegsgeschichtliche Quelle wesentlichen Nutzen bringen wird, denn nach meiner Kenntnis scheint es das einzige Tagebuch eines Frontoffiziers zu sein, wenigstens scheint bisher kein anderes bekannt geworden zu sein. Die Kapitains Bauermeister und von Münchhausen, deren Berichte in erster Linie als Quellen in Betracht kommen, waren Adjutanten bei höheren Stäben (Münchhausen bei dem englischen General Howe), und deshalb bieten ihre Berichte mehr strategische Linien als Einblick in die Durchführung des Gefechts, in die Kampfweise der Kompagnie. Von den wichtigen Berichten Münchhausens habe

ich außerdem die vom 5. Februar bis 22. Mai 1877 bisher noch nicht gefunden.

Jedenfalls kann ich Sie zu Ihrem schönen Funde nur beglückwünschen. Ich halte die Veröffentlichung für sehr erwünscht, wenn auch das Interesse für ältere Kriege durch den Weltkrieg sehr zurückgedrängt ist."

J. G.

---

1. Abmarsch der Truppen nach Bremen.

29. Febr. 1776. Marschierte das Regiment von Donop; und zwar um 10 Uhr mittags war die Stunde wo wir Homberg verließen. Fast alle Einwohner der Stadt gaben uns das zärtlichste Lebewohl. Alles schien in diesen Augenblicken mehr wie jemals gerührt zu sein. Die lebhaftesten Empfindungen des Schmerzes verbreiteten sich überall, und die wehmütigsten Blicke folgten uns. Trostlose Mütter, jammernde Gattinnen und weinende Kinder gingen in Menge dem Regiment nach und gaben allen diesen traurigen Szenen den empfindlichsten Nachdruck. Ich selbst konnte bei diesen Auftritten nicht so ganz gleichgiltig bleiben, und um so weniger, da ich hierdurch vielleicht mehr als jene zu verschiedenen Betrachtungen und Anmerkungen geleitet werden konnte. Indeß verschloß ich meinen sprachlosen Kummer auf das möglichste in meine Brust, und ließ nicht merken was für ein Gemisch von Vergnügen und Schmerz ich in meinem Gemüte fühlte. Wer überdies aus der Kenntnis meines Herzens noch mehr herzuleiten weiß, und sodann will, dem sei es gar gern erlaubt. Wir bekamen unsere Nacht-Quartiere in den Dörfern Dörnhagen, Wollrode, Allhausen und Cörle. In allen diesen Dörfern herrschte die Armut in dem höchsten Grad, und verdienen also nicht die geringste Anmerkung.

1. März. Nach Niederkauffungen und Heiligenroda. Diese Quartiere waren noch weit elender als jene, und leider mußten wir am 2. dieses hierselbst Rast halten.

3. März marschierten wir ins Chur-Hannoverische nach Uschlag und Benteroda, Amt Münden. Hier hatten wir vortreffliche Quartiere. Ein jeder Bauer war äußerst bemüht gewesen, alles nach der Bequemlichkeit und Verpflegung seiner Ein-



quartierung so einzurichten, daß an Essen und Trinken, als Bier, Brandwein und Kaffee gar nichts mangelte, sondern in dem größesten Überfluß, und zwar mit dem den Menschen freundlichsten Herzen alles den Soldaten verhandreicht wurde; überhaupt sah man in ihrem ganzen Betragen das wahre Mitleid für verkaufte Menschen. Mein Quartier hatte ich in Benterode und bei einem Bauern, dessen ganzes Hauswesen ziemlich bejahrt schien; gleichwohl aber ließen sie es an nichts fehlen, und ihre Sorgsamkeit und bescheidener Anstand machte mich sehr aufmerksam. Kaffee und Essen sehr schmackhaft, nach dem besten Plan eines vornehmen Bürgers eingerichtet, fand ich bei meinem Eintritt ins Haus fertig vor. Für alles dies verlangten diese guten Leute nichts und weigerten sich sehr etwas anzunehmen, indeß ließ ich ihnen 1 Reichsthaler zurück. Die übrigen Bauern nahmen auch nicht weniger den Soldaten das geringste ab, sondern ein jeder hatte seinen Gästen mit der Bitte Vorlieb zu nehmen, noch überdies Brod und Schinken auf den Weg mitgegeben.

4. März passierten wir die Weser zu Münden, marschierten durch die Stadt nach Mengershausen und Volkrode, Amts Münden. Diese Quartiere waren nicht weniger so gut, als die vorigen. Kaum kamen wir hier an, standen die Bauern haufenweise und empfingen ihre Soldaten.

5. März passierten wir die Leine zu Göttingen, marschierten durch die Stadt nach Edesheim, Hollenstadt und Stöckheim; wiederum recht sehr gute Quartiere, und hielten hier auf den 6. dieses einen Rasttag. Soldaten und Bauern hielten diesen Tag für außerordentlich glücklich, alles war bezecht und nichts störte sie in ihrem Vergnügen.

7. März marschierten wir ins Braunschweigische nach Dilligsen und Kayer. Diese Quartiere waren zwar nicht so vollkommen gut als jene im Hannoverischen; gleichwohl fehlte nichts an den nötigen Lebensmitteln und ebenfalls unentgeldlich. Jedoch wurde einem jeden Greben oder Vorsteher des Dorfes über gewisse Mund-Portionen Quittung gegeben, die, wie ich vermute, den Bauern vom König vergütet werden.

8. März. Nach Gesdorf, Amt Calenberg. Hier lag das ganze Regiment, und die Quartiere waren ungemein gut. Ich logierte bei einem Schmied dieses Dorfes, einem Mann, dem Anschein nach zwar von geringer Geburt, aber sehr edlen Herzen. Sein Haus hatte er ungemein gereinigt und seine ganze Werkstatt bei Seite gebracht. Er empfing mich mit einem Anstand, der einem Mann von dieser Art besonders kleidet, und versicherte, da er mich in die Stube führte, daß er mit Verlangen vor dem Dorfe auf das Regiment gewartet habe, um seinen Herrn Offizier sogleich empfangen zu können. Vielleicht, sagte er darauf, sind Sie mehr hungrig als durstig, und dürfte ihnen der Kaffee eben nicht angenehm sein. Seine liebe Hausfrau, vom gleichen Charakter, trat hiernächst in die Stube, begrüßte mich, und deckte den Tisch. Das Essen war vorzüglich gut und bestand in einer kräftigen Kalbfleisch-Suppe, durchgeschlagenen Erbsen mit Schinken und Würsten, Kalbs-Braten, Butter und Käse, auch Wein und Bier. Gemeinschaftlich saßen wir an dem Tisch und aßen und tranken mit nicht geringem Appetit. Diese guten Anstaltungen freuten mich um so mehr, da wir heute einen so langwierigen als beschwerlichen Weg gehabt hatten. Bei unserm Abmarsch fragte ich ihn wie viel ich schuldig wäre; allein seine Antwort überzeugte mich, daß seine fast verschwenderische Gastfreundschaft wohl das Ansehen, aber nicht die Absicht eines etwaigen Eigennutzes gewesen sei. Ich legte ihm indeß so viel auf den Tisch, daß alles vollkommen bezahlt wurde.

9. März. Nach Lutte und Colenfeldt, Amt Blumenau. Auf dem Wege nach diesen Dörfern um ungefähr 9 Uhr morgens nahmen der Kapitän und Lieutenant von Donop und ich Urlaub bis des anderen Tages, wo aber das Regiment nicht marschierte, und ritten ab. Kapitän und Lieutenant von Donop nach Obernkirchen und ich nach Cattenbrug, welches ich abends 7 Uhr erreichte, und meinen Bruder ziemlich gesund aber etwas unzufrieden oder unruhig antraf. Doch aber kann es sein, daß ich vielleicht irriger Meinung gewesen, wenigstens schwöre ich nicht dafür, denn mein Vergnügen sowohl als derer Herren Munterkeit verleiteten uns zu einigen Ausschweifungen. Unser ängstliches Bemühen um Kurier-Pferde setzte uns daneben in einen dermaligen Schweiß,

daß wir, solchen zu vertreiben, uns Mühe gaben, er fast zur Schwärmerei ausbrach. Kurz ich bekam bald Pferde und hatte mich zu dieser Besorgung nicht ungern brauchen lassen. Meine ganze Beredsamkeit mußte ich aber anwenden, ehe ich solche los trieb. Der Postmeister in Rotenberg war verreist, die Postpferde verschickt und nur sein eigenes zu Hause. Die Frau Postmeisterin versicherte mich, daß es unmöglich sei Pferde zu bekommen, da alle Einwohner der Stadt ebenfalls die ihrigen am Acker gehen hätten. Wie nun dachte ich? In dieser Verlegenheit kam endlich der Bruder des oder der Postmeisterin. Dieser fragte mich um die Ursache meines Hierseins und setzte hinzu, vielleicht dringender Ursachen wegen. Seine verneinende Notwendigkeit tat gute Wirkung, und ich brachte es durch meine Vorstellungen und Bitten dahin, daß er mir seines Bruders Pferd und den Postillon, der eben von Obernkirchen, um Briefe abzuholen, angekommen war, geben mußte. Freude und alles stellte sich wieder bei mir ein und ließ ich mirs nun recht angelegen sein, den Postillon auf meine Seite zu bringen, ihm ein warmes Gefühl zu geben und verständlich zu machen, daß außerordentliche Gefälligkeiten außerordentliche Belohnungen verdienten. Mein Postillon schwur mir gegenseitig zu, daß es nur bloße Liebe und nicht Schuldigkeit sei, mit mir zu reiten, und die lange Erfahrung seines Dienstes hätte ihn auch mit dergleichen Passagieren wie ich umzugehen gelernt, und ich muß auch sagen, daß ich in seinem Betragen die stärkste Beglaubigung seiner Versicherung fand. Er ritt wie ein toller Kerl, scheute keinen Graben und nichts. In Catrinhagen, das wir alle beide nicht wußten ob es so hieß (denn der Postillon mußte so wenig als ich die Wege), verlangte er zu trinken, wir hielten also vor dem Wirtshause an und tranken, weil es stark duftete und kalt war, etwas mehr wie wir vielleicht vertragen konnten. Ich hielt zwar nicht dafür, daß mich ein Gläschen Spiritus verwirrt machen würde, allein es war doch nicht anders. Der ausgestandene Schweiß und dieser kleine Zusatz machten einen zweiten Auftritt, in welchen ich sodann zu Cattenbruch ankam. Ich verbarg zwar mein taumelndes Wesen, allein gleichwohl hätte ich geglaubt, daß es nicht so ganz unbemerkt bleiben würde. Das liebreiche Betragen meines besten Bruders verführte mich mit ihm

noch mehr zu trinken, und in der Tat war ich hierauf recht wohl bezecht. Ich schützte aber eine große Müdigkeit vor und eilte zum Schlafen.

10. März. In dieser vergangenen Nacht war meiner Ruhe alles zu wieder gewesen, nur flüchtige Augenblicke erquickten mich, und gewisse Vorurteile machten mich bei meinem Erwachen etwas schamhaft. Indeß mein Bruder sowohl als meine älteste Schwester, welche eben da war, gedachten von meiner gestrigen Lebhaftigkeit nichts und ich schwieg nicht weniger gern. Da wir den Kaffee getrunken, ritt ich in Begleitung meines Bruders morgens 8 Uhr nach Obernkirchen, wo der Kapitän und Lieut. v. Donop allererst spät in der Nacht angekommen und in dem Frl. v. Donop Hause logiert waren. Mein Bruder und ich stiegen ebenfalls da ab, machten hier dem Frl. v. Gilch unsere Aufwartung, gingen sodann mit dem Fräulein in die Stadt, und sahen das Regiment von Losberg durch selbige marschieren. Den Mittag aß die ganze Gesellschaft bei Herrn Amtmann von Cöln und nach Endigung der Mahlzeit empfahlen wir Herren Offiziere uns und nahmen 3 Uhr nachmittags unseren Rückweg. Mein Postillon, dessen ganze Zufriedenheit ich hatte und der zu Cattenbruch blos aus Gefälligkeit übernachtete, führte mich wieder weg. Die übrigen Herren mußte ich noch vor der Stadt verlassen, weil ihre von Totenberg mitgebrachten Pferde nicht zu folgen imstande waren, denn mein Postillon ritt wieder wie ein braver Kerl und gut für mich, daß er mir so geneigt. Die schlimmsten Wege und gefährlichsten Gewässer hatte ich zu passieren und die nur blos durch Kühnheit bald und glücklich zurückgelegt werden konnten. Abends 10 Uhr kam ich in Lutte an, wo Herr Oberstlieutenant Heymell mit seiner eigenen und der v. Kutzleben Company im Quartier lag.

11. März. Nach Hampen, Rohrsen und Gadesbünden, Amt Wöllpe. Hier weiß ich eben nichts anzumerken, als daß wir heute einen recht schlimmen Weg hatten, aber dagegen recht sehr viel Essen und Trinken.

12. März passierten wir die Weser zu Hoya, marschierten durch die Stadt nach Hoyershagen, Duddenhausen und Dedendorff. Da wir Eistrup passieren mußten, beurlaubte ich mich ein wenig

und besuchte auf einige Augenblicke meinen Bruder. Ich fand ihn mit seiner Frau und Schwiegereltern gesund vor. Nach Verlauf einer Stunde folgte ich dem Regiment wieder und traf Herrn Oberstlieutenant Heymell noch auf dem Wege an, der mit dessen Kompagnie in Dedendorff Quartiere nehmen mußte. Ein in preußischen Diensten gestandener Kapitän Herr von Köhler logierte Herrn Oberstlieutenant, und zwar aus freiem Triebe und besonders in Rücksicht der hier so elenden Häüser. Herr Oberstlieutenant war so gütig und bat sich aus, daß auch ich bei ihm logieren dürfe. Ungeachtet sein Haus wenig Gelaß hatte, und überdies nicht der reicheste zu sein schien, willigte er gleich darein und ich nahm es auch nicht ungern an. Indes war in diesem Hause nichts mehr als beim Bruder Bauer, oder vieler jener feinen adeligen Konsorten anzutreffen, wenigstens konnte der gute Mann vielleicht mehr Verdienste als Vermögen haben. Von diesem kann ich weiter nichts bestimmtes sagen, weil ich heute mit der Bestellung derer Wagen und Ordonanzpferde beschäftigt sein mußte und des andern Tags morgens 8 Uhr nach Eistrup ritt, das nur 1 Stunde von Dedendorff lag, ich also sein ganzes Hauswesen nur so von außen und ungefähr beurteile. Einige Grenadier-Kompagnien, unter andern des Kapitäns v. Weitershausens, hatten in Eistrup ihre Quartiere und zugleich mit uns an diesem Tage Rast. Ich besuchte ihn und dann Freyenhagen, freuten uns sehr, daß ein günstiges Schicksal uns seit dem ganzen Marsch mal wieder zusammen kommen ließ.

14. März. Nach Kirchweihe und Sudweihe. In letzterem hatte Herr Oberstlieutenant sein Quartier, und zwar bei einem adeligen Verwalter. Dieser war nicht schuldig Einquartierung zu nehmen, allein aus Bescheidenheit und Mangel guter Quartiere setzte er seine Gerechtsame bei Seite. Er führte also seinen Gast, ungeachtet er ein besonderes Wohnhaus hatte, in seines Prinzipals Wohnhaus, das gewiß an Pracht fürstlichen Gebäuden gleich gesetzt werden konnte. Der ganze Hof war mit einem großen Wassergraben umgeben und mit schöner angestrichener Zugbrücke versehen. Herr Oberstlieutenant waren wiederum so gnädig und nahm mich bei sich, wo ich denn auch mit ihm auf das beste logiert und bewirtet wurde. Mein Zimmer, geziert mit den besten Ta-

peten und Möbeln, setzte mich in eine Lage, die mir einen gewissen Grad von Größe einflößte und mir fast eingab: Ich müßte ein größeres Geschöpf sein, wofür man mich würklich zu halten hatte. Kurz, ich aß, trank und schlief wie ein Fürst. Der Name dieses Adeligen ist mir vergessen.

15. März passierten wir die Weser durch Bremen nach Massell, Burgdam und Vorburgdam. In dieser ganzen Gegend hatte die Weser vielen Schaden getan; sie war an vielen Orten ausgetreten und besonders eine Stunde vor Bremen bei dem Dorfe Brinkum und das wir zu passieren hatten, waren die Dämme dergestalt ausgerissen, daß das Wasser über einen gepflasterten Steinweg von ¾ Stunden lang so hoch sich ergoß, daß das Regiment teils auf Nachen und Wagen hinüber gebracht werden mußte. Unser Marsch war heute sehr stark, um 9 Uhr abends erreichten wir allererst unsere Quartiere. Das viele Essen und Trinken machte aber wieder Mut.

16. März. Nach Blumendahl, Ronnebeck, Beckedorff und Vegesack. Dieser letztere Ort verdient vor allen Anmerkungen. Vegesack ist ein Flecken, hat einen ziemlich räumlichen Hafen, worinnen fast 20—30 Kaufmanns-Schiffe liegen können, und gehört den Bremern. Die Einwohner dieses Städtchens sind dem Anschein nach in guten Umständen. Herr Oberstlieutenant Heymell's Kompagnie, folglich auch ich, waren so glücklich in diesem Ort einquartiert zu werden. Ich logierte bei einem Apotheker, namens Tillemann, einem Mann, aus dessen Verhalten eine ungezwungene und nur von der Seele erzeugte Aufrichtigkeit hervorleuchtete und der mit einer sorgfältigen Achtsamkeit alles aufsuchte, was meinen Aufenthalt nur angenehm machen konnte. Seine Hausfrau, welche nicht weniger meinetwegen geschäftig und sorgsam war, wandte ebenfalls alles zu meiner Bequemlichkeit und Pflege an. Das Essen war ungemein gut und erinnere mich nicht, je besser gegessen zu haben. Die Höflichkeit dieser Leute erstreckte sich gar so weit, daß sie, weil es noch etwas kalt war, mein Bett hatten erwärmen lassen. Mein Einzug in dieses Lager, das mit den schönsten Betten gar schrecklich erhöht und mit sehr feinen Tüchern belegt, geschah mit dem größten Pomp; ich unter-

ließ nicht einige Vergleiche zwischen jenen Adeligen und diesen zu machen und fand des andern Morgens in Anbetracht dessen mehr Unterschied, daß meine Gewohnheit sich mit dergleichen außerordentlichen Werken der Verpflegung nicht so besonders vertragen konnte. Ich schlief wenig und blos weil das Bett zu gut und mir zu ungewöhnlich schien. Die gemeinen Soldaten genossen nach ihrer Art eben so viel. Sie vermeinten das größte Glück in ihrem ganzen Leben allererst hier geschmeckt zu haben, und was konnten sie auch anders glauben, statt Brandwein und Bier wurde ihnen Wein gereicht. Dieses Wohlleben dauerte bis 17. März, wo wir glücklicherweise einen Rasttag halten mußten. Die übertriebene Artigkeit des Apothekers setzte mich indeß in eine gewisse Verlegenheit und vielen Besorgnissen. Ich sollte nichts bezahlen und aus Furcht, ihn als einen Mann von Ansehen zu beleidigen, getraute ich ihm nichts anfzudringen. Ich suchte aber ein Gleichgewicht zu treffen, kaufte, da er mit allen Waren versehen, meine ganze Provision auf die Schiffahrt, auch brachte ich viele unserer Herren Offiziere dahin, daß sie ihre notwendigen Sachen bei diesem Mann einkauften, und meine Absicht erreichte ich mit dem besten Erfolg. Mit großer Freude erzählte er mir bei unserm Abmarsch, daß er während dieser zweier Tage mehr Abgang gehabt, als er in einem ganzen Jahre hatte. Ich nahm hierbei nochmals Gelegenheit ihm etwas anzubieten, allein es war seine großmütige Antwort: belohnen Sie mich und meine Schuldigkeit mit einem geneigten Andenken.

18. März. Nach Hagen, Cassebruch und Driffthethe, Amt Hagen. Das angenehme muß immer durch das Unangenehme gewürzt werden und dadurch erst den eigentlichen Wert bekommen. Eben dies erfuhr ich hier mit lebhafter Überzeugung. Elend und Kummer, Dürftigkeit und Verachtung wohnten in allen Häusern. In Driffthethe hatte ich mein Quartier, ein alter Greis war mein Wirt, und dessen einzige Stube schien zu allem bequem eingerichtet zu sein. Schweine, Gänse, Hühner, Katzen und Hunde waren seine Gesellschafter und schliefen allesamt in dieser Stube; noch mehr, die Nachtzeit wurde solche zu einer Rauchkammer gebraucht, und vielleicht aus Gewohnheit oder Nothwendigkeit mußte eben bei meinem Aufenthalt der Rauch seine Wirkung tun, um entweder

mir oder sich selbst auf den morgigen Tag etwas geräuchertes verschaffen zu wollen. Fenster und Tür öffnete ich zwar und wandte alle Mühe an, ihn zu vertreiben, allein alles vergebens. In der Stube war eine Art Schlafkämmerchen, das man, wie mich deucht, Alkoven zu nennen pflegt, aber ein Loch, davon mein Wirt und ich nur Gebrauch zu machen wußten. Das Nest war voller Dampf und Ausdünstungen und ungeachtet alles dessen mußte ich darin schlafen. Flöhe in Menge empfingen mich, da ich ins Bett stieg, und avanzierten dergestalt auf mich zu, daß alle meine Verteidigungsstücke nicht hinreichten, sie zu verjagen. Ganze Herden schlug ich total darnieder und gleichwohl wollte ihre Zahl kein Ende nehmen. Dennoch schlief ich gar vortrefflich und bezahlte recht gern mein Nachtlager.

19. März. Nach Stodell, Nesse und Lockstadt. Dieses waren unsere Kantonierungs-Quartiere und cessierte nun auch von dieser Zeit an die von den Chur-Hanoverischen Untertanen sonstige gereichte Verpflegung. Ein jeder Soldat mußte alles was er verzehrte baar bezahlen und in einem ziemlich hohen Preise. Die hiesigen Bauern waren durch eine seit vielen Jahren hier herrschende Viehseuche in so elende Umstände geraten, daß sie selbst ihr Notdürftiges kaum hatten. Verschiedene Landleute hatten in einem Jahre mehr als 20 Stück Hornvieh daran verloren und dieses machte auch, daß die Lebensmittel, besonders Fleisch, sehr mangelte. Ein jedes Mittagsessen bezahlten die Herren Offiziere mit 8 Reichsthaler und doch hielt es vielen schwer solches dafür mal haben zu können. Des Herrn Oberstlieutenant Heymell und v. Kutzleben Kompagnien lagen in ——?——, hier wohnte ein Kaufmann namens Cammann, der uns den Tisch gab, und ebenfalls für 8 Reichsthaler, indes recht sehr gutes Essen. Ich bezahlte seit unserm ganzen Hiersein weder für Essen noch Trinken etwas. Herr Oberstlieutenant Heymell war so gnädig und gab mir alles mögliche frei, sogar Wein und Kaffee, auch überdies genoß ich sehr viele Guttaten und muß ich gestehen, daß ich nicht Wert genug besitze, alles dessen zu verdienen, was seine Großmut mir zufließen läßt. Das freundschaftliche Betragen dieses Mannes machte auch unseren ganzen Aufenthalt höchst angenehm und verstrich uns wie Augenblicke. Am 30. März marschierten wir zur Musterung

unweit Bremer Lehe auf einem großen Rasenplatz und mußten daselbst den Eid der Treue für die Krone Englands ablegen. Sr. Exzellenz Herr General-Lt. von Heister und der Englische Gesandte Herr Oberst von Faucit waren zugegen. Nach Endigung dessen rückten wir wieder in unsere Quartiere und fiel weiter nichts neues vor.

Namen der Herren Generäle, die die Campagne nach Nord-Amerika machen und zur 1. Division gehören:

Chef des Corps 1. Division, Kommandeur General-Lieutenant Heister.

Brigade-Kommandeure.

1. General-Major Stirn.
2. General-Major Schmith.
3. General-Major v. Mirbach.
4. Oberst v. Losberg.
5. Oberst v. Donop, Kommandeur der sämtlichen Grenadiere und Jäger.

1. Division.

Regiments-Kommandeure.

1. Grenadier Batl. v. Linsing, Oberst-Lt. v. Linsing.
2. Grenadier Batl., Oberst Block.
3. Grenadier v. Minigerode, Oberst-Lt. v. Minigerode.
4. Leib-Regiment, Oberst v. Losberg.
5. Regiment Erbprinz, Oberst v. Hachenberg.
6. Regiment Prinz Carl, Oberst Schreiber.
7. Regiment v. Ditfurth, Oberst v. Bosen.
8. Regiment v. Donop, Oberst v. Gosen.
   Regiment v. Losberg, Oberst v. Hering.
9. Regiment v. Knyphausen, Oberst v. Bork.
10. Regiment v. Trümbach, Oberst v. Bischausen.
11. Zwei Kompagnien Jäger, Oberst v. Donop.
12. Zwei Kompagnien Artillerie, Oberst-Lt. Eitell.

Das Grenadier-Bat. v. Linsing besteht aus den Kompagnien Grenadier Bat. v. Minnigerode.

Das 2. und 3. Garde Leib-Regiment und v. Mirbach, Grenadier-Komp. Erbprinz, v. Ditfurth.

Grenadier Bat. Block, v. Losberg.

Grenadier Komp. Prinz Carl, v. Knyphausen.

Regiment v. Wutgenau.

Regiment v. Donop, v. Trümbach.

Namen der Herren Offiziere von Regiment v. Donop, die 1776 die Campagne nach Nord-Amerika machen:

1. Oberst und Kommandeur v. Gosen.
2. Oberst-Lieutenant Heymell.
3. Major Hinte.
4. Grenadier-Kapitän v. Weitershausen.
5. Kapitän v. Kutzleben.
6. Kapitän v. Gall.
7. Kapitän Gissot.
8. Kapitän Venator.
9. Kapitän v. Donop.
10. Premier-Lieutenant Geisler, Grenadier.
11. Premier-Lieutenant Murhard.
12. Second Lieutenant Hausmann.
13. Second Lieutenant Reitz, Grenadier.
14. Second Lieutenant v. Nagell, Sr.
15. Second Lieutenant v. Nagell, Jr.
16. Second Lieutenant v. Bardeleben.
17. Second Lieutenant v. Lepell.
18. Second Lieutenant v. Donop.
19. Second Lieutenant Freyenhagen, Sr., Grenadier.
20. Fähnrich v. Losberg.
21. Fähnrich v. Trott.
22. Fähnrich Freyenhagen, Jr.
23. Fähnrich v. Knobelauch.
24. Fähnrich v. Stadell, am 22. Juni 1776 auf der See an Krankheit gestorben.
25. Regiments-Quartiermeister Zinn.
26. Regiments-Feldscheer Stiegelitz.
27. Auditeur Heymell.
28. Feld-Prediger Cöster.

29. Wagen-Meister Schultz.

Grenadier Kompagnie ist stark..................122 Mann
Musketier Kompagnie ....121 Mann

Auf dem Schiffe Hope, kommandiert vom Kapitän Pikock:

1. Herr Major Hinte.
2. Kapitän Venator.
3. Lieutenant Murhard.
4. Lieutenant v. Lepell.
5. Fähnrich v. Losberg.
6. Regiments-Quartiermeister Zinn.
7. Wagen-Meister Schultz.

Die Kampagnie des Herrn Majors und ein Teil von Kutzleben.

Auf dem Schiffe Embres, kommandiert vom Kapitän Walles:

1. Kapitän v. Gall.
2. Lieutenant Hausmann.
3. Fähnrich Freyenhagen.
4. Lieutenant v. Anderson vom Regiment Erb-Prinz.
5. Fähnrich Ungewitter vom Regiment Erb-Prinz.

Leib-Kompagnie ....121 Mann
Regiment Erb-Prinz .... 35 Mann
Regiment v. Losberg........................... 18 Mann

Summa ....174 Mann

9. April 1776 embarquierte unser Regiment zur Weser beim Dorfe Gestendorff unweit Bremer Lehe, und zwar auf nachstehenden Schiffen:

Auf dem Schiffe Esk, kommandiert vom Kapitän Redley:

1. Herr Oberst v. Gosen.
2. Kapitän v. Donop.
3. Lieutenant v. Nagell, Sr.
4. Lieutenant v. Nagell, Jr.
5. Lieutenant v. Donop.
6. Lieutenant Keyser von der Artillerie.
7. Fähnrich v. Stadell.
8. Regiments-Feldscheer Stieglitz.

Die Kompagnie des Herrn Oberst v. Gosen.........	121 Mann
Von Kapitän v. Kutzleben..........................	43 Mann
Von der Artillerie....................................	12 Mann
Summa	176 Mann

Auf dem Schiffe Jenny, kommandiert von Kapitän Hamilton:

1. Herr Oberstlieutenant Heymell.
2. Kapitän Gissot.
3. Herr Lieutenant v. Bardeleben.
4. Fähnrich v. Trott.
5. Fähnrich v. Knobelauch.
6. Auditeur Heymell.
7. Feld-Prediger Cöster.

Die Kompagnie des Herrn Oberstlieutenant Heymell..	121 Mann
Von Kapitän v. Kutzleben..........................	34 Mann
Vom Regiment v. Losberg..........................	20 Mann
Von der Artillerie....................................	14 Mann
Summa	189 Mann

2. Einschiffung und Abfahrt nach England.

So waren wir denn mittags 11 Uhr auf unseren Schiffen. Was für Verwunderungen, was für Erstaunen, und besondere Ideen entstanden in mir, da ich das Schiff betrat. Ich, der ich mir nie eine recht deutliche Vorstellung von so großen Schiffen machen konnte, noch weniger solche zuvor gesehen, empfand etwas, das ich auseinander zu wickeln nicht im Stande war. Eine stille Bewunderung, ein unbegränztes Erstaunen überzogen mein ganzes Wesen und nur dunkle Bilder stellten sich mir vor. Kurz, meine Ideen waren zu schwärmerisch, und zu unvollkommen, und vergeblich würde ich bemüht sein alle meine Begriffe in einen gewissen Wörter-Zusammenhang zu bringen. Genug also hiervon. Eine ganz kurze Anmerkung von unserer Kajütte soll indes noch folgen. Diese Kajütte ist nicht ungeheuer groß, ungefähr vier Schritte lang, und ebenso breit; hat vier kleine Fenster und ist sonst mit ebenmäßigen Zierraten und Bequemlichkeiten versehen;

so befinden sich z. B. vier Bettgestelle darinnen, die ungemein glücklich nach den Regeln der Notdurft verfertigt und an den Seiten fest genagelt sind; ferner ein viereckiger Tisch, der zum Teil die ganze Kajütte einnimmt; vier hölzerne Stühle, ein Ofen, ein großer Medizin-Kasten, welcher an einem Bettgestell fest gebunden und nötigenfalls zu einem Sopha dienen muß; einige Mantel-Säcke, die nicht weniger bei Gelegenheit uns Dienste leisten. Dies wären also die zu unserer Bequemlichkeit bestimmten und wohl ausgesuchten Möbel. Nun folgen die äußeren und einem Zimmer dieser Art sehr nötigen Zierraten, als fünf schrecklich große Schinken, die an den Fenstern in einer Reihe hängen und angenehm duften, nächst diesen liegen 20 Schießgewehre, über den Schinken eine Trommel und endlich die Perücke des Pastors hängen mit noch unendlich anderen Kostbarkeiten nach ihrem Rang vor jenen und machen den Kontrast vollständig. Dies mag hinreichend und wichtig genug sein, mehrere Stoß zu dieser Beschreibung zu finden.

Nachstehendes wird täglich ausgegeben, und einem jeden zu 2 Thaler 4 Heller angerechnet als 16 M. empfangen.

Montag: ½ pf. Butter, ½ pf. Käse, 2 pf. Hafermehl und 4 Maß Bier und 4 pf. Brod.

Dienstag: 4 pf. Brod, 4 Maß Bier, 2 pf. fein Weizen-Mehl zu Pudding und Rosinen dabei, ½ pf. Rindfleisch.

Mittwoch: 4 pf. Brod, 4 Maß Bier, ½ pf. Butter, ½ pf. Käse, 2 pf. Hafermehl und 2 pf. Erbsen.

Donnerstag: Brod, Bier, 2 pf. Schweinefleisch und 4 pf. Erbsen.

Freitag: Brod, Bier, Butter, Käse, Hafermehl und Erbsen.

Sonnabend: Brod, Bier, Pudding mit Rosinen und 2 pf. Rindfleisch.

Sonntag: Bier, Brod, Schweinefleisch und Erbsen.

Alles dies kochen zwei Soldaten und wird sodann ein Teil morgens ½9 Uhr und das übrige mittags 11 Uhr den Leuten

ausgegeben. Den Abend müssen sie aber vorlieb nehmen, denn nur einmal dürfen sie des Tages kochen. Wir nehmen ebenfalls diese Schiffskost, haben aber daneben unsere eigene Schiffs-Provision und wechseln also diese ab.

Vom 10. bis zum 16. April blieben alle Schiffe auf der Weser bei Bremer Lee ruhig vor Anker liegen und fiel während dieser Zeit nichts Merkwürdiges vor. Am 11. dieses schrieb ich nach Cassel an L. v. G. und fügte daneben ein andres Briefchen bei. An eben diesem Tage bekamen wir Besuch von sieben Personen. Diese waren Kapitän Venator, Lieutenant Nagell, Sr., und Freyenhagen, Fähnrich von Losberg und zwei Schiffs-Kapitäne mit uns, also 15 an der Zahl, eine ziemliche Gesellschaft, und gleichwohl war alles in der Kajütte, mußten aber verschiedene aufeinander sitzen und ganz geduldig erwarten was ihnen an Essen und Trinken gereicht wurde. Auf das übrige Comique ist leicht zu schließen. Wir ließen es uns indeß recht gut schmecken und tranken eine Gesundheit über die andere.— —

Am 16. April wurden, weil günstiger Wind wehte, alle Chalouppen aufgezogen, die Ancker abends gelichtet und die Segel aufgemacht, um den folgenden Tag noch Portsmouth abfahren zu können. Sr. Exzellenz Herr General-Lieutenant von Heister stieg dieserhalb heute Nachmittag auf das Schiff und fast von den meisten Schiffen wurden unter seiner Leitung mit Kanonen gefeuert.

17. April 1776. segelten alle Schiffe morgens 8 Uhr mit sehr gutem Wind und ungemein schönem Wetter von Bremer Lee ab. Vortrefflicher Anblick von so vielen Schiffen, deren ungefähr 40 an der Zahl waren. Um ½12 Uhr mittags sah man schon wenig Land mehr und um 3 Uhr nachmitags kamen wir mit dem besten Wind aus der Weser in die Nordsee, wo nunmehr gar kein Land mehr zu sehen war. Von Bremer Lee bis in die See sind sieben deutsche Meilen, wir liefen diese aber in Zeit von sieben Stunden. Von diesem Nachmittag 3 bis 6 Uhr abends war fast auf allen Schiffen bei der so heiteren Witterung unter beständigem Kanonieren Musik. Wie prächtig und gefallend diese Auftritte waren ist nicht zu beschreiben, es sind nur Gegenstände, die man

sehen muß, wenn man sie begreifen will. Es war indeß ein Schauplatz, dessen Anblick die lebhafteste Empfindung der Verwunderung und des Vergnügens einem jeden auch wider Willen einflößte. Um ½9 Uhr abends sah man das heilige Land, aber sehr entfernt, kaum daß ein daselbst leuchtendes Licht zu bemerken war.

18. April. Diese verwichene Nacht war also die erste zur See; für mich indeß ebenso ruhig gewesen, als auf der Weser und sonst auf dem festen Lande immermehr. Von gestern Nachmittag 3 Uhr bis heute Morgen 6 Uhr hatten wir 21 deutsche Meilen zurückgelegt. Der Himmel war wieder ungemein heiter und ganz windstill. Um ½9 Uhr morgens sah man in einer blauen Entfernung ungefähr 12 englische Meilen von uns die Küsten von Ost-Friesland. Das Meer war auch um diese Zeit mit lauter Ostfrießländischen Fischer-Nachen bedeckt. Um ½12 Uhr mittags bekamen wir Gegenwind. Das Wetter war bis abends 6 Uhr recht gut und ziemlich windstill, nächstdem regnete es ein wenig, doch aber ohne stürmisch zu sein. Der größte Teil Leute mußten sich schon schrecklich würgen und erbrechen, ich blieb aber ohne Übelkeit.

19. April. Ungeachtet in dieser vergangenen Nacht unser Schiff hat ziemlich Bewegungen gemacht, hatte ich doch gut geschlafen und nichts davon gemerkt. Sehr schönes Wetter und Windstille, aber kein günstiger Wind. Die Soldaten waren fast noch alle seekrank und mußten sich würgen, was sie nur immer konnten. Noch fehlte mir gottlob nicht das geringste.

20. April. Vortrefflich hatte ich diese verflossene Nacht geschlafen. Das Wetter war wieder sehr angenehm, der Wind ganz ruhig aber nicht günstig. Die Schiffe liefen deshalb sehr wenig und konnten nur lavieren. Um 9 Uhr morgens wurde das Meer so ruhig, daß man keine Welle sich bewegen sah und wie Spiegelglas anzusehen war (diese so außerordentliche Meerstille nennen die Schiffer Calm). Um 6 Uhr abends sah man eine ganz unzählbare Menge Fische, fast Heringen gleich; diese lagen haufenweise auf der Oberfläche des Meeres und trieben ihr Spiel. Um 7 Uhr abends bekamen wir guten Wind, allein derselbe war

noch immer so matt, daß die Schiffe sehr sehr wenig laufen konnten und fast merkte man bei dieser Stille gar keine Bewegungen des Schiffes. Die Seekrankheit herrschte noch so fort.

21. April. Noch immer gesund und den herrlichsten Schlaf! Das schöne helle und stille Wetter hielt noch mit günstigem, aber sehr mattem Winde an. Um 3 Uhr nachmittags wehte der Wind etwas stärker. Abends 9 Uhr bekamen wir Gegenwind, das Wetter blieb aber dabei ungemein gut und schön.

22. April. Recht frisch und gesund. Das Wetter noch höchst angenehm. Das Meer ganz ruhig. Der Wind aber contrair und matt, kaum daß die Schiffe fort rückten. Ich ging heute auf die Jagd und schoß zwei Gänse und vier Enten, sonst nichts Neues.

23. April. Dieser Tag war nicht weniger so angenehm gewesen als die vorigen. Das Meer ganz ruhig, der Wind contrair und sehr matt, daß wir in Zeit von 12 Stunden kaum 1 Meile gelaufen hatten. Um 5 Uhr abends wehte der Wind etwas stärker und auch vorteilhaft. Die Leute wurden etwas besser.

24. April. In dieser verwichenen Nacht soll unser Schiff, wie mir diesen Morgen von anderen Herren erzählt wurde, ziemlich gewiegelt haben, allein mein Schlaf war nicht empfindlich genug gewesen, um diese Bewegungen wahrnehmen zu können. Ich hatte also gewiß gut geschlafen. Von gestern Nachmittag 4 Uhr bis diesen Morgen 8 Uhr hatte unser Schiff 93 englische Meilen gelaufen und war der Wind diesen ganzen Tag so gut, daß wir stundenweise bald 6, bald 7 englische Meilen liefen. Um 9 Uhr morgens sah man entfernt die Küsten von England. Diese zeigten sich wie weißliche Wolken. Um 12 Uhr mittags kamen wir aus der Nordsee in den Kanal der Stadt Tower, das Castel so als die Stadt selbst mit weißlichen Felsen umgeben zu sein schien und das man ziemlich deutlich erkennen konnte.

25. April. Der ganze Tag heiter, die See ruhig, der Wind contrair und sehr schwach. Um 3 Uhr nachmittags sah man in der Entfernung von ungefähr 3—4 Stunden die Insel Wicht und abends 6 Uhr die Schiffe in Spithead. Wir hätten zwar noch

heute in den Hafen einlaufen können, allein gegen ½7 Uhr erhob sich ein sehr starker Wind und uns dermalen zuwider, daß wir unweit der gedachten Insel Wicht abends 10 Uhr in dem Kanal ankern mußten.

26. April. Der starke Wind hatte sich in der Nacht gelegt. Um 5 Uhr morgens wurden die Anker aufgezogen und segelten wir nun nach dem Hafen zu. Um 7 Uhr waren wir Portsmouth schon ziemlich nahe, allein wegen wirdigen Wind ging die Einfahrt so langsam, daß wir allererst mittags 10 Uhr auf der Rehde von Spithead ankamen und gottlob glücklich und gesund. Unser Schiffs-Kapitän, der 18 Jahre zur See gefahren, versicherte uns, da er sich nie eine so stille, ruhige und angenehme Witterung auf der See zu entsinnen wußte. Es heißt auch in der Tat viel Glück, ohne den geringsten Sturm und bei der allerbesten Witterung, einen Teil der fürchterlichen See überschwommen zu haben.

27. April. Lagen alle Schiffe auf der Rehde bei Portsmouth vor Anker. Sämtliche Schiffe bekamen frische Provision und frisches Wasser. Auch lagen hierselbst noch viele andere Schiffe, die mit englischen Truppen besetzt und mit uns nach Amerika abfahren sollten. Die Lage unseres Schiffes war höchst angenehm, wir lagen zwischen Portsmouth und der Insel Wicht, deren beider Anblick uns die prächtigsten Gegenstände lieferte. Alles grünte, das Wetter schön und dabei alles gesund.

28. April. Noch alles ruhig vor Anker und recht gutes Wetter, sonst nichts Neues.

29. April. Alles ruhig vor Anker. Kaltes und unfreundliches Wetter, doch ohne Regen. Heute wurden von den Schiffen, die zu viele Leute hatten, ein Teil derselben abgenommen und auf andere Transportschiffe verlegt. Von unserem Regiment wurden 4 Offiziere und 138 Gemeine auf das Schiff Surprice gebracht. Vom Shiff Esk: Lieut. v. Nagell und vom Kapitän v. Kutzlebens Kompagnie 34 Mann. Vom Schiff Jenny: Fähnrich v. Knoblauch, 20 Mann von Kapitän v. Kutzleben und 20 Mann vom Regiment v. Losberg. Vom Schiff Hope: Kapitän Venator und 34 Mann von Kapitän v. Kutzleben. Vom Schiff

Embres: Von der 2. Komp. des Regiments und Regiments v. Losberg 30 Mann.

Es besteht also die Besatzung des Schiffes Surprice aus:

1. Kapitän Venator.
2. Lieutenant v. Nagell, Sr.
3. Lieutenant v. Nagell, Jr.
4. Fähnrich v. Knobelauch.
5. Unteroffiziere und Gemeine 138 Mann.

30. April. Sehr rauhes und kaltes Wetter, etwas Regen. Noch alle Schiffe vor Anker, weiter nichts Neues.

1. Mai 1776. Ziemlich Wetter — noch alles vor Anker. Diesen Morgen 9 Uhr fuhr ich mit unserem Schiffs-Kapitän nach Portsmouth. Diese Stadt ist von ebenmäßiger Größe, mit Mauern umgeben und an der Seeseite mit Kanonen sehr stark besetzt; auch hat die Stadt eine angenehme Lage und die ganze Gegend scheint fruchtbar zu sein. Die Straßen sind ziemlich breit und gut gepflastert, insbesondere ist eine derselben vorzüglich lang und geht diese von einem Ende der Stadt bis zur anderen. Eine Hälfte der Stadt hat niedrige aber ganz niedliche Häuser. Die andere Hälfte, welche durch ein Wasser abgesondert und zu der man über eine steinerne Brücke zu einem Tor eingeht, ist schöner und die Häuser weit größer. Die Reinlichkeit, worauf ungemein gehalten wird, macht die geringsten Häuser ansehnlich und prahlerisch. Der Hafen ist groß und eine daneben angebaute Werfte ist so wohl für neu zu bauende als für auszubessernde Schiffe aller Arten höchst bequem. Diese Werfte ist gleichsam ein ausgemauerter tiefer Graben, der vermittelst einer Schläuße mit Wasser angefüllt und wieder abgelassen werden kann und folglich die Schiffe ein und auslaufen können. Zwei von den Franzosen eroberten Kriegsschiffe, jede von 90 Kanonen, und Centaur und Terrible hießen, wurden ebenfalls gebessert. Der Umfang eines Kriegsschiffes ist erstaunend und nicht ohne Schaudern kann man in die Tiefe derselben sehen. Die Kajütten darin sind groß unter anderen eine, worin fast 20 Menschen vollkommen Raum haben (vier Kajütten in jedem Schiffe).

überhaupt liegt Portmouth denen Schiffen sehr bequem und vorteilhaft. Die Vorrats-Häuser sind mit allem was zum Schiffs-Wesen gehöret, reichlich versehen.

Alles war hier schrecklich teuer. Z. B. Kaffee 1 Pfund 16, 20 Pf. Wein 7 Boutelle 15, 24 Pf. und so fort. In der Stadt Gosport, die von Portsmouth aus jenseits des Hafens liegt, bin ich nicht gewesen, sondern habe selbe nur von einer Seite sehen können; sie scheint aber eben so groß als jene zu sein. Abends 5 Uhr war ich wieder auf dem Schiffe.

2. Mai. Unfreundlich und kaltes Wetter. Noch vor Anker, nichts Neues.

3. Mai. Um 10 Uhr morgens segelten alle Schiffe von Spithead ab und nach St. Hillen, um sodann mit dem ersten guten Winde auslaufen zu können. Um 12 Uhr mittags wurden die Anker geworfen und wir lagen kaum ¼ Stunde von der Insel Wicht, so gern ich diese Insel betreten hätte, so war es gleichwohl der starken Wellen wegen nicht möglich. Das Wetter war kalt und stürmisch.

4. Mai. Stürmisches Wetter und kalt. Auf St. Hillen alles vor Anker — quelque chose! Von Herrn Oberst-Lt. Heymell's Bedienten kam heute nachmittags einer auf unser Schiff, um Herrn Obersten zu melden, daß eins seiner Pferde von einem anderen geschlagen sei. Dieser Bediente bat die Matrosen, welche ihn hierher gefahren, sie möchten bis zu seiner Abfertigung die Chaluppe fest binden; sie taten dieses und hielten sich während dieser Zeit in der Kajütte von unseren Matrosen auf. Bald darauf schlugen die Wellen so heftig an den Nachen, daß dessen Seil abriß und auf einmal so weit fortgetrieben wurde, daß solches zu retten fast unwahrscheinlich schien. Indeß ein Matrose von einem anderen Schiffe sieht die Chalouppe und kurz entschlossen springt er ins Wasser hinein, folgt ihr, holte sie ein und brachte sie wieder auf unser Schiff, nachdem er beinahe über ¼ Stunde mit den ungeheuren Wellen zu kämpfen gehabt. Fürchterlich schien es, wie dieser Mensch von den Wellen herum geworfen wurde.; oft sah man ihn binnen 2—3 Minuten nicht. Und ungeachtet seiner

Mühe weigerte er sich von Herrn Oberstlt. Geld anzunehmen und schlug es auch gänzlich aus.

5. Mai. Auf St. Hillen vor Anker. Das Sturmwetter hielt noch sofort an und war heftiger. Die Wellen schlugen fast bis auf unser Schiff und türmten Hügel, die gleichsam von Schnee bedeckt zu sein schienen, dabei schneite es, regnete und zu gewissen Zeiten etwas Sonnenschein. Kurz es war heute ein echter April-Tag. Das Schiff machte ziemliche Manöver und brachten uns diese zu einer gewissen Stille, mit deren Ursache wir vorher noch nicht recht bekannt waren. Unsere Aufmerksamkeit ging weiter, gegen Abend kam des Schiffs-Kapitän kleiner Bois in die Kajütte, und befestigte alle Stühle, alle Kasten, überhaupt alles was nur fallen konnte. — Holla! dachten wir, was soll denn das sein? Wir merkten es aber bald und wir selbst wünschten hiernächst, daß auch für uns eine Maschine zum feststehen da wäre; denn in der Tat, wir waren nicht Herr von unseren Beinen. Hin und her baumelten wir, aber dennoch befremdeten uns diese Veranstaltungen und konnten nicht recht begreifen, warum alles so schrecklich mit Seilen angebunden sein mußte.

3. Von England nach Amerika.

6. Mai. In der verwichenen Nacht hatte sich das stürmische Wetter gelegt und war ziemlich gut, hatten auch guten Wind; brachen um deswillen von St. Hillen auf und segelten mit dem besten Nord-Ost Wind abends 6 Uhr, unter Bedeckung dreier Kriegsschiffe, zwei Fregatten, ein Bombadier Galiot und ein Feuerschiff. Zu Portsmouth waren noch verschiedene Transport-Schiffe mit englischen Truppen zu uns gestoßen, unser Flotte bestand also aus sieben Königlichen Schiffen und 80 Transport-Schiffen, und zwar unter Kommando des Kommandeurs Sir Hathon, welcher auf dem Kriegsschiff Preston sich befand.

7. Mai. In der vergangenen Nacht war wieder ein starker Wind eingefallen, die Bewegung des Schiffes war folglich groß gewesen; gleichwohl hatte ich vortrefflich geschlafen. Um 7 Uhr morgens wurde der Wind noch heftiger und uns dermalen zuwider, daß wir nach St. Hillen laufen sollten, doch erwartete man den

folgenden Tag. Bei diesem starken Winde mußten alle Schiffe mit größter Vorsicht lavieren, damit sie nicht in dem Kanal irgendwo stranden möchten. Diese besondere Bewegung des Schiffes verursachte fast bei allen Leuten so große Übelkeiten, daß sie ohne Würgen und alles was dazu gehört, nicht bleiben durften. Abends 6 Uhr wurden die Wellen noch weit stärker. Niemand konnte auch weder stehen noch sitzen. Wir legten uns deshalb teils ins Bett, teils auf die bloße Erde, aber doch waren wir nicht sicher — bald rollen Tisch und Stühle, obgleich sie fest gebunden, zusammen, und wir, es fehlte wenig, mitten darunter. Unser Mittagsessen genossen wir heute in vieler Unruhe — der eine nahm seinen Teller ins Bett, der andere setzte sich neben dasselbe und wieder ein anderer saß mitten in der Kajütte und hatte seine Arme um den Tisch gewunden, und auf diese Art hielten wir unsere Mahlzeit. Ich saß auf der Erde neben meinem Bett, hielt mich daran, aß meinen Teil aus einem hölzernen Gefäß und ließ mirs unvergleichlich schmecken. Hier nun begriffen wir, wie nötig es sei, fernerhin alles so fest wie möglich anzubinden.

8. März. Der heftige Wind hatte sich die Nacht gelegt und wehte sehr vorteilhaft, auch sonst war das Wetter ziemlich gut. Die Leute erholten sich deshalb wieder. Diesen Vormittag liefen wir sehr geschwind — acht englische Meilen in einer Stunde, und fuhren längs an den englischen Küsten herunter. Um 4 Uhr nachmittags kamen wir in einer eben nicht gar weiten Entfernung bei Plymouth vorüber, man konnte mit Ferngläsern die Kirchtürme von der Stadt sehen. Um den Abend tobten die Wellen abwechselnd und zu gewissen Augenblicken ebenso wie am vorigen Tage. Die Leute würgten sich auch alsbald wieder.

9. Mai. Das Wetter schön — der Wind wieder ruhig und noch vorteilhafter. Um 11 Uhr vormittags kamen wir aus dem Kanal und gottlob ganz glücklich. So lange wir noch in dem Kanal waren, mußten unsere Schiffsleute nicht wenig bedächtlich fahren, denn bei deren Küste sind gefährliche Sandbänke und können diese Gegenden nicht gut befahren werden. Den ganzen Tag liefen wir bald 4—5 englische Meilen in der Stunde.

10. Mai. Ungemein gutes Wetter. Wind und Meer ruhig,

das Meer so glatt wie Spiegelglas. Die Leute wurden etwas besser. Wir liefen langsam, kaum 2 englische Meilen in einer Stunde.

11. Mai. Noch so fort schön und angenehmes Wetter, der Wind stille und das Meer so glatt als am gestrigen Tage. Heute den ganzen Tag hatten wir nur einige englische Meilen zurückgelegt.

12. Mai. Die nämliche schöne Witterung. Nichts angenehmeres, nichts prächtigeres kann man sich denken, als ein so unvergleichlich herrliches Wetter zur See.

13. Mai. Immer noch sehr gutes Wetter, doch aber etwas mehr Wind. Unsere Fahrt war indeß noch gering. Um 7 Uhr abends bekamen wir günstigen Wind und liefen nun stundenweise 3—4 englische Meilen.

14. Mai. Zwar gut Wetter, aber kalte Luft. Der Wind so vorteilhaft, daß wir jede Stunde 5—6 englische Meilen liefen.

15. Mai. Ziemlich Wetter, rauhe Luft, der Wind noch sehr gut und liefen noch geschwinder als gestern — in einer Stunde 6—7 englische Meilen.

16. Mai. Ebenmäßig gutes Wetter, noch kalt, der Wind nach Wunsch und alle Stunden 6—7 englische Meilen. Ungeachtet der Wind eben nicht stark wehte, war das Meer doch so unruhig, daß unser Schiff bald vorwärts, bald seitwärts sich warf und weswegen wir auch heute wie trunkene Leute in der Kajütte herum taumeln und aus einer Ecke in die andere fallen mußten. Unseren Kaffekessel banden wir diesen Morgen an ein Seilchen und hingen ihn an einem Nagel, wo ein jeder sich sodann unterstellte und seine Tasse mit zitternden Händen und Füßen voll füllte. Mit unserem Mittagsessen ging es nicht besser. Um den ganzen Tisch hatten wir uns gelagert, und zwar auf den Dielen der Kajütte saßen wir. Die Bedienten hielten mit Hilfe des Tisches die hölzernen Schüsseln und unter deren Beistand half sich ein jeder so gut er konnte. Es schmeckte uns bei aller dieser Unbequemlichkeit vortrefflich, wenigstens ich für meinen Teil habe immer so viel essen und trinken können wie jemals, und die

Drohungen sich auf der See ja nicht satt zu essen, sind für mich unbedeutende Warnungen gewesen; meinen Appetit im Essen und Trinken habe ich zu jeder Zeit befriedigt und zu mittags und abends mit ziemlichen Portionen.

17. Mai. In der verflossenen Nacht hatten wir allesamt höchst unruhig geschlafen. Die Wellen hatten dergestalt an das Schiff geschlagen und durch dessen schnellen Lauf so starke Bewegungen gemacht, daß um Mitternacht alle Stühle, Bücher, Mantelsäcke und sogar auch Kapitän Gissot, es fehlte nicht viel, mit denen Sachen in die Kajütte rollten. Ich selbst hätte beinahe gleiches Schicksal gehabt, wenn ich nicht durch den ersten Tumult dafür geschützt worden wäre. Ich hielt mich also so fest wie möglich und hörte hiernächst die verschiedenen Auftritte, die sich zutrugen. Auf einmal erwachten aber nun die übrigen Herren. Nun rief bald der eine, bald der andere; nun, was gibts denn? Das Geheimnis eröffnete sich bald. Eine heftige Bewegung des Schiffes folgte der anderen und plötzlich kam ein solcher Stoß, daß Kapitän Gissot schon über die Hälfte aus dem Bette stürzte und zugleich in diesem Augenblicke alles mit ihm sich in Alarm setzte. Ich lag ganz still, sagte nichts und stellte mich als schlief ich, dachte aber bei mir selbst — Himmel! kein Sturm und doch eine so schreckliche Bewegung; ein heimlicher Schauder überfiel mich, denn nie hatte ich von einem solchen Wanken gehört, noch weniger selbst empfunden; und nichts gewisseres glaubte ich, als den Umsturz des Schiffes. In dieser Erwartung blieb ich, bis der Tag anbrach, da es ruhig wurde. Wir stiegen also gottlob gesund wieder auf und erzählten uns unsere allerseitigen Kümmernissen. Das heutige Wetter ziemlich, rauhe Luft, noch günstiger Wind.

18. Mai. Die verwichene Nacht war etwas ruhiger gewesen; zwar hatte unser Schiff keine kleine Bewegungen gemacht, doch aber nicht so heftig, als die am 16. und 17. Die Luft noch rauh, der Wind vortrefflich und liefen eben so geschwind wie die vorigen Tage.

Ein kleiner Junge von unseren Schiffsleuten, ungefähr 11 Jahre alt, fiel diesen Morgen 6 Uhr vom untersten Teil des Mastbaumes ins Meer. Der Schiffs-Kapitän ließ aber sogleich

die Chalouppe herunter, setzte ihm nach und fand ihn, nachdem er 20 Minuten herumgeschwommen wieder. Er lebte noch und hatte noch alle Zeichen des Lebens.

19. Mai. Die Nacht ganz ruhig, wir hatten gut geschlafen, gutes Wetter, der Wind noch sehr günstig. Der kleine Junge war heute schon wieder auf dem Verdeck und fast ganz hergestellt.

20. Mai. Wind, Wetter und Fahrt den Vormittag gut, 12 Uhr mittags wurde es so windstill, daß wir kaum in einer Stunde eine englische Meile liefen und hielt dieses den Tag über so fort an. Der Wind contrair.

21. Mai. Die Nacht höchst unruhig, das Hin- und Herwandern unseres Schiffes war so heftig gewesen, daß wir diesen Morgen bei unserem Erwachen Bücher, Schinken, Stühle und dergleichen mehr in der Kajütte zerstreut fanden. Diese starke Bewegung rührte nicht vom Winde her, denn dieser hatte die vergangene Nacht wenig geweht und war auch diesen Morgen fast Calm; sondern die innere Unruhe des Meeres verursacht allein dieses. Um 12 Uhr mittags wurde der ganze Horizont so trübe und ein starker Nordwind erhob sich dermalen so plötzlich, daß wir den stärksten Sturm zu haben glaubten. Die Wellen türmten sich zu gewissen Zeiten so hoch, daß solche bis auf unser Schiff mit der größten Wut schlugen. Der Wind war dabei fürchterlich und hielt dieses Wetter den ganzen Tag an. Unsere Schiffsleute hielten es für keinen Sturm, für uns war er aber der äußerste, denn wir konnten heute Mittag weniger ruhig als jemals essen und trinken. Unsere Mahlzeit war sehr gering, nur ein Pudding, aber auch den wußten wir auf keine Weise mit Ruhe zu genießen. Da er auf den Tisch gesetzt wurde, fiel er aus der hölzernen Schüssel, rollte auf dem Tisch herum und wäre beinahe auch auf die Erde gefallen; allein da wir uns alle, nach unserer Gewohnheit, vorher vorteilhaft gelagert hatten, so waren wir geschützt genug, ihn wieder aufzufangen. Ganz rein kam nun dieser Pudding zwar auf den Tisch, allein lauter kleine Stückchen waren es. Dies konnte auch nicht anders kommen, denn einer griff ihn, da er auf die Erde fallen wollte, mit der Gabel, der andere mit zwei oder drei Messern, der dritte mit Löffeln, und der vierte gar

mit allen zehn Fingern, mit Hitze an. Indeß freuten wir uns herzlich, daß wir ihn so weit gerettet; die Stückchen schmeckten uns eben so gut und keines blieb davon übrig.

22. Mai. Wiederum sehr unruhig geschlafen. Das ungestüme Wetter hatte die vergangene ganze Nacht ohne aufhören angehalten und auch so fort an diesem Tage. Das Meer tobte schrecklich und das Getöse war grausam und schreckhaft. Ungeheure Wellen schlugen auf das Schiff und mit einer solchen Wut, daß man durch das beständige Krachen der Masten fast den Untergang nahe kommen müssen glaubte. Um 11 Uhr mittags wurde der Sturm noch heftiger, fast niemand konnte mehr auf dem Verdeck bleiben; alles Essen flog vom Feuer und dieserhalben lag dieses auf einmal zerstreut umher, es waren Erbsen und Schweinefleisch. Wir hatten also diesen Mittag nichts, nahmen aber indeß Käse und Brod, legten uns damit in unsere Betten und aßen auch dies wenige mit Vergnügen. Ein kleines Fäßchen mit Bier hatten wir am Ofen festgebunden und dieser wohltätige Trank sättigte uns gar vortrefflich. Gegen Abend legte sich der Wind, aber sehr wenig.

23. Mai. Die vorige Nacht etwas ruhiger, das starke Toben fing aber diesen Morgen wieder an und noch heftiger als die vorherigen Tage. Den ganzen Vormittag war es sehr dunkel, Wind und Wellen heulten durcheinander und drohten uns einen höchst traurigen Tag. In Käse und Brod bestand abermals unser Diner. Um 2 Uhr nachmittags legte sich das stürmische Wetter und wurde ziemlich heiter. Wie wohl dünkte uns diese so angenehme Veränderung, und wie eifrig schritt man zum Kochen. Ein jeder holte an diesem Abend das nach, was seit einigen Tagen seinem Magen versagt werden mußte. In dieser vergangenen Nacht war eine von unseren Soldaten-Weibern ins Kindbett gekommen und mit einem starken Sohne glücklich entbunden. Das Kind war gesund, die Mutter aber sehr elend.

24. Mai. Die Nacht ziemlich ruhig, den ganzen Tag sehr gutes und angenehmes Wetter und fast Calm. Der Wind nicht günstig, wir liefen sehr wenig. Nachmittags 3 Uhr wurde das Kind getauft, der Herr Oberstlieutenant Heymell, unser Schiffs-

Kapitän und Herr Ego waren Gevattern. Der Herr Oberstlieutenant hob es zur Taufe und wurde benannt Carl, Herrn Oberstlieutenants Name; Hamilton, des Schiffs-Kapitäns, und Heinrich, mein Name. Die Mutter war heute schon wieder ziemlich besser.

30. Mai. So ist denn dies seit fünf Tagen der erste, wo ich eine Feder zu führen und sonst etwas wieder zu denken im Stande bin. Ein Sturm, ein wirklicher Sturm, der um 12 Uhr mittags den 25. dieses einfiel, erlaubte mir nicht während dieser ganzen Zeit das geringste zu verrichten. Außerordentlich schrecklich waren diese Tage vom 25. bis 29.. Die stärksten Seestürme mit abwechselnden Graden hatten wir unter dieser Zeit auszustehen, und waren jene schon zu verschiedenen Malen gewesenen Stürme mit diesen gar nicht zu vergleichen. Die Westwinde wehten dermalen, daß wir stündlich Gefahr liefen, unsere Maste, ja selbst unser Schiff zu verlieren. Zu schwach ist meine Feder, zu arm ist die Sprache, als alle Gefahren nach der Empfindung beschreiben zu können. Hier hießen die Wellen keine Hügel mehr, sondern ungeheure, ja unabsehbare Berge schienen sie. Welle auf Welle türmte sich und wüteten gegen einander in dem fürchterlichsten Getöse. Öftermalen bedeckten die Wellen unser Schiff dergestalt, daß das Wasser fast zwei bis drei Schuh hoch auf dem Verdeck stand. Niemand durfte es wagen darauf zu gehen, ohne nicht in Gefahr zu sein, von denen Wellen erschlagen zu werden. Selbst unsere Schiffsleute hatten Mühe zu stehen. Sie mußten, wenn sie das Ruder führten, sich mit Seilen an den Mast binden. Am 28., und zwar von 5—6 Uhr abends, war unsere Gefahr am größten. Von allen Seiten umgaben uns die Wellen. Unser Schiff schien in dem tiefsten Abgrunde zu liegen. Das Wasser schoß zu Fenstern und vom Verdeck in unsere Kajüte stromweise herein. Herr Oberstlieutenant, der eben ein wenig aufgestanden war, um sein Bett machen zu lassen und vor der Tür seiner Kajütte stand, während er sich fest hielt, wurde in dieser Stunde von einer Welle, die mit aller Macht über diesen Platz schlug, so bedeckt, daß er bestürzt und ganz durchaus naß, in unsere Kajütte kam. Eben diese nämliche Welle traf auch mich. Der Hunger hatte mich aus dem Bett getrieben, war also mit großer Mühe aus selbiger ge-

krochen und saß auf der Erde vor dem Schranke, mir ein Stückchen Käse und Brod zu holen. Kaum hatte ich aber den Schrank geöffnet, schlug das Wasser zur Windofenröhre hinein und mir gerade auf die Beine. In diesem Augenblick trat Herr Oberstlieutenant und bald darauf der Schiffs-Kapitän mit nicht weniger Verzagtheit und Unruhe in die Kajütte. Alles war in diesem Augenblick äußerst bestürzt, traurig sahen wir uns einander an und erwarteten schon ängstlich den Augenblick, der uns zum Opfer der wilden Fluten zu machen drohte. Kein Schlaf kam uns diese ganze Zeit über die Augen und ruhten wir gleich ein wenig, war es doch nur ein ängstlicher Schlaf, der uns mehr schwächte als erquickte. Zu verwundern ist bei allem diesen, daß der Kind-Vetterin mit ihrem Kinde, ohne Angst, Furcht und unter der besten Gesundheit diese grausamen Tage verstrichen. Ewig danke ich indeß dem Höchsten für unsere Errettung und den glücklichen Übergang aller Fährlichkeiten, die uns bevorstanden. Diesen ganzen Tag sehr angenehmes Wetter. Was für süße Erquickung für uns, die wir in fünf Tagen kaum des Tages Licht erblickt hatten. Schüchtern kroch alles hervor, schüchtern sah sich alles um, ob der grausame Schauplatz der Natur von Furcht und Kummer auch wirklich vorüber sei. Ein jeder atmete denn mit gierigen Zügen die sanftere Luft und ein jeder war sorgfältig bemüht, seine fast gänzlich erschöpften Lebensgeister ein wenig wieder zu beleben. Der Kommandeur auf Preston gab diesen Morgen gleich ein Signal, daß alle Schiffskapitäne zu ihm kommen sollten, um zu erfahren, ob keine Unglücksfälle vorgefallen wären. Die Flotte war aber so stark zerstreut, daß er nur von wenigen diese Nachricht haben konnte. Indeß kamen doch nach und nach die Schiffe wieder zusammen und fast alle ganz glücklich; einige hatten Maste verloren.

31. Mai. Diese verwichene Nacht war nun seit sechs Tagen die erste, wo wir rechte Ruhe genossen. Ungemein gutes und heiteres Wetter, aber kein guter Wind. Diese Witterung war uns auch höchst nötig, denn noch hatten wir uns nicht erholt und wir Herren aus der Kajütte konnten es heute am wenigsten. Recht ruhig und mit großen Appetit gedachten wir diesen Mittag zu essen, allein nichts vermochten wir zu genießen. Das ganze Essen hatte den widrigsten Geruch von dem Wasser, worinnen es gekocht

worden, angenommen. Mit bloßem Käse und Brod mußten wir also Vorlieb nehmen. Dieser Vorfall ist nichts seltenes, denn das Wasser überhaupt ist elend und fast stinkend und dabei so rar, daß niemand zum Waschen des Gesichts oder der Hände etwas nehmen darf, sondern des Seewassers, ungeachtet solches nicht die geringste Unreinigkeit abnimmt, sich nur zu bedienen hat. Kaffee und Tee wird bei mittelmäßigem Geruch mit Appetit getrunken.

1. Juni 1776. Die vergangene Nacht ganz ruhig, sehr gut geschlafen. Morgens früh trübe und neblig, fast calm und kein guter Wind. Um 9 Uhr morgens wieder überaus hell und das Wetter vortrefflich. Um 6 Uhr abends stieg ein starker Nebel auf und hielt so fort an. Der Wind wehte etwas stark. Man erfuhr diesen Morgen, daß das Schiff Mallaga, auf welchem Kapitän Waldenberger mit einer Kompagnie vom Leibregiment sich befand, bei dem letzten Sturm von der Flotte abgekommen sei und noch nicht erfahren könne, wo er wäre.

2. Juni. Die Nacht ruhig, gut geschlafen, ganz gesund, sehr schönes Wetter, aber schrecklich heiß, kein Wind, sondern calm. Wir liefen also wenig. Wir erhielten heute von unserem Schiffs-Kapitän 45 Bouteillen Port-Bier, teilten aber diese nicht unter uns, man übergab sie nur allesamt, und ein jeder hatte die Freiheit nach Belieben viel oder wenig zu trinken, je nachdem eines jeden Geldbeutel es gestattete.

3. Juni. Die Nacht sehr ruhig, recht gut geschlafen, den ganzen Tag eine heftige Hitze, kein Wind und calm. Wir liefen fast gar nicht.

4. Juni. Der heutige Tag nicht so gut als die zwei vorigen; zwar heiter, aber kalte Luft, das Meer etwas unruhig, doch war die Bewegung des Schiffes nicht gar groß, wir konnten ruhig essen und trinken. Gegenwind. Vormittags 10 Uhr fuhr Herr Generallieutenant Heister zum Kommandeur auf Preston, den Geburtstag des Königs von England mitfeiern zu helfen, weshalb dann auch um die Mitagszeit von den Kriegs- und verschiedenen Transport-Schiffen stark gefeuert wurde.

5. Juni. Das Meer ruhig, der Wind nicht stark und contrair, fast den ganzen Tag regnete es, sonst nichts neues.

6. Juni. Den Vormittag trübe und nebelig, kalte Luft und noch contrair Wind; den Mittag klares und heiteres Wetter. Wir liefen aber wenig, kaum zwei englische Meilen in einer Stunde. Ein französisches Schiff, das nach Amerika zu fahren willens war, wurde heute angehalten und mußte bei der Flotte bleiben. Nachmittags besuchten uns Kapitän Venator und Lieutenant v. Nagell, Sr., um Zucker und sonstige Lebensmittel von unserem Schiffs-Kapitän einzukaufen, denn sie hatten schon seit langer Zeit nichts als ihre Schiffs-Provision gehabt.

7. Juni. Das Wetter den ganzen Tag trübe und mit abwechselnden Sonnenschein und Regen; kein guter Wind, wir liefen wenig.

8. Juni. Das Wetter ziemlich klar, kalte Luft; der Wind noch immer contrair; sonst ruhig, wir liefen wenig.

9. Juni. Vortreffliches Wetter, sehr heiß, kein Wind und calm.

10. Juni. Ziemlich gutes Wetter, der Wind etwas besser und stärker, liefen ebenmäßig.

11. Juni. Stürmisches Wetter, das Meer sehr unruhig und regnete bis abends, der Wind contrair. Unser Mittagsessen wurde in vieler Unruhe genossen. Wir hatten Klöse, gemacht von Mehl, zerstoßenem Schiffs-Zwieback, ein bischen Rinderfett und Wasser eingerührt; schmeckten gut. Eine große hölzerne Schüssel war gut gehäuft, und weil wir vor der Bewegung des Schiffes keine Teller nehmen durften, aßen wir alle aus dieser einzigen Schüssel, die von einigen festgehalten wurde.

12. Juni. Das nämliche Wetter wie gestern, wir konnten folglich wieder nicht ruhig essen, waren indeß gesund und fehlte uns gottlob nichts. Käse, Brod, Bier, alles uns vortrefflich.

13. Juni. Das stürmische Wetter hatte sich zum Teil gelegt und war wieder ziemlich gut, der Wind etwas besser. Nachmittags 4 Uhr sahen wir eine Menge großer Fische von ungefähr 12 Fuß lang, deren Namen aber niemand anzugeben wußte.



14. Juni. Nach Aussage der Herren soll in dieser vergangenen Nacht unser Schiff viele und starke Bewegungen gemacht haben. Ich aber für mein Teil wußte bei meinem Erwachen nichts davon. Den Tag über gutes Wetter und calm, gleichwohl aber tanzte unser Schiff nicht wenig. Eine solche Bewegung ist öftermalen, wenngleich das Meer auf der Oberfläche ruhig ist, die innere Unruhe aber desselben verursacht die Bewegungen. Wir erfuhren heute die üble Nachricht, daß der Graf von der Lippe, Kapitän, und Lieutenant Kleinschmitt, beide vom Leib-Regiment, am 6. dieses auf dem Schiffe duelliert hätten, der Graf so stark verwundet, daß er alsbald nach zwei Tagen an seiner Wunde gestorben sei. Lieutenant Kleinschmitt wäre auf das Schiff des Oberst v. Wormb als Arrestant gebracht.

15. Juni. Die Nacht ganz ruhig, das Wetter veränderlich, bald Regen, bald Sonnenschein, bald viel, bald wenig Wind und sehr kalt. Mittags etwas beständiger und besser, der Wind mehr vorteilhafter; wir liefen stundenweise drei bis vier Meilen. Gegen Abend ließ sich ein Fisch von ungeheurer Größe sehen, und nach des Schiffs-Kapitäns Meinung wohl 800 Pfund an Gewicht.

16. Juni. Das Wetter ziemlich hell, aber so kalt wie im Oktober. Wir liefen wie gestern. Unser Mittagsessen genossen wir in vieler Ruhe. Wir hatten eine gute Suppe von einem fetten Huhn, deren zwölf Herr Oberstlieutenant auf Schiff gebracht hatte, ferner Scheinefleisch, Pudding und Käse, schmeckte gut.

17. Juni. Ungemein schönes Wetter, sehr heiß, ganz windstill und calm. Nachmittags hatten wir Besuch. Herr Major Hinte, Kapitän Steding vom Regiment v. Losberg, Herr Stabs-Prediger Heller und zwei Schiffs-Kapitäne. Angenehmer Tag. Wir vergnügten uns beim Punsch, tranken etwas viel und eine ganz unschuldige Lebhaftigkeit herrschte in uns, um 7 Uhr abends ging die Gesellschaft wieder ab.

18. Juni. Unvergleichliches Wetter. Wir liefen stundenweise drei englische Meilen. Heute war ich eben nicht gar wohl, vielleicht der gestrige Tag. Indeß konnte ich doch noch recht viel essen — wir hatten Glöse.

19. Juni. Gutes Wetter, sehr heiß, der Wind ziemlich, und liefen drei Meilen eine jede Stunde. Ich befand mich heute wieder vortrefflich.

20. Juni. Vormittags ziemlich hell und gutes Wetter. Nachmittags ist nebelig, daß man fast kein Schiff sehen konnte. Wir liefen noch ebenso geschwind wie gestern.

21. Juni. Der seit gestern Nachmittag eingefallene Nebel hielt heute den ganzen Tag an und war derselbe so dick, daß man kein Schiff zu sehen vermochte. Unser Schiffs-Kapitän war dieserwegen höchst verlegen und um so mehr, da er den Kanonen-Schuß, welchen der Kommandeur, zur Nachricht und sicheren Fahrt, jede Stunde tun ließ, nicht mehr hörte, glaubte also sehr entfernt von der Flotte zu sein. Wie segelten indeß immer fort und hatten das Glück, abends 5 Uhr, wo es etwas hell zu werden anfing, in der Gegend von des Kommandeurs Schiff zu sein und um 7 Uhr abends sah man auch einige andere Schiffe. Spät am Abend fing es heftig an zu regnen und der Nebel fiel plötzlich wieder ein. Abends 9 Uhr tranken wir einen herrlichen Punsch.

22. Juni. Der seit zwei Tagen anhaltende Nebel legte sich allererst diesen Abend 5 Uhr völlig, das Wetter wurde nach einem von vergangener Nacht bis heute vormittags 10 Uhr fortdauernden Regen ziemlich klar, aber so kalt, daß man einen warmen Ofen nicht ungern gesehen hätte. Unsere Flotte war nach dem Nebel sehr gering, sie hatte sich ganz zerstreut und nur hin und wieder sah man ein Schiff. Der Kommandeur ließ oft feuern, damit die noch gar weit entfernten hören möchten, in was für einer Gegend sie wären. Unser Schiff war eines mit von den ersten beim Kommando, die übrigen suchten aber nicht weniger eiligst heran zu fahren. Heute lozte unser Schiffs-Kapitän und fand mit 70 Faden Grund. Wir merkten also, daß wir uns auf der sogenannten Sable-Bank befanden. Es ließen sich auch allerhand Arten Fische und Vögel in großer Menge sehen. Wir sahen Fische, deren Größe uns aufmerksam machte. Die Schiffsleute nannten sie Fin-Fische und schätzten solche auf 7—800 Pfund, aber nicht eßbar.

23. Juni. Den ganzen Tag sehr nebelig und kalt, am Abend wurde solcher so stark, daß kein Schiff von den andern zu sehen war. Unser Schiffs-Kapitän warf Angeln und fing drei Fische, jeder ungefähr von 15—18 Pfund. Man nannte diese Kabbeljaus oder Labretaus. Wir aßen diesen Abend einen davon mit einer Sauce von Wasser, Butter und ein wenig Mehl dazwischen, schmeckten recht gut.

24. Juni. Der Nebel hielt den ganzen Tag an und ebenso stark als gestern; keine Schiffe konnte man sehen, nur entfernt war das Geläute einiger Schiffe zu hören. Der Nebel fiel zwar stark herunter, allein gleichwohl nahm derselbe kein Ende. Das Meer war indeß ruhig und fast calm. Wir machten heute wiederum einen Versuch, Fische zu fangen, konnten aber keinen Grund finden. Mittags, da wir eben am Tische saßen, kam jemand mit lauter Stimme in unsere Kajütte und rief, was für Fische! Essen und alles verließen wir und liefen schnell aufs Verdeck. Eine unzählbare Menge Fische hatten unser ganzes Schiff umgeben und so weit man nur sehen konnte, erblickte man deren heerenweise wieder einander ziehen. Wie sie hießen, konnten wir nicht erfahren, sie waren aber groß und fast drei Ellen lang. Überhaupt ist die Mannigfaltigkeit von Seetieren nicht genug zu bewundern. Die allerkleinste Gattung zeigt die Größe des Schöpfers.

25. Juni. Vortrefflich heiter und klares Wetter, ganz windstill und calm. Wir waren nicht mehr auf der Sable-Bank.

26. Juni. Fast den ganzen Tag gutes Wetter, der Himmel sehr heiter, kein Wind und fast calm. Abends 5 Uhr fiel wieder ein Nebel ein, doch war derselbe nicht stark und anhaltend. Abends spät wieder klares Wetter. Unser Schiffs-Kapitän verkaufte uns heute 48 Bout. Port-Bier zu 8 Pfennig die Bout.

27. Juni. Ziemlich Wetter, zwar etwas windig, doch eben nicht unruhig. Wind, Meer und sonst alles war, bis auf uns in der Kajütte, ruhig — auch kein Wunder. Wir hofften den Mittag gut und bei rechter Zeit zu essen, allein unsere Erwartung betrog uns. 12 Uhr war vorbei und noch kein Essen, wußten auch nicht, daß gar keines kommen würde. Endlich, da uns die Zeit zu lange dünkte, gingen wir hin und befehligten die Herren der Küche, uns

das Essen zu bringen. Aber was für Nachrichten hier? Nur ein Stückchen Schweinefleisch war im Seewasser abgekocht, das übrige vergessen. Was nun? Der eine gab diesen Rat, der andere jenen, der dritte seufzte und die übrigen schimpften. Kurz, man beschloß Buchweizen-Grütze zu Feuer zu bringen. Diese wurde also gekocht, und zwar etwas viel dick und äußerst geschwind. Buchweizen-Grütze und Schweinefleisch war dann unser Mittagsessen. Dieser Streich wird uns nicht selten gespielt und sind insbesonders seit einiger Zeit unsere Diner mit Schwierigkeiten verknüpft gewesen. Unser Koch, der Capt. d'armes Wehrmann vom Herrn Oberstlieutenant, war krank gewesen und konnte seinem Amt nicht recht vorstehen. Man gab also unsere Schiffskost bald dem Schiffs-Koch, bald meinem Kerle und bald wieder dem Cap. d'armes oder an dessen Frau. Hierdurch entstanden nun oft viele Irrtümer. Und ich, zwar als Gebieter des Kochwesens, vergaß nicht weniger öftermalen mich zu befragen, ob, was und wer kochen könnte, aber hierunter mußten wir heute leiden. Man erfuhr, daß verschiedene Schiffe, unter welchen des Herrn Oberst Blocks, bei dem letzten Nebel die Flotte verloren hätten.

28. Juni. Diesen Morgen 4 Uhr stieg Herr Pfarrer Cöster und ich auf, gingen aufs Verdeck und sahen die Pracht der eben aufgehenden Sonne. Den ganzen Tag vortreffliches Wetter, warm, windstill und calm. Abends 5 Uhr wehte ein günstiger Wind und wir liefen stundenweise 5 englische Meilen. Diesen Mittag waren wir Gäste von unserem Schiffs-Kapitän. Wir hatten eine Pastete vom frischen Schweinefleisch, das er von einem seiner Freunde gestern zum Geschenk bekommen und selbiges selbst zubereitete, als nämlich: Er machte einen Teig (das Mehl mit Wasser und Brandwein eingerührt), brachte solchen in die Form eines Kuchens. Der Teig wurde sodann zu großen Scheiben geschnitten und ein Teil davon unten in die Kastrole gelegt, hierauf das Schweinefleisch und etwas Rindfleisch, beides in kleine Stückchen zerlegt; wieder etwas von dem Teig und so fort. Hiernächst eine Sauce, die von Mehl, Butter und Wasser und viel Gewürz zusammen gekocht und alsdann zusammen gegessen; schmeckte gut. Der heutige Tag wurde fast unter beständigem Essen und Trinken zugebracht. Während wir den Kaffee tranken, ging der Schiffs-

Kapitän aufs Verdeck und weil eben einer von seinen Freunden nahe bei uns vorbei segelte, rief er diesem durch ein Sprachrohr zu, daß er frisches Schweinefleisch habe, und wenn ihn hungerte, möchte er kommen. Dieser kam unverzüglich, trank noch Kaffee mit uns und hiernächst wurde Punsch gemacht, das frische Fleisch am Feuer gebraten und alles aß wieder mit gutem Appetit dermalen, daß man fast übel davon wurde.

29. Juni. Ziemlich gutes Wetter, der Wind aber nicht mehr recht günstig; indeß liefen wir 3 Meilen. Abends spät wurde das Meer etwas unruhig und ein schwacher Nebel fiel ein. Die Bewegungen des Schiffes fingen auch ungemein an und vermuteten wir nun eine unruhige Nacht.

Sonntag, 30. Juni. Ungeachtet das gestrige stürmische Wetter die vergangene Nacht so fort angehalten und das Schiff starke Bewegungen gemacht hatte, war gleichwohl die Nacht für mich ganz ruhig gewesen. Die übrigen Herren versicherten aber, daß sie eine geringe Ruhe nur genießen konnten. Wind und Meer noch etwas unruhig, indeß konnten wir nachmittags ungestört unseren Gottesdienst halten. Am Abend liefen wir schneller und bald 5—6—7 Meilen in jeder Stunde.

Montag, 1. Juli 1776. In dieser vergangenen Nacht hatte unser Schiff so viel und große Bewegungen gemacht, daß wir alle davon erwacht waren. Dieses Hin- und Herwiegeln rührte aber nur blos daher, weil wir um Mitternacht einen recht guten Ostwind bekommen hatten und unser Schiff zu weit von der Flotte war, so mußten wir einige Segel einziehen und fast auf einem Fleck halten, bis die übrigen uns gleichkamen. Wind und Wetter sehr gut, wir liefen alle Stunde sechs Meilen.

Dienstag, 2. Juli. Die vergangene Nacht ganz ruhig. Von diesem Morgen bis nachmittags 3 Uhr das beste Wetter, hiernächst fiel ein starker Nebel ein und kein Schiff war vor selbigem zu sehen. Der Wind noch vorteilhaft, weil aber derselbe matt, liefen wir nicht gar viel, 2 Meilen stundenweise.

Mittwoch, 3. Juli. Der Wind noch gut, der Nebel hielt so fort den ganzen Tag an und kein Schiff war zu sehen. Wir fuhren

indeß so glücklich, daß wir immer in einer nicht so gar weiten Entfernung vom Kommando waren und fast jede Stunde den Kanonenschuß hören konnten. Abends 6 Uhr war aller Nebel vorüber und ganz hell, abends 10 Uhr aber der vorige Nebel. Nachmittags 4 Uhr nahm die Flotte eine andere Richtung, man glaubte den Küsten von Halifax zu nahe zu kommen und gingen also tiefer in See.

Donnerstag, 4. Juli. Wind und Meer ziemlich ruhig und fast calm, aber viel Nebel unter abwechselndem Sonnenschein und dauerte diese Witterung den ganzen Tag. Der Nebel fiel zwar häufig herunter, allein derselbe nahm kein Ende.

Freitag, 5. Juli. Wind und Meer ziemlich, der Nebel bis nachmitags 3 Uhr und wurde hiernächst das Wetter ganz heiter, hielt auch an. Wir liefen ziemlich, allein statt vorwärts waren wir einige 30 Meilen rückwärts gekommen. Abends 9 Uhr blitzte es.

Sonnabend, 6. Juli. Vormittags regnete es, der Nebel ganz gering, das Meer unruhig, der Wind ziemlich und liefen gut. Um Mittag das beste Wetter, überall klare und heitere Luft. Was für Freude heute? Nachmittags sollten wir Land sehen. Alles war voller Erwartung, ein jeder sah sich sehnsuchtsvoll darnach um und glaubten in einem jedweden entfernt aufsteigenden und sich zusammen ziehenden Nebel Land zu erblicken. Unsere Einbildungskraft wurde um so viel stärker, da fast von allen Schiffen, und selbst von unserem, die Matrosen auf den Masten saßen und ebenfalls Land zu finden hofften; allein vergebens! Abend war es schon und noch kein Land! Der Nebel hatte uns also alle betrogen und plötzlich war alle Freude verloren. Nun aber morgen, sagten die Soldaten, werden wir doch gewiß Land sehen. Ich wünschte dies mit ihnen, nicht aber in Rücksicht meiner allein, sondern noch mehr in Anbetracht der Soldaten, die vor Krätze und Ausschlag sich beinahe nicht mehr recht zu bewegen wußten.

Sonntag, 7. Juli. Die gestrige Vermutung war nicht falsch. Wir sahen Land. Ich war der erste, der es erblickte. Früh vor Tagesanbruch kam einer von unseren Matrosen in die Kajütte, weckte mich und flüsterte mir diese Nachricht zu. Ich eilte sogleich

aufs Verdeck, sah mich um, konnte aber noch nichts wahrnehmen. Indeß nicht lange hernach entdeckte ich, obgleich nicht viel und deutlich, etwas vom Lande. Nach dem Aufgang der Sonne ½4 Uhr zeigte sich solches schon merklicher und nun gab ich allen Nachricht davon. Alles lief sodann zusammen und aufs Verdeck. Wir näherten uns immer mehr dem Lande. Es waren die Küsten von Amerika, welche bei dem ersten Anblick wie Wolken das Ansehen hatten und gleichsam wie eine weitläufig vor uns ausgedehnte Ebene schienen. Um 12 Uhr mittags konnten wir diese Küsten sehr unterscheiden und erkennen, auch den Turm sehen, welcher von Halifax 18 englische Meilen entfernt. Dieser Turm ist sehr hoch und auf einem Felsen gebaut. Es dient derselbe den Schiffen zur Nachricht, damit solche der Küste, welche rechts und links mit Felsen besetzt, nicht zu nahe kommen und um die Einfahrt in den Hafen von Halifax zu begünstigen. Wir segelten rechts, welches der Weg nach Halifax war, sahen hier einige Kriegsschiffe halten, und welche unser erwarteten. Wir hielten es nun für gewiß ans Land gesetzt zu werden und alle Zurüstungen von Seiten der Soldaten mußten gemacht werden. Der Oberstlieutenant dachte, die Rebbels würden uns gleich töten, er glaubte, daß schon heute une grande Schlacht geliefert würde. Allein, ungefähr 4—5 Meilen von Halifax gab der Admiral ein Signal, daß alle Schiffs=Kapitäne zu ihm kommen sollten; hier wurde ihnen bekannt gemacht, daß unser Bestimmungsort nicht Halifax, sondern Rhode Island sei, noch 500 Meilen weiter. Die Schiffe, deren 18 an der Zahl, welche vor acht Tagen im Nebel von der Flotte abgekommen, hatten sich zwei Tage in dem Hafen zu Halifax aufgehalten und vereinigten sich wieder mit uns, ausgenommen Surprice befand sich nicht dabei, wußte auch niemand von diesem. Malaga hatte ein kleines amerikanisches Schiff gefangen genommen und stieß ebenfalls hier zu uns. Nun wollten wir nach besagter Insel absegeln, allein auch dies wurde abgeändert. Nachmittags 3 Uhr kam eine Fregatte, brachte dem Admiral Order und plötzlich wurden alle Schiffs=Kapitäne wieder befehligt an Board des Admirals zu kommen. Es betraf eine abermalige Abänderung unserer Fahrt und New York sollte nun der Ort unserer Bestimmung sein. Alle unsere Freude verwandelte sich

also bald in Leid und traurig segelten wir ab. Den ganzen Tag schönes Wetter und calm

Montag, 8. Juli. Kein guter Wind, wir liefen wenig, zu öfteren Zeiten neblig, sonst nichts Neues.

Dienstag, 9. Juli. Den ganzen Tag vortreffliches Wetter, wenig Wind und fast calm. Das Feuerschiff Strumbela stieß nachmittags auf ein Transportschiff, daß diese zwei Schiffe über eine halbe Stunde aneinander hingen und ein großer Aufruhr entstand dadurch. Strumbela hatte die Backssprüt verloren, sonst weiter keinen Schaden.

Mittwoch, 10. Juli. Dunkles Wetter. Nachmittags 5 Uhr wurde Wind und Meer sehr unruhig. Der Kajütten-Junge kam alsbald zu uns und kündigte uns an, alles wohl fest zu machen. Wir sollten also dem Anschein nach wieder Sturm haben; indeß ging das tobende Wetter vorüber, und 8 Uhr abends wurde alles ganz ruhig und fast calm. Wir liefen wenig.

Donnerstag, 11. Juli. Das Wetter sehr trübe, ungemein nebelig. 4 Uhr nachmittags wurde es ganz klar, allein kaum eine Stunde hernach umzog ein starker Nebel das ganze Meer und kein Schiff war zu sehen. Der Wind ruhig und calm. Abends 9 Uhr hatten wir einen Auftritt der Natur, den wir auf der See noch nicht gehabt. Ein heftiges und fürchterliches Donnerwetter fiel ein. Das Krachen der Donner war mit so schrecklichen Blitzen begleitet, daß Feuer, Wasser und Schiffe nur ein einziger Gegenstand zu sein schienen. Der Regenguß wie ein Platz-Regen. Dieses Wetter dauerte unaufhörlich und in den stärksten Graden bis nachts 1 Uhr; ein Schiff hatte einen Mast verloren. Unsere Schiffsleute versicherten uns, daß sie sich nicht erinnerten, je ein solches Wetter erlebt zu haben. Heute fing man an, mäßiger mit dem Bier umzugehen; statt wir sonst täglich 20 Bout. tranken, hatten wir deren 9 Bout. Wir schränkten uns um deswillen ein wenig ein, um diesen wohltätigen Trank noch länger beibehalten zu können. Die Soldaten hatten schon seit drei Wochen diesen entbehren und blos Wasser mit Rum vermischt trinken müssen.

Freitag, 12. Juli. Wind und Meer höchst unruhig, sonst helles Wetter und keine Wolke am Himmel.

Sonnabend, 13. Juli. Wind und Meer hatten sich in der vergangenen Nacht gelegt und war der ganze Tag ziemlich hell und ruhig.

Sonntag, 14. Juli. Alles ganz still und ruhig, aber überall dunkel und nebelig. Nachmittags regnete es, doch nicht lange. Um 4 Uhr nachmittags etwas hell und calm. Um 6 Uhr abends fiel ein starker Nebel wieder ein und hielt an. Sehr heiß, es donnerte und blitzte, doch sehr entfernt und wenig. Abends spät regnete es sehr. 6 Uhr abends entstand ein großer Aufruhr auf unserem Schiffe. Ein Transportschiff kam dem unserigen sehr nahe, daß von beiden Seiten alle möglichen Anstaltungen gemacht wurden, um wenigstens nicht so gar hart aneinander zu stoßen. Unverhofft aber nahmen beide Schiffe eine so glückliche Wendung, daß keines das andere berührte. Es fehlte indeß sehr wenig, so hätte unsere Kajütte großen Schaden gelitten, denn gerade hinter derselben war jenes Schiff und dessen Back-Sprit reichte schon beinahe bis dicht in die Fenster. Dieses wieder einander Stoßen der Schiffe ist beim Calm und Nebel nichts Seltenes, fast täglich hängen deren zusammen. Des Herrn Major Hinters Schiff hatte unter andern hierdurch vielen Schaden gelitten, auch an dem Untergang desselben wenig gefehlt. Es geschah dieses in Portsmouth, da wir hierselbst vor Anker lagen, wo ein Feuerschiff vom Anker losgerissen war und mit aller Macht auf jenes stieß und solcher Gestalt, daß alle Seile vom Vorderteil des Schiffes verrissen und das Schiff selbst hin und wieder große Löcher bekommen hatte.

Montag, 15. Juli. Der Wind nicht stark, die See aber hoch und die Bewegung des Schiffes etwas groß. Wir liefen wenig.

Dienstag, 16. Juli. Das Wetter vortrefflich. Wind und Meer ruhig und fast calm. Herr Pfarrer Cöster, unser Schiffs-Kapitän und ich fuhren diesen Morgen 10 Uhr auf das Schiff Hope zu Herrn Major. Wir trafen alles wohl und vergnügt an. Nach dem Essen wurde ein Kind getauft; ein von Herrn

Majors Soldaten=Weibern war mit einem Sohn niedergekommen. Hiernächst tranken wir den Kaffee und sodann Punsch und abends 6 Uhr gingen wir wieder ab.

Mittwoch, 17. Juli. Den ganzen Tag ungemein schönes Wetter, der Wind schlecht und liefen wenig.

Donnerstag, 18. Juli. Unvergleichliches Wetter, kein Wind, calm und sehr heiß. Nachmittags fing unser Schiff=Kapitän an einer starken Angel, woran wenigstens ¼ Pfund Schweinefleisch befestigt, einen Fisch von ungefähr 50 Pfund. Die Engländer nennen ihn Tzerck (Shark) und er schmeckte ziemlich.

Freitag, 19. Juli. Wind und Meer tobten ganz schrecklich und fehlte nicht viel an einem kompleten Sturm. Die Wasserwogen türmten sich wieder so sehr, daß es gleichsam schien als fuhr das Schiff zwischen die erhabensten Klippen deren Einsturz stündlich zu befüchten. Unser Mittagsessen wurde, wie im Sturm gewöhnlich, mit allen Schwierigkeiten genossen. Abends 8 Uhr legte sich der Sturm. Um diese Zeit hatten wir ein prächtigen Schauplatz vor uns, allenthalben sah man die Natur wirken. Auf einer Seite erblickte man einen schönen klaren Himmel mit dessen Gestirnen und des Mondes erstes Viertel, auf der andern Seite zeigte sich ein malerisch bewölkter Horizont, der durch außerordentlich starke Blitze erleuchtet wurde, und endlich die zuvor sich türmenden Wellen sich nach und nach besänftigen.

Sonnabend, 20. Juli. Sehr gutes und warmes Wetter. Wind und Meer ganz ruhig, liefen wenig.

Sonntag, 21. Juli. Ganz ungemein gutes Wetter, aber auch ganz unerträglich heiß. Der Wind vortrefflich, wir liefen 4—5 Meilen jede Stunde. Der heutige Abend war ausnehmend angenehm und bis 11 Uhr blieben wir auf dem Verdeck.

Dienstag, 23. Juli. Schönes Wetter, sehr heiß, der Wind zwar gut aber matt. Abends 9 Uhr ließen sich amerikanische Kapers sehen. Der Admiral ließ allen Schiffen davon Nachricht geben und mit dem Bedeuten sich so viel möglichst zusammen zu halten. Die Fregatten mußten alsbald umher kreuzen und weit vorlaufen.

Mittwoch, 24. Juli. In der verwichenen Nacht ein starkes Gewitter; es nahm seinen Anfang von zwei und dauerte bis morgens ½4 Uhr. Nach dem Gewitter regnete es sehr heftig und bis 9 Uhr morgens. Die Gewitter zogen fast den ganzen Tag am Horizont, es war so heiß, daß man kaum auf dem Verdeck sein konnte. Der Schiffs-Kapitän fing diesen Morgen einen Delphin von 5—6 Centner. Dieser hatte sehr viele Junge bei sich, verschiedene davon waren von einer merkwürdigen Gattung. Z. B. ein fliegender Fisch, der wie ein ordinärer die Gestalt hatte, aber mit Flügeln versehen, welche einem Sonnen-Fächer ähnlich und an jeder Seite längst des Kopfes dicht anlagen; andere waren klein und ganz schmahl, deren Mäuler wie Schnepfen-Schnäbel aussahen. Wiederum eine Art Fische sahen wir gestern Abend, einer von diesen kam auf das Schiff geflogen und einem Soldaten gerade auf den Kopf.

Donnerstag, 25. Juli. Eine außerordentliche Hitze, wir liefen wenig. Abends blitzte es.

Freitag, 26. Juli. Früh morgens donnerte und regnete es. Um 9 Uhr morgens wieder gutes Wetter, den ganzen Tag schrecklich heiß. Wir liefen jede Stunde 2—2½ Meilen.

Sonnabend, 27. Juli. Den ganzen Tag gutes Wetter. Die Hitze unerträglich, kein Wind und calm. Unser Schiffs-Kapitän ging mittags auf ein anderes Schiff, bei dessen Abwesenheit sich der Steuermann und verschiedene Matrosen sehr bezecht. Einer von diesen Matrosen war so voll, daß er sich einige Male ins Meer stürzte, indeß immer mit Hilfe eines Strickes wieder heraufgezogen wurde.

Sonntag, 28. Juli. Schrecklich heiß, der Wind ziemlich gut, durften aber nicht laufen bis abends 7 Uhr. Dieses Schicksal, bei dem vorteilhaften Winde nicht laufen zu dürfen, haben wir schon seit einigen Wochen gehabt. Die Ursache hiervon ist unerforschlich. Bald vermutet man, alles sei schon von den Rebellen besetzt und alle Eingänge zu den Seehäfen versperrt; bald glaubte man für gewiß, daß der Kommandeur unserer Flotte ein gewisses Verständnis mit dem Feind hätte und um deswillen unsere Fahrt

verzögerte. Alles ist deswegen aufgebracht und argwöhnisch — videbimus. Nachmittags 2 Uhr fuhr ich mit dem Schiffs-Kapitän auf das Schiff Unanimity, auf welchem der Streit zwischen dem Grafen von der Lippe und dem Lieutenant Kleinschmith gewesen war. Auf diesem Schiffe befanden sich Lieut. Bode, Lieut. Ernst und Fähnrich Germer, sämtlich vom Leib-Regiment. Diese Herren erzählten mir, daß die Ursache des Streites nur des Grafens Hund gewesen sei; der Lieutenant Kleinschmith hätte, da er auf dem Verdeck umher gegangen, diesen aus Versehen getreten, daß er davon zu heulen angefangen. Der Graf, der dieses in der Kajütte gehört, wäre alsbald aufs Verdeck gelaufen und hätte sich befragt, was mit seinem Hunde vorgegangen und wer solchen so schändlich behandelt hätte. Der Lieutenant Kleinschmith habe dem Grafen mit aller Bescheidenheit erzählt, daß er unversehens den Hund gestoßen und ihm weiter nichts geschehen sei. Allein der Graf wäre sogleich in die Kajütte gelaufen, heimlich seine Pistolen geholt und dem Kleinschmith so sehr zugesetzt, daß dieser nicht anders hätte können, als sich zu schießen. Die Herren in der Kajütte hätten aber von allem diesen nichts eher erfahren, als bis der Graf herunter gekommen und zu sie gesagt, er sei verwundet. Er habe noch 27 Stunden gelebt und vor seinem Absterben denen sämtlichen Herren schriftlich zurückgelassen, daß niemand etwas zur Last kommen könne und insbesondere bezeuge er, daß die übrigen in der Kajütte nichts von dieser Affäre zuvor gewußt. Die Bekehrung des Grafen hat man für sehr aufrichtig und ernstlich gehalten. Und weil er bis zur letzten Stunde seines Absterbens noch vernünftig gewesen, ist er über den ganzen Vorfall durch Herrn Ober-Auditeur Motz vernommen worden.

Montag, 29. Juli. Gutes Wetter und nicht so gar heiß, der Wind ziemlich, wir liefen gut. Abends blitzte es stark.

Dienstag, 30. Juli. Von diesem Morgen 3 bis abends 6 Uhr Wind und Meer schrecklich unruhig und ebenso heftig, als am 19. Juli; es regnete dabei beständig und sehr stark, auch blitzte und donnerte es zu Zeiten. Um 8 Uhr abends alles ruhig und auf einmal fast calm. Unser Mitagsessen genossen wir in aller Eile, es bestand in einem ohne die geringste Butter oder sonstigen

Fett eingerührten und gekochten Pudding, schmeckte aber gut, kein Stück blieb davon übrig und wäre er nur etwas größer gewesen.

Mittwoch, 31. Juli. Die vergangene Nacht sehr unruhig, das heutige Wetter ziemlich gut. Wir liefen zwar etwas, allein statt vorwärts rückwärts. Wir waren auf dem Strom des Golfs von Florida. Heute mußten wir mit dem Wasser trinken den Anfang machen, unser Bier war von der beständigen Hitze ganz sauer geworden, auch hatte unsere selbst gemachte Provision zugleich ein Ende, mußten also von heute an ein mehr eingeschränktes Leben anfangen und nolens volens mit der ordinären Schiffskost und halb stinkendem Wasser Vorlieb nehmen.

Donnerstag, 1. August. Das Wetter vortrefflich, aber kein Wind und calm. Nachmittags 2 Uhr kamen auf unser Schiff Kapitän und Lieutenant v. Donop, Herrn Oberstlt. Heymells Herr Sohn mit dem Fähnrich v. Geyse, beide vom Regiment von Knip=hausen, und vier fremde Schiffs=Kapitäne. Einer von diesen Schiffs=Kapitänen kam uns sehr willkommen, dieser verkaufte uns 48 Boutellen Port=Bier, die Boutelle zu 1 Groschen, auch 12 Pfund Zucker, das Pfund zu 14 Heller. Nun lebten wir wieder herrlich, kein Wasser hatten wir nicht mehr nötig zu trinken.

Freitag, 2. August. Diesen Vormittag gutes Wetter. Nachmittags 4 Uhr wurde die See sehr hoch und höchst unruhig, das nämliche Wetter als am 30. Juli und dauerte dieses unter dem stärksten Regenguß bis abends 7 Uhr. Hiernächst Wind und Wetter ziemlich. Abends spät schrecklich heiß und ein heftiges Blitzen. Wir liefen indeß gut.

Sonnabend, 3. August. Gutes Wetter, sehr heiß, kein Wind und calm. Abends der Wind etwas stärker und ebenmäßig vorteilhaft. Unser Schiffs=Kapitän fing heute einen Shark von 11 deutsche Schuhe lang und ungefähr 200 Pfund an Gewicht, war aber nicht eßbar; er wurde also zerlegt und über Bord geworfen. Die Gattung dieser Fische ist verschieden und nur eine Art davon zu essen. Das Fleisch der anderen ist zu hart.

Sonntag, 4. August. Sehr gutes Wetter und nicht zu warm, wir liefen ziemlich. Nachmittags kamen zwei Schiffs=Kapitäne zu dem unsrigen.

Montag, 5. August. Das Wetter wie am gestrigen Tage, der Wind gut und liefen ziemlich. Zwei Schiffs-Kapitäne kamen auf unser Schiff.

Dienstag, 6. August. Das gestrige Wetter. Vormittags liefen wir ziemlich, nachmittags aber wenig Wind und calm. Eine Fregatte gab diesen Nachmittag durch einen Kanonenschuß und einer auf dem mittelsten Mast hängenden Wimbel ein Zeichen, daß sie Land wahrnähme. Man konnte zwar von unserm Schiff nichts erblicken, gleichwohl aber war alles durch diese Nachricht ausgelassen vergnügt. Vier Schiffs-Kapitäne, welche den unsrigen heute besuchten, hielten nach der Karte die Gewißheit dieser Nachricht nicht weniger für wahrscheinlich und ungeachtet von uns niemand etwas sehen konnte, mußte nun eine jede Wolke in unseren Augen ein Strich Land sein. Wir hatten diesen Abend verschiedene Auftritte. Die Schiffs-Kapitäne hatten sich den Punsch so wohl schmecken lassen, daß sie vor lauter Vergnügen in der Kajütte umher taumelten und uns dadurch in unserer Ruhe sehr störten. Abends 11 Uhr gingen zwar zwei von diesen ab, allein die übrigen zechten noch bis in die Nacht so fort. Wir hatten uns gelegt, indeß nicht lange hernach mußten wir wieder aufsteigen. Ein allgemeiner Aufruhr entstand plötzlich. Unser Steuermann und Zimmermann hatten ebenfalls über Durst getrunken, waren uneins geworden und pockten sich dermalen, daß das Blut an ihren Hemden herunterlief. Wir suchten sie zu besänftigen und waren so glücklich alle die vernunftlosen Geschöpfe zur Ruhe zu bringen. Die zwei Schiffs-Kapitäne übernachteten auf unserem Schiff. Dieser Tag ist einer der unruhigsten auf unserer ganzen Reise gewesen.

Mittwoch, 7. August. Warmes Wetter, vormittags calm, nachmittags etwas Wind, liefen ziemlich, sahen aber kein Land.

Donnerstag, 8. August. Das gestrige Wetter, den ganzen Tag calm, abends blitzte es stark, noch kein Land.

Freitag, 9. August. Das nämliche Wetter, den ganzen Tag calm. Am Abend stieg ein starker Nebel auf.

Sonnabend, 10. August. Wind und Wetter ungemein vorteilhaft. Wir hofften dieserhalb morgen ganz gewiß Land zu sehen.

4. Ankunft im Hafen von New York.

Sonntag, 11. August. Vorteilhaftes Wetter. Um 5 Uhr sahen wir endlich die Küsten von York Island. Diese sind weit prächtiger als jene von England. Hier bestehen die See-Küsten aus lauter Wäldern und dort in England aus nackten weißen Felsen. In unserer Flotte herrschte die lebhafteste Freude. Glück auch für uns, daß wir unseren Bestimmungsort erreicht hatten, denn fast alle Lebensmittel mangelten schon, die noch wenig vorrätige Provision war verdorben, das Wasser ganz stinkend und auch sehr wenig. Der größte Teil Menschen skorbutisch und sonst kränklich. Ich für mein Teil bin gottlob noch immer gesund und von allen Zufällen befreit gewesen.

Montag, 12. August. Diesen Morgen 7 Uhr waren wir dem Lande schon ziemlich nahe. Um 9 Uhr morgens zog sich eine Flotte von 24 Seglern an die unsrige. Es war Herr General v. Mirbach mit dessen eigenem Regiment, dem v. Rall, und einer Kompagnie vom Regiment v. Kniphausen und die sämtlich aus Mangel an Schiffe im Bremer-Lee zurückgeblieben. Um 11 Uhr mittags kamen wir unweit Sandyhook, wo die meisten Schiffe Anker warfen. Unser Schiff fuhr weiter den Hudson-Fluß hinauf. Der Eingang zu diesem Hafen ist sehr angenehm. Wir fuhren durch ein mit Berge und Tannenbäumen besetztes Ufer bei der Einfahrt nach New York, wo wir 5 Uhr abends ankerten und nun fast um und um mit Land eingeschlossen waren; gegen Mittag sahen wir nur noch ein kleines Stück von der offenen See — fürtrefflicher Anblick!

Dienstag, 13. August. Mittags 11 Uhr gab der Admiral ein Zeichen, daß die Schiffe sich dem Lande von Staten Island so viel als möglich nähern möchten. Um 1 Uhr wurde wieder geankert. Von hier aus konnten wir die Engländer sehen, welche auf diesem Staten Island im Lager standen; auch erfuhren wir hier, daß von den Rebellen alles besetzt und nur allein diese

kleine Insel frei sei. Das Schiff Surprice, mit Kapitän Venator, und welches wir für verloren hielten, lag schon seit acht Tage hierselbst vor Anker. Gutes Wetter, schrecklich heiß.

Mittwoch, 14. August. Unsere Grenadier-Jäger und einige englische Regimenter wurden mittags 11 Uhr debarquiert. Wir bekamen ebenfalls Order uns auf morgen zum debarquieren fertig zu halten. Nachmittags besuchten uns Kapitän Venator und Lieutenant v. Nagell, Sr. Diese erzählten, daß sie vor dem Nebel die Flotte nicht wieder finden konnten und ihr Schiffs-Kapitän auch nicht ungern selbiges verlassen hätte. Verschiedene Einwohner von Long-Island kamen geflüchtet, um sich in den Schutz der Engländer zu begeben.

Donnerstag, 15. August. Morgens 9 Uhr wurden wir debarquiert. Die ganze Armee von ungefähr 25,000 Mann stand also nun auf Staten Island. Unsere Lagerplätze waren vortrefflich. Der Geruch der Cedern, Sassafraß und anderem wohlriechenden Holz machten sie höchst angenehm. Mit den frischen Lebensmitteln ging es kümmerlich, zwar wurde zur Anschaffung derer alle Veranstaltungen gemacht, indeß weil teils die Engländer und vor diesen die Rebellen schon alles aufgezehrt, mußten wir vorderhand noch bloße Schiffskost genießen. Gemüse war fast gar nicht mehr zu sehen; hin und wieder traf man noch Kartoffeln an, diese und sodann Waizen, indianisches oder türkisches Korn scheinen die gemeinsten Früchte zu sein. In den Wäldern findet man Limones oder wilde Zitronen, Wallnüsse, Steinnüsse, Kastanien und dergl. mehr sehr häufig, ferner eine Menge giftiger Kräuter. Gutes Wetter.

Freitag, 16. August. So war die vergangene Nacht die allererste in einem Lager. Ich hatte vortrefflich geschlafen, allein bei meinem Erwachen dünkte michs ganz besonders, daß ich auf festen Boden und noch mehr, da allenthalben und auf einmal sich alles so kriegerisch meinen Augen zeigte. Ich sah mich um, ging umher, tat dieses viel und oft und gleichwohl konnte ich immer nicht recht mit mir einig werden und recht mir vorstellen, daß ich in Amerika wäre. Sehr heiß — ich badete mich.

Sonnabend, 17. August. Nichts neues! Ich ging auf die Jagd, traf aber nichts an, als einige Pekasienen, wovon ich eine schoß. Der größte Teil unserer Herren Offiziere mußten die Schleifen von ihren Monturen abschneiden. Man hielt dafür, die sogenannten Reifelmänner von den Rebellen hätten ihr größtes Augenmerk auf Offiziere und damit diese von den Gemeinen sich nicht unterscheiden möchten, wurden statt goldener oder silberner Schleifen, wollene getragen und war nunmehr bei vielen Regimentern in Monturen alles gleich. Bei unserem Regiment ging keine Veränderung vor. Schrecklich heiß.

Sonntag, 18. August. Diese vergangene Nacht regnete es und auch so fort bis mittags 12 Uhr; ich hatte, ungeachtet, daß der Regen durch mein Zelt geschlagen, gut geschlafen. Morgens 5 Uhr war eine heftige Kanonade zwischen einigen Fregatten und den Rebellen auf den Batterien von der Stadt York. Diese Schiffe hatten einen Posten auf dem Nord-River gehabt, um die Stadt bemerken zu können, mußten sich aber heute an die Flotte ziehen, wo sie denn im Vorbeifahren des an der Spitze der Stadt gelegenen Forts ein starkes Feuer auf sich zogen; ein Schiff verlor den mittelsten Mast. Das Feuer währte wechselweise bis 9 Uhr morgens.

Montag, 19. August. Morgens 7 Uhr mußten die nahe an uns stehenden Regimenter Prinz Carl, Leib-Regiment, Trumbach und Dittfurth ihr Lager verändern und einen Posten von den Engländern besetzen, die zum Einschiffen beordert wurden. Recht gutes Wetter.

Dienstag, 20. August. Unsere Grenadiere und englische leichte Infanterie hatten Order sich marschfertig zu halten. Warmes Wetter.

Mittwoch, 21. August. Von gestern Abend 7 bis nachts 1 Uhr hatten wir das schrecklichste Gewitter und erinnert sich niemand ein solches je gehört zu haben. Blitze, Donnerschläge, Stürme und Regengüsse, alles im höchsten Grade. Mein Zelt, von einem beständigen Feuer umgeben, schien zugleich mit dem Erdboden bei jedem Donnerkrachen zu erschüttern. Um 10 Uhr

morgens wurden Brigadier Engel, und unsere Grenadiere und Jäger auf einige Transport-Schiffe embargiert und legten sich in einer gewissen Entfernung von Long Island vor Anker. Sehr heiß.

5. Landung auf Long Island. Schlacht bei Flatbush.

Donnerstag, 22. August. Morgens 6 Uhr wurden die embargierten Brigaden, einige hundert Mann leichte Kavallerie, nebst der englischen Infanterie und Grenadieren und Schotten auf Flachbooten auf Long Island gesetzt. Die Kriegsschiffe hatten sich längst und so nahe als möglich an das Ufer gelegt, um bei etwaigem Widerstand jene unterstützen zu können. Allein ungeachtet die Rebellen über 5000 Mann stark waren und nötigenfalls von New York stündlich verstärkt werden konnten, so ließen sie unsere Truppen ruhig landen und taten nicht den geringsten Widerstand. Unser Corps marschiert so gleich vorwärts, nahm alsbald Besitz vom flachen Felde und einem daselbst ganz nahe liegenden Städtchen Flatbusch, ohne vom Feinde verhindert zu werden. Sie bivaquierten die Nacht. In einer geringen Entfernung von ihrer Front hatten sich die Rebellen auf Anhöhen und in Wälder postiert. Sehr heiß, in badete mich.

Freitag, 23. August hatte ich die Feldwache. Die Truppen bekamen nunmehr frisches Fleisch, auch wurde eingemachtes Sauerkraut und Porter-Bier geliefert. Sehr heißes Wetter.

Sonnabend, 24. August mußten die Brigaden Stirn und v. Mirbach das Lager verändern, sich ausdehnen und ein Regiment den Platz von zwei besetzen. Gutes Wetter.

Sonntag, 25. August wurden die zwei oben gedachten Brigaden, nämlich die Regimenter Erb-Prinz, v. Donop, v. Mirbach, v. Kniphausen, v. Losberg und v. Rall nach Long Island übergesetzt.* Wir vereinigten uns mit jenen, und kampierten in den Gegenden von Flatbusch; die Grenadiere standen rechts vor uns. Dieser ihre Piquets wurden beständig alarmiert. Zwei

* Der Oberst v. Losberg blieb mit den Regimentern von Ditfurth, Prinz Karl Leib-Regiment und v. Trumbach und 500 Engländern unter Oberleutnant Dahlrumpel auf Staaten Island zurück.

Sonnabend, 10. August. Wind und Wetter ungemein vorteilhaft. Wir hofften dieserhalb morgen ganz gewiß Land zu sehen.

4. Ankunft im Hafen von New York.

Sonntag, 11. August. Vorteilhaftes Wetter. Um 5 Uhr sahen wir endlich die Küsten von York Island. Diese sind weit prächtiger als jene von England. Hier bestehen die See-Küsten aus lauter Wäldern und dort in England aus nackten weißen Felsen. In unserer Flotte herrschte die lebhafteste Freude. Glück auch für uns, daß wir unseren Bestimmungsort erreicht hatten, denn fast alle Lebensmittel mangelten schon, die noch wenig vorrätige Provision war verdorben, das Wasser ganz stinkend und auch sehr wenig. Der größte Teil Menschen skorbutisch und sonst kränklich. Ich für mein Teil bin gottlob noch immer gesund und von allen Zufällen befreit gewesen.

Montag, 12. August. Diesen Morgen 7 Uhr waren wir dem Lande schon ziemlich nahe. Um 9 Uhr morgens zog sich eine Flotte von 24 Seglern an die unsrige. Es war Herr General v. Mirbach mit dessen eigenem Regiment, dem v. Rall, und einer Kompagnie vom Regiment v. Kniphausen und die sämtlich aus Mangel an Schiffe im Bremer-Lee zurückgeblieben. Um 11 Uhr mittags kamen wir unweik Sandyhook, wo die meisten Schiffe Anker warfen. Unser Schiff fuhr weiter den Hudson-Fluß hinauf. Der Eingang zu diesem Hafen ist sehr angenehm. Wir fuhren durch ein mit Berge und Tannenbäumen besetztes Ufer bei der Einfahrt nach New York, wo wir 5 Uhr abends ankerten und nun fast um und um mit Land eingeschlossen waren; gegen Mittag sahen wir nur noch ein kleines Stück von der offenen See — fürtrefflicher Anblick!

Dienstag, 13. August. Mittags 11 Uhr gab der Admiral ein Zeichen, daß die Schiffe sich dem Lande von Staten Island so viel als möglich nähern möchten. Um 1 Uhr wurde wieder geankert. Von hier aus konnten wir die Engländer sehen, welche auf diesem Staten Island im Lager standen; auch erfuhren wir hier, daß von den Rebellen alles besetzt und nur allein diese

kleine Insel frei sei. Das Schiff Surprice, mit Kapitän Venator, und welches wir für verloren hielten, lag schon seit acht Tage hierselbst vor Anker. Gutes Wetter, schrecklich heiß.

Mittwoch, 14. August. Unsere Grenadier-Jäger und einige englische Regimenter wurden mittags 11 Uhr debarquiert. Wir bekamen ebenfalls Order uns auf morgen zum debarquieren fertig zu halten. Nachmittags besuchten uns Kapitän Venator und Lieutenant v. Nagell, Sr. Diese erzählten, daß sie vor dem Nebel die Flotte nicht wieder finden konnten und ihr Schiffs-Kapitän auch nicht ungern selbiges verlassen hätte. Verschiedene Einwohner von Long-Island kamen geflüchtet, um sich in den Schutz der Engländer zu begeben.

Donnerstag, 15. August. Morgens 9 Uhr wurden wir debarquiert. Die ganze Armee von ungefähr 25,000 Mann stand also nun auf Staten Island. Unsere Lagerplätze waren vortrefflich. Der Geruch der Cedern, Sassafraß und anderem wohlriechenden Holz machten sie höchst angenehm. Mit den frischen Lebensmitteln ging es kümmerlich, zwar wurde zur Anschaffung derer alle Veranstaltungen gemacht, indeß weil teils die Engländer und vor diesen die Rebellen schon alles aufgezehrt, mußten wir vorderhand noch bloße Schiffskost genießen. Gemüse war fast gar nicht mehr zu sehen; hin und wieder traf man noch Kartoffeln an, diese und sodann Waizen, indianisches oder türkisches Korn scheinen die gemeinsten Früchte zu sein. In den Wäldern findet man Limones oder wilde Zitronen, Wallnüsse, Steinnüsse, Kastanien und dergl. mehr sehr häufig, ferner eine Menge giftiger Kräuter. Gutes Wetter.

Freitag, 16. August. So war die vergangene Nacht die allererste in einem Lager. Ich hatte vortrefflich geschlafen, allein bei meinem Erwachen dünkte michs ganz besonders, daß ich auf festen Boden und noch mehr, da allenthalben und auf einmal sich alles so kriegerisch meinen Augen zeigte. Ich sah mich um, ging umher, tat dieses viel und oft und gleichwohl konnte ich immer nicht recht mit mir einig werden und recht mir vorstellen, daß ich in Amerika wäre. Sehr heiß — ich badete mich.

Sonnabend, 17. August. Nichts neues! Ich ging auf die Jagd, traf aber nichts an, als einige Pekasienen, wovon ich eine schoß. Der größte Teil unserer Herren Offiziere mußten die Schleifen von ihren Monturen abschneiden. Man hielt dafür, die sogenannten Reifelmänner von den Rebellen hätten ihr größtes Augenmerk auf Offiziere und damit diese von den Gemeinen sich nicht unterscheiden möchten, wurden statt goldener oder silberner Schleifen, wollene getragen und war nunmehr bei vielen Regimentern in Monturen alles gleich. Bei unserem Regiment ging keine Veränderung vor. Schrecklich heiß.

Sonntag, 18. August. Diese vergangene Nacht regnete es und auch so fort bis mittags 12 Uhr; ich hatte, ungeachtet, daß der Regen durch mein Zelt geschlagen, gut geschlafen. Morgens 5 Uhr war eine heftige Kanonade zwischen einigen Fregatten und den Rebellen auf den Batterien von der Stadt York. Diese Schiffe hatten einen Posten auf dem Nord=River gehabt, um die Stadt bemerken zu können, mußten sich aber heute an die Flotte ziehen, wo sie denn im Vorbeifahren des an der Spitze der Stadt gelegenen Forts ein starkes Feuer auf sich zogen; ein Schiff verlor den mittelsten Mast. Das Feuer währte wechselweise bis 9 Uhr morgens.

Montag, 19. August. Morgens 7 Uhr mußten die nahe an uns stehenden Regimenter Prinz Carl, Leib=Regiment, Trumbach und Dittfurth ihr Lager verändern und einen Posten von den Engländern besetzen, die zum Einschiffen beordert wurden. Recht gutes Wetter.

Dienstag, 20. August. Unsere Grenadiere und englische leichte Infanterie hatten Order sich marschfertig zu halten. Warmes Wetter.

Mittwoch, 21. August. Von gestern Abend 7 bis nachts 1 Uhr hatten wir das schrecklichste Gewitter und erinnert sich niemand ein solches je gehört zu haben. Blitze, Donnerschläge, Stürme und Regengüsse, alles im höchsten Grade. Mein Zelt, von einem beständigen Feuer umgeben, schien zugleich mit dem Erdboden bei jedem Donnerkrachen zu erschüttern. Um 10 Uhr

morgens wurden Brigadier Engel, und unsere Grenadiere und Jäger auf einige Transport-Schiffe embargiert und legten sich in einer gewissen Entfernung von Long Island vor Anker. Sehr heiß.

5. Landung auf Long Island. Schlacht bei Flatbush.

Donnerstag, 22. August. Morgens 6 Uhr wurden die embargierten Brigaden, einige hundert Mann leichte Kavallerie, nebst der englischen Infanterie und Grenadieren und Schotten auf Flachbooten auf Long Island gesetzt. Die Kriegsschiffe hatten sich längst und so nahe als möglich an das Ufer gelegt, um bei etwaigem Widerstand jene unterstützen zu können. Allein ungeachtet die Rebellen über 5000 Mann stark waren und nötigenfalls von New York stündlich verstärkt werden konnten, so ließen sie unsere Truppen ruhig landen und taten nicht den geringsten Widerstand. Unser Corps marschiert so gleich vorwärts, nahm alsbald Besitz vom flachen Felde und einem daselbst ganz nahe liegenden Städtchen Flatbusch, ohne vom Feinde verhindert zu werden. Sie bivaquierten die Nacht. In einer geringen Entfernung von ihrer Front hatten sich die Rebellen auf Anhöhen und in Wälder postiert. Sehr heiß, in badete mich.

Freitag, 23. August hatte ich die Feldwache. Die Truppen bekamen nunmehr frisches Fleisch, auch wurde eingemachtes Sauerkraut und Porter-Bier geliefert. Sehr heißes Wetter.

Sonnabend, 24. August mußten die Brigaden Stirn und v. Mirbach das Lager verändern, sich ausdehnen und ein Regiment den Platz von zwei besetzen. Gutes Wetter.

Sonntag, 25. August wurden die zwei oben gedachten Brigaden, nämlich die Regimenter Erb-Prinz, v. Donop, v. Mirbach, v. Kniphausen, v. Losberg und v. Rall nach Long Island übergesetzt.* Wir vereinigten uns mit jenen, und kampierten in den Gegenden von Flatbusch; die Grenadiere standen rechts vor uns. Dieser ihre Piquets wurden beständig alarmiert. Zwei

* Der Oberst v. Losberg blieb mit den Regimentern von Ditfurth, Prinz Karl Leib-Regiment und v. Trumbach und 500 Engländern unter Oberleutnant Dahlrumpel auf Staaten Island zurück.

Deserteure von den Rebellen brachten die Nachricht, daß sie von York aus eine Verstärkung von 3000 Mann bekommen hätten und willens wären uns im Lager anzugreifen. Alle Posten wurden hierauf verdoppelt und die Grenadiere hatten die Order, die ganze Nacht sich in Monturen zu halten. Sehr heiß.

Montag, 26. August veränderten die zwei Brigaden Stirn und v. Mirbach das Lager und marschierten eine Meile tiefer ins Land.* Auf diesem Marsch fand man allenthalben Zeichen der feindlichen Wut, die sie während ihrer Flucht bei unserer ersten Landung auf dieser Insel zurückgelassen hatten. Abgebrannte Häuser, das auf den Feldern stehende Korn zum Teil in Asche, die Wege mit totem Vieh besät, hin und wieder sahen noch alte Betagte mit wehmütigen Blicken auf ihre Wohnungen zurück, welche die Flammen verzehrt hatten, und die vormals wie Paradiese in blühender Fülle gestanden zu haben schienen. Unser Regiment stand unter lauter Äpfel- und Birnen-Bäumen im Lager, unsere Zelter waren überall von den Bäumen beschattet und bedeckt. Und hier sah man nun nicht weniger das Bild der Zerstörung. Fast auf allen Plätzen lagen Commoden, Stühle, Spiegel und vergoldete Rahmen, Porzellan, alles in Menge, und auf das beste und künstlichste verarbeitet. Traurig war es anzusehen, wie dieses alles und noch mehrere Sachen verwüstet und zerstreut umher lagen. Abends 7 Uhr marschierten die Schotten und Engländer und setzten sich weit über unseren rechten Flügel, um den Feind suchen in den Rücken zu fallen. Recht gutes Wetter.

Dienstag, 27. August. Früh vor Tagesanbruch hörte man nach unserem rechten Flügel zu ein heftiges Feuer. Man erfuhr alsbald, daß die am gestrigen Abend marschierten Engländer und Schotten dem Feind in die Flanken gefallen und ihn

---

* Weil der Feind den vor unserer Front liegenden Wald mit starken Commandos belegt hatte, und von daher hin und wieder einzelne Posten abschickte, welche unsere Vorposten beunruhigen sollten, und auch wirklich beständig taten, so wurde, um jenes zu verhüten Herr Oberst v. Heringen mit dem Picket der Stirnschen und Mirbachschen Brigade, welche 250 Mann ausmachten, commandiert eine von uns links am Wasser liegende Mühle zu besetzen.

attackierten. Der kommandierende General en Chef* hatte Herrn Lieutenant v. Heister von dieser Absicht nichts wissen lassen. Um 7 Uhr morgens brachen wir also ebenfalls auf, unsere Grenadiere schlossen sich rechts an die Engländer und machten die Mitte aus. Die übrigen hessischen Regimenter besetzten alle Anhöhen und Täler der äußeren Seite der Wälder. Kaum nach dieser genommenen Postierung hatten sich die Engländer der feindlichen Flanken schon bemächtigt und die Rebellen nahmen ihre Retraite gerade nach den Anhöhen und der Mitte, wo unsere Grenadiere Posto zu nehmen willens waren; allein auch hier wurde der Feind genötigt sich weiter zurück zu ziehen, ohne zum Chargieren kommen zu können. Und da man nun wegen des Landes und der schrecklichen Gebirge nicht im ganzen, sondern nur truppweise zu agieren im Stande war, so wurden sogleich von allen Regimentern starke Kommandos, doch so viel möglichst in Linienformation dem Feind zum Angriff entgegen gestellt und fing nun allererst das Gefecht recht an. Der Feind, der sich auf allen Seiten und fast rings um sich her mit Feuer umgeben sah und so plötzlich, geriet in die äußerste Bestürzung, trennte sich voneinander und fiel bald darauf, bald diesem, bald jenem Kommando in die Hände, ohne große Gegenwehr zu tun. Man schickte mich mit Freiwilligen in einen vor uns gelegenen Wald, um darinnen etwas aufzusuchen, was nicht zu finden war. Ich sah nichts, einer von meinen Leuten fand ein mit Silber beschlagenes Messer. Andere Kommandos von unserem Regiment brachten aber viele Gefangene ein. Verschiedene Große legten bei dieser Gelegenheit ihre heldenmütige Denkensart ab. Man schlug diese Gefangene, die knieend um Beistand und Pardon fleheten. Dieses Scharmützieren dauerte fast

* General Howe hatte gestern den Engländern folgende Order gegeben: Die Armee bricht diesen Abend, den 26. August, ihre Zelte ab. — Die Avantgarde der Colonne, Gen.-Lt. Clinton mit drei Battaillonen leichte Infanterie; vier Battaillone Grenadiere, 33. und 71. Regiment. Der Gen.-Lieutnant Cornwallis hat die General-Majore Percy, Lesly und Erskine unter seiner Aufsicht und führt 6-6pfündige, 4-3pfündige Kanonen nebst 2 Haubitzen. Die Brigade-Garde an deren Spitze der Gen.-Lt. Percy ist, 2-6pfündige Kanonen und 2 Haubitzen führt, macht die Avant-Garde. Die 2. Brigade hat 2-6pfündige Kanonen. Die 3. Brigade hat 8-12pfündige, das 49. Regiment 4-12pfündige, welch letztere die Arriere Garde macht. Die 4. und 6. Brigade, welche 6-6pfündige, 2-3pfündige und 2 Haubitzen bei sich haben, erhielten besondere Marschorder.

4—5 Stunden. Die Rebellen hatten nach aller Vermutung 1200 Tote und Verwundete, an Gefangenen 1097, worunter 3 Generäle, 3 Oberste, 4 Oberstlieutenants, 3 Majore ,18 Kapitäne, 43 Lieutenants, 11 Fähnrichs, 1 Adjutant, 1 Feld-Scheer und 7 Voluntär, 26 Stück Kanonen, fast alle 24—32-pfündige. Der Verlust der Engländer war an Toten: 1 Oberstlieutenant, 3 Kapitäne, 1 Lieutenant, 3 Sergeanten und 53 Gemeine; an Verwundeten 1 Oberstlieutenant, 3 Kapitäne, 8 Lieutenants, 11 Sergeanten, 3 Tambours und 230 Gemeine. Vermißte, 1 Lieutenant, 1 Sergeant und 20 Gemeine. Der Verlust der Hessen, 2 Gemeine tot und 25 Gemeine blessiert. Der Überrest von den Rebellen flüchtete teils in die Redouttes, welche sie nahe bei Brockland-Ferry, gerade New York gegenüber, hatten, und teils blieben sie auch versteckt in den Wäldern liegen. Man hätte den Feind in dieser Verwirrung, worin er aufs äußerste gebracht worden, noch diesen Tag verfolgen und ihn in seiner Verschanzung mit dem besten Erfolg angreifen können und ihre ganze Macht von 10,000 Mann, womit sie dieses Island besetzt hatten, wäre unser gewesen, wenn der kommandierende General en Chef nicht Halt machen lassen. Die sämtlichen Regimenter mußten auf ihren Posten, unter Gewehr, die Nacht über verbleiben, denn die Wälder waren immer noch nicht recht rein. Die Kleidung der Feinde ist schlecht; einige tragen schwarze, weiße oder violette leinene kleine Kittel mit Franzen besetzt und auf spanische Art, ferner führen sie bei sich ein leinernes Beutelchen, darin sie ihr Lebensmittel haben, daneben ein großes Pulverhorn. Andere hingegen haben nichts weiter bei sich, als ein elendes Bauernhabit und ihr Gewehr. Die meisten ihrer Offiziere sind nicht besser gekleidet und hatten vor einiger Zeit noch gemeine Handlungen getrieben. Herr General-Lieutenant v. Heister, welcher während der Affäre bei unserem Regiment sich aufhielt, ließ alle die von den Hessen gemachten Gefangenen zu sich führen und ließ selbige sodann hinter unserem Regiment unter einem Kommando sich lagern, wo denn viele Blessierte verbunden und andere nach und nach zur sicheren Aufbewahrung von hier weggeschickt wurden. Sr. Exzellenz besprach sich mit verschiedenen Rebellenoffizieren und gab ihnen Wein, des Königs von England Gesundheit zu trinken. Einer von diesen

Offizieren aber, der ein wohlbestellter Schulmeister war, weigerte sich zwar nicht das Glas anzunehmen, allein nicht auf die Gesundheit des Königs wollte ers trinken. Man setzte ihm zu und drohte ihn gleich tot schießen zu lassen, wenn er sich hier noch als ein Rebell zeigen wollte. Indeß alle Drohungen halfen nichts. Er antwortete in aller Gelassenheit: Er sei ein Schulmeister und seit seines Amtes habe er es für Pflicht gehalten und desfalls alle Mühe angewandt seine Schüler dahin hauptsächlich zu unterrichten, daß sie sich nie für den König von England erklären möchten. Sein Leben würde er aufopfern und alles gern vorziehen, ehe und bevor er diese Gesinnung änderte.

Mittwoch, 28. August. Morgens 6 Uhr rückten die Brigaden v. Mirbach und Stirn wieder in ihr altes Lager. Unsere Grenadiere und sämtliche Engländer blieben vorwärts halten, um daselbst sogleich das Lager aufzuschlagen. Mittags 1 Uhr folgten wir ebenfalls und lagerten uns bei jenen auf den Anhöhen über Bethford. Unsere Lager waren gerade gegenüber dem Feind und nur ein kleiner Arm der See schied uns. Von nachmittags 2 Uhr bis abends 7 Uhr, da wir eben ins Lager rückten, regnete es unaufhörlich und sehr stark. Unsere Zelte waren so naß, daß sie kaum von der Schwere vom Wasser aufzurichten waren. Und so durchnäßt wurde ich gleich mit 30 Mann kommandiert, in der eigentlichen Absicht unser Regiment decken zu helfen. Ähnliches sagte man mir wenigstens. Allein die Anstaltungen der englischen Herrn Generäle scheinen in diesem Kriege mit einer wohlbedächtlichen Gleichgültigkeit gemacht zu werden. Zwei englische Soldaten kamen mit der Order zu unserem Herrn Oberst, daß das Piquet sich eilen und mit sie gehen möchte, um ein englisches Kommando, das schon lange im Feuer läge, zu unterstützen. Ich marschierte also mit meinen Leuten dahin, wo man mich verlangte; statt aber das Regiment zu decken, wurde ich fast eine gute Stunde davon weggeführt. Ich erreichte indeß meinen angewiesenen Posten und meldete mich alsbald nach meiner Order bei einem englischen Major, unter dessen Kommando noch verschiedene Piquets standen. Dieser Major setzte mich nun zwar ganz richtig an einem von seinen Piquets und auch mit der bestimmten Bedeutung, ungesäumt meine Posten auszusetzen; allein

ganz unbekannt, wo ich mich befand, ganz unbewußt, wo die Rebellen standen und was ich links und hinterm Rücken hatte, bat ich zuvorderst um diese Nachrichten. Herr Major gab mir aber die Antwort, die Posten könnte ich nach Gutdünken aussetzen. Dicht und ungefähr 200 Schritte hätten die Rebellen ihre Posten, was neben mir links und hinterm Rücken wäre, wüßte er nicht zu sagen. Ich suchte also nun vors erste mich und meine Leute sicher zu stellen, setzte vorwärts, links und hinter mir Posten und machte hiernächst Patrouillen. Hier fand ich denn, daß zwar mein Rücken sicher war, allein sehr weit links stand nichts von uns und hätten die Rebellen nur ein bischen Mut und Entschlossenheit gehabt, hätten alle unsere Piquets können aufgehoben werden. Weil ich nun nicht Leute genug hatte, diesen Paß zu besetzen, detaschierte ich einen Unteroffizier mit einigen Leuten dahin und ließ daneben beständig Patrouillen machen.

Donnerstag, 29. August. Die Nacht war ganz ruhig kein Rebell ließ sich blicken. Zwar feuerten verschiedene meiner Leute, allein zu dunkel, was eigentlich erkennen zu können. Früh vor Tagesanbruch wurde mein Kommando mit sechs Jägern verstärkt und links kam ein Offizier mit 20 Mann. Sobald der Tag anbrach, waren die Rebellen schon in größter Bewegung und fingen an sich stark zu verschanzen, wagten sich auch viele nahe vor uns zu schleichen; nachdem aber die Jäger auf sie feuerten und verschiedene blessierten, stellten sie ihre Kühnheit ein und suchten sich gleich darauf zu rächen. Kaum hatten sie die Hälfte einer Redoutte, führten sie Kononen auf und kanonierten uns. Ihre Richtung war vortrefflich. Sobald sich nur zwei bis drei Menschen sehen ließen, war schon eine Kugel auf dem Wege und öftermalen bis vor die Schildwachen schlugen solche ein. Um 7 Uhr morgens besänftigten sie sich wieder und alles war ruhig. Abends 7 Uhr wurde ich abgelöst, und zwar durch den Kapitän Venator mit zwei Offizieren und 100 Mann, die dann nun meinen Posten vollkommen gut besetzten. Beim Rückmarsch ins Lager verfehlte ich den Weg und mußte lange irre gehen, ehe ich unser Lager fand, und ich befürchtete fast, weil man keine Hand vor Augen sehen konnte, in der Rebellen Hände zu fallen. Ich marschierte nach einem leuchtenden Feuer zum andern, bis ich denn endlich ins

hessische Lager kam, wo ich zurecht gewiesen wurde. Man hatte den ganzen Tag über noch Rebellen eingebracht, die am 27. im Walde sich verkrochen, um einzeln durch zu schleichen und nach ihren Truppen zu kommen.

6. Flucht der Amerikaner.

Freitag, 30. August. Morgens sahen wir keinen Feind mehr, alle ihre Werke hatten sie verlassen und in der vergangenen Nacht die Flucht genommen. Herr Oberstlieutenant v. Schiek, welcher sämtliche Piquets und Kommandos kommandierte, meldete ihre Flucht mit Anbruch des Tages. Dieser rückte sogleich vor, detaschierte einen Kapitän mit 70 Grenadieren nach den vom Feind verlassenen Linien und dieser ließ sodann eine ihrer größten Schanzen mit 24 Mann wieder besetzen. Der auf den linken Flügel kommandierte General Grand mußte nebst der Brigade des Herrn Oberst v. Donop jenen unverzüglich folgen und die Regimenter v. Losberg und v. Donop nachmittags 3 Uhr die Verschanzungen gegen New York nebst denen hierselbst am Ufer liegenden Häusern okkupieren. Die Feinde waren teils bei Brockland-Ferry nach York übergegangen, teils hatten sie sich nach Rhede-Hock,* eine kleine Nebeninsel, gezogen. Die von den Rebellen angelegte sogenannte Brocklands-Linie war von der Art, daß entschlossene Truppen einen weit stärkeren Feind als wir waren, abhalten konnten; ihre Flügels mit Stern-Schanzen versehen, die Linien selbst mit dergleichen gebrochen, ihr rechter Flügel über das durch einen Morast und Wald, der nicht weniger kleine Werke und Verhaue hatte, gedeckt, sodann in der auf diesem Flügel liegenden Nebeninsel Rhedehock eine große Batterie angelegt, den Kanal von New York so wohl, als jenen Wald zu reinigen, ihr linker Flügel durch ein starkes Verhau gesichert. Die Front des ganzen Retrenchements mit doppelten Palisaden, Wolfs-Gruben und Verhauen umgeben, und hinter ihren Verschanzungen auf allen Anhöhen teils Werke angefangen, teils vollendet. Unter diesen ist eine Schnecken-Schanze, welche Kasematten für 300 Mann mit Lebensmitteln versehen, und die sogenannte Sterlings-

* Red-Hook.

Schanze, welche aus einem Fünfeck besteht, beide New York gegenüber gelegen, am merkwürdigsten. In einer jedweden Schanze trafen wir Provision und Munition in großer Menge an. Kanonen sehr viele, aber fast alle vernagelt. Unser Regiment besetzte drei am Wasser liegende Schanzen. In derjenigen worin ich mich befand, waren 250 Mann, nebst unseren drei Stabs-Offizieren. Um 5 Uhr gegen Abend kam die englische Artillerie mit vier 24-Pfünder hinzu, ein Kommando von 200 Mann von den Rebellen, welche gerade vor uns auf einer kleinen Insel, Gouverneurs Islands genannt, standen und sich eben von da auf Flachbooten nach York übersetzen ließen, zu beschießen. Kaum aber hatte man einigemale auf sie gefeuert, ging Order ein, damit einzuhalten. Indeß wurde es nicht gleich unterlassen. Noch zwei Boote mit ungefähr 20 Mann besetzt schossen die Engländer zu Grunde.

Sonnabend, 31. August. Abends 6 Uhr löste uns das Regiment v. Kniphausen ab. Wir rückten wieder ins Lager. Gouverneurs Island wurde ebenfalls diesen Abend mit einem Kapitän, zwei Offizieren und 100 Mann besetzt. Diese wurde mit Chaloupen dahin übergesetzt. Übrigens war alles ruhig. Gutes Wetter.

Sonntag, 1. September, veränderte die ganze Armee ihr Lager und postierte sich längst der Wasserseite, York gegenüber, jenseits Brookland. Die Engländer links und die Hessen die Mitte. Gutes Wetter.

Montag, 2. September. Auf der Gouverneurs Insel hatte man vier 18-Pfünder und sechs 32-Pfünder vorgefunden. Ich ging nachmittags spazieren. Die hiesige Gegend ist gar fürtrefflich und mannigfaltig. Die ganze Insel scheint ein Elysium zu sein. Auf allen Feldern findet man das schönste Obst, insbesondere sind Kirschen- und Äpfel-Bäume die häufigsten. Die hiesigen Dörfer und Landhäuser geben dem Auge angenehme Veränderungen und von einem Ort zum andern, von einem Landhause zum andern sind die Wege sehr gut und alle mit Äpfelbäumen bepflanzt. Die Häuser zum Teil von bloßem Holz erbaut und die Einrichtung derselben ist vorzüglich. Gemächlichkeit, Schönheit und Reinlichkeit vornehmlich, alles äußerst wohlgefallend. Überhaupt scheint

hier der Geschmack nach dem Italienischen in Betracht der äußeren Zierde ihrer Häuser sehr glücklich nachgeahmt zu sein. Gutes Wetter.

Dienstag, 3. September. Nichts neues, gutes Wetter.

Mittwoch, 4., 5., 6., 7., 8., 9. September. Alles ganz ruhig, schönes Wetter.

Dienstag, 10. September. Der Feind machte am jenseitigen Ufer täglich mehr Werke. Es wurden daher auch von unserer Seite große Anstaltungen dazu gemacht, nicht aber in der Absicht, Gebrauch davon zu machen, sondern nur blos um deswillen, weil der Feind vermutete, wir würden nahe der Stadt landen, wurden an drei bis vier Orten Batterien gerade den ihrigen gegenüber angelegt. Abends 5 Uhr wurde ich dieserhalb mit 120 Mann kommandiert, um aus verschiedenen Rebellen-Schanzen Diehlen, Balken und alles was brauchbar, losbrechen zu lassen. Um 10 Uhr war man hiermit fertig. Hiernächst wurde alles dieses auf Wagen geladen und fortgefahren. Kurz vor Tagesanbruch kamen wir allererst ans Ufer neben Brookland-Ferry, wo unsere Batterien aufgerichtet wurden, an. Die ganze Nacht regnete es und dabei sehr dunkel.

Mittwoch, 11. September. Morgens 6 Uhr wurde ich abgelöst. Man hatte, um von dem Feind nicht verhindert zu werden, das hohe Ufer mit dicken Ästen besetzen lassen und konnten die Arbeiter, ohne viel gesehen zu werden, ruhig arbeiten. Abends waren fast alle Batterien fertig und wurden nun sogleich mit Kanonen versehen. In den zwei Batterien bei der Remsens Mühle unweit Ferry kamen vier 12-Pfünder und vier Haubitzen; in gleicher bei Hel-Gad* eine Batterie mit zwei 24-Pfünder, vier 12-Pfünder und zwei Haubitzen. Diese Masque machte die Rebellen sehr aufmerksam und fingen auch sogleich, nachdem sie unsere Werke entdeckten, zu feuern an. Gutes Wetter.

Donnerstag, 12. September. Merkte man den Feind sich sehr in seinen Werken verstärken und schien gar nicht argwöhnisch zu sein, sondern machte alle Vorkehrungen, die Lan-

* Hellgate.

dung uns schwierig zu machen. Das beiderseitige Feuern der Batterien dauerte fort. Oft machte der Feind auch Versuche, bei der Nacht mit Chalouppen ans Ufer zu fahren; weil aber dasselbe durch Piquets gesichert, konnten sie nie ihren Zweck erreichen. Gleichwohl entstand öftermalen hierdurch ein starkes Gewehr-Feuer. Abends 6 Uhr kam ich nach Ferry auf Kommando, daselbst das Wasser zu besetzen. Gutes Wetter.

Freitag, 13. September. Abends 6 Uhr wurde ich durch den Lieutenant abgelöst. Es fiel während meinem Kommando eben nichts vor. In der Nacht arretierte einer meiner Posten verschiedene verdächtige Leute, die nach aller Vermutung den Rebellen vieles zuzuführen willens gewesen waren. Das Feuern der Batterien hielt an, gegen Abend sehr heftig. Fünf Fregatten gingen New York vorbei. Die Feinde feuerten zwar von ihren Batterien aus York unaufhörlich auf diese Schiffe, allein sie passierten glücklich; zumal da von unserer Seite auf die feindlichen Werke wieder sehr stark gefeuert wurde. Mittags erhielt die Armee Order, sich auf dem ersten Wink zum Aufbruch fertig zu halten und auf zwei Tage Provision mit zu nehmen. Abends kam aber Contre Order ruhig im Lager zu bleiben. Gutes Wetter.

Sonnabend, 14. September. Die gestrige Order, uns marschfertig zu halten, wurde wiederholt. Abends 8 Uhr wurde es aber bestimmt, morgen vor Tagesanbruch aufzubrechen. Gutes Wetter.

7. Eroberung von New York. Schlacht bei Harlem Heights.

Sonntag, 15. September. Morgens 3 Uhr rückten wir aus unserem Lager und marschierten längst dem Ost-Fluß hinauf nach dem Ort, wo die Truppen embarquiert werden sollten. Die Bagage blieb zurück. Um 9 Uhr morgens kamen wir hierselbst an und fanden die bei nächtlicher Zeit durch Kriegsschiffe hierher geführten Chaloupen sogleich vor.* Um 10 Uhr vormittags wurde zuvorderst die englische leichte Infanterie, Schotten,

* Herr Gen.-Leutnant v. Heister mit 6 englischen Regimentern und der Brigade v. Mirbach blieben auf Long Island liegen.

unsere Grenadiere und Jäger und ein Teil Engländer mit weniger Artillerie embarquiert. Jede Chaloupe hatte ungefähr 60—70 Mann. Fünf Kriegsschiffe, welche mitten auf dem Ost-River hielten, den Übergang zu sichern, nahmen sodann alle diese Boote zwischen sich und kreuzten mit selbigen einige Augenblicke auf dem Wasser herum. Die Rebellen, welche nur einige Batterien und Aufwürfe in ihren Linien an jenem Ufer hatten, schienen durch die verschiedenen Manöver der Schiffe noch immer diesen Debargmentsort für ungewiß zu halten. Indeß bald zogen sich die Fregatten zusammen, legten sich en ligne so nahe als möglich an jenes Ufer und machten ein schreckhaftes Feuer auf ihre Batterien und Aufwürfe. Unter dieser Kanonade dann der Feind seine Linien verließ und sich in die Wälder zurückzog. Unsere Transporte landeten also glücklich, ohne im geringsten verhindert zu werden. Sie formierten sich hiernächst gleich, Engländer rechts, Grenadiere links, und marschierten solchergestalt auf den Feind los, den sie alsbald einige hundert Schritte vor sich im Wald postiert fanden. Sie attackierten ihn; eine Kompagnie vom Grenadier-Bataillon Block, die den linken Flügel aus machte, stieß auf ein Regiment Rebellen von ungefähr 500 Mann, die sich zu ergeben merken ließen, aber auf die Annäherung des Bataillons die Flucht nahmen und mit auf die Schultern gelegten Gewehren rückwärts auf diese Kompagnie eine General-Decharge gaben, wobei selbige 2 Tote und 13 Schwerblessierte verloren. Ein Oberst, zwei Kapitäne, ein Brigade-Major, fünf Lieutenant und 47 Gemeine wurden von diesen 500 Rebellen noch gefangen gemacht. Um 4 Uhr nachmittags folgte der übrige Teil Engländer und die Brigade des Herrn General Stirn über den Fluß. Die Brigade v. Mirbach blieb auf Long Island zurück, und folgten jenen nach, ohne aber vom Feinde etwas wahrzunehmen. Nach einem Marsch von 3—4 englischen Meilen wurde Halt gemacht und zu einem guten Zwieback Anstalten gemacht. Die Garnison zu New York verließ sogleich auf die Nachricht unserer Landung die Stadt, marschierte längst der Seite des Nord-Rivers hinauf und setzte sich in die daran gelegenen Forts.

Montag, 16. September. Unser Zwieback in dieser vergangenen Nacht hatte nichts angenehmes. Die ganze Nacht

so schrecklich kalt, daß ungeachtet unserer vielen und großen angelegten Feuer kein Schutz vor der Kälte zu finden war. Wir lagen in lauter Gesträuchen und der Platz schien mehr Felsen als Erde zu sein. Die in dieser Gegend hin und wieder gelegenen Landhäuser litten etwas viel, ihre ganze Viehzucht wurde genommen, auch sonstige brauchbare Sachen nicht liegen gelassen. Und nie sind vielleicht so viel Gänse, Hühner, Enten, Schafe, Rinder und Schweine geschlachtet worden als seit gestern Abend bis heute in der Nacht. Diesen Morgen sehr frühe rückte ein starker feindlicher Trupp vor die Vorposten der Engländer und leichten Infanterie derselben. Diese sowohl als unsere Grenadiere standen vor uns. Drei Regimenter Engländer gingen ihnen sogleich entgegen und trieben sie auch nach ihren Verschanzungen wieder zurück. Allein da der Feind ihre Schwäche entdeckte, so rückte er von neuem mit einem Corps von 2—3000 Mann vor und griff diese drei Regimenter an. Die englische Reserve, das Grenadier=Bat. v. Linsing und die Jäger mit zwei Feldstücken eilten indeß gleich zu Hilfe, während die Grenadier=Bataillons v. Minnigerode und Block, jener Rücken zu decken, auf der Straße nach York die vorliegenden Defilees besetzten und schlugen darauf den Feind mit großem Verlust in seine Verschanzungen völlig zurück. Die Schotten und leichte Infanterie verloren bei dieser Affäre 70 Tote und 150 Verwundete. Unsere Jäger hatten einen Offizier, Lieutenant Heinrichs, und sieben Mann verwundet. Gutes Wetter.

Dienstag, 17. September. Diese Nacht hatten sowohl unsere Brigade als die übrigen der Armee bivakieren müssen und war wieder sehr kalt gewesen. Morgens 8 Uhr marschierten sämtliche Engländer und Grenadiere ungefähr eine Stunde von ihrem Posten zurück und schlugen sodann bei Blumendahl das Lager auf.* Nachmittags 2 Uhr folgte unsere Brigade. Wir marschierten 3—4 englische Meilen vorwärts und weil uns ein Lagerplatz anzuweisen vielleicht vergessen worden, so mußten wir auf einer mit starken Bäumen besetzten Landstraße liegen bleiben.

* General Robertson wurde zum Kommandanten von New York ernannt und mußte heute mit dem 54. und einem Teil des 5. Regiments daselbst zur Besetzung einrücken.

Ich empfand vorzüglich die Kälte der Nächte. Wegen der schrecklichen Tageshitze hatte ich nur eine leichte Mondierung angezogen. Gutes Wetter.

Mittwoch, 18. September. Morgens 8 Uhr rückten wir nicht weit von dem Ort, wo wir die vergangene Nacht gelegen hatten, ins Lager. Unsere Zelte waren kurz vorher angekommen. Wir standen nicht weit hinter den Engländern und Grenadieren und auf einer kleinen Anhöhe dicht am Ufer des Nord-Rivers. Der Feind hatte sich nunmehr teils diesseits und teils jenseits der Königs-Brücke in seine Festungswerke gesetzt. Ich wurde, so bald wir ins Lager rückten, mit einigen Wagen nach Proviant geschickt und kam nachmittags 2 Uhr wieder retour. Sehr heiß.

Donnerstag, 19. September. Nichts neues, alles ruhig. Gutes Wetter.

Freitag, 20. September. Kam ich auf die Feldwache. Nichts neues. Gutes Wetter.

Sonnabend, 21. September. In der vergangenen Nacht hatten die Rebellen in York an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Um Mitternacht brachen die Flammen aller Orten des nördlichen Teiles aus. Ein starker Wind hatte ihre Absicht befördern helfen. Über 500 Häuser, unter denen sich die besten der Stadt, die englische und lutherische Kirche befanden, wurden ein Opfer der Flammen. Diejenigen Einwohner, so dieses Unglück traf, konnten fast gar nichts retten und von dem Brande im tiefen mitternächtlichen Schlaf überrascht, waren sie nur froh, ihr Leben retten zu können. Die englische Garde-Brigade, welche gleich vor der Stadt im Lager stand, eilte mit denen noch hinzu kommenden Matrosen herbei und hinderten endlich morgens 9 Uhr, daß die Stadt nicht gänzlich eingeäschert wurde. Alles war in Unruhe und die Garnison hatte Mühe die Ruhe wieder herzustellen. Man machte verschiedene Gefangene, die mit Feuer fangenden Sachen umher liefen, noch mehr Feuer anzulegen. Die boshafte Gesinnung dieser Nation ist unbeschreiblich. Einer der an seinem Vorhaben gestört und flüchten mußte, rief während seiner Flucht zurück, obgleich er seine Absicht nicht erreichen könne,

würde er gleichwohl noch nach der Hand Gelegenheit finden, die Stadt in Feuer zu setzen. Ein anderer, der sein eigenes Haus anstecken wollte, aber von seiner Frau, die ihn umfaßte, und mit Tränen bat, es zu unterlassen, war so grausam, daß er, wie ihn seine Frau nicht fahren lassen wollte, ihr mit einem Messer fast die ganze Hand abschnitt. Die Soldaten, die eben zu diesem Auftritt kamen, ergriffen diesen Bösewicht und hingen ihn ohne weitere Umstände an sein eigenes Haus. Verschiedene andere verdächtige Personen wurden auch hin und wieder in die Flammen geworfen. Die Stadt ist an sich offen, nur nach der im Hudson Bay liegenden Insel Gouverneur Island zu, ist ein starkes Fort, das aber schon bei Erbauung der Stadt angelegt wurde. Die Rebellen hatten alle Eingänge nach den Straßen mit Aufwürfen versehen und bis eine Stunde vor der Stadt waren dergleichen Aufwürfe. Überhaupt ist dieses Island überall stark befestigt und fast kein Plätzchen zu finden, das nicht zur Verteidigung angelegt wäre. Übrigens hatte diese Insel nicht die angenehme Lage von Long Island.

Sonntag, 22. September marschierte unsere Brigade morgens 8 Uhr nahe vor York an den Nord-River. Die Zelte blieben zurück. Wir trafen hier einige englische Regimenter an, die mit uns embarquiert werden sollten, um auf Pauls-Hock* eine Landung zu machen. Es kam aber Contre Order und wir marschierten 11 Uhr mittags wieder ins Lager. Warmes Wetter.

Montag, 23. September ritt ich nach New York. Das Feuer loderte hin und wieder noch an der Seite vom Nord-River. Die wenigsten Häuser waren bewohnt und fast nichts zu haben. Der Geldmangel herrschte überall und nur bloßes Papiergeld war im Gebrauch, das aber nunmehr gar keinen Wert mehr hat, ausgenommen das unterm königlichen Siegel galt so viel als silberne und goldene Münzen. Gutes Wetter.

Dienstag, 24. September. Unter Bedeckung eines Kriegsschiffes rückte ein Regiment Engländer auf Pauls-Hock. Diese Halbinsel mußte um deswillen besetzt werden, damit der Feind die Stadt nicht beschießen konnte. Die Rebellen hatten bis den heutigen Tag selbige noch ein und feuerten öftermalen nach

* Paulus oder Powle's Hook.

der Stadt, allein auf Annäherung des Kriegsschiffes flüchteten sie. Gutes Wetter. Vormittags 10 Uhr wurde unsere Brigade gemustert.

Mittwoch, 25. September wurde ebenfalls die Grenadier-Brigade durch einen englischen Kommissär gemustert. Die Dissentrie herrscht ungemein im Hessischen Corps und liegen sehr viele höchst gefährlich daran krank. Bei unserem Regiment bin ich fast noch der einzige, der von dieser Krankheit frei ist. Gutes Wetter.

Donnerstag, 26. September. Herr General-Lieutenant Lord Howe fing an Provinzial-Regimenter zu errichten. General de Lancy übernahm einstweilen diese Werbung und sagte Hempstead auf Long Island zum Sammelplatz an. Ungeachtet diese Insel unter der Macht der Königlichen Waffen ist, so sind noch immer ungemein viele heimliche Verräter auf derselben und die nur blos auf eine vorteilhafte Gelegenheit hoffen, ihre rebellische Gesinnung an den Tag zu legen. Ein bei jenem Corps stehender Offizier ist unter andern ein Beweis davon, dieser wurde auf dem Wege von Petforth* nach Flatbusch von einem Einwohner heimlich erschossen. Heute wurde Oberst Hering vom Regiment v. Losberg beerdigt. Er starb an der Dissentrie, woran wir schon viele verloren haben und noch eine große Anzahl daran gefährlich krank liegen. Gutes Wetter.

Freitag, 27. September kam ich auf die Wald-Wache. Die Posten standen längs am Ufer des Nord-Rivers. Gutes Wetter.

Sonnabend, 28. September. Nichts neues. Gutes Wetter.

Sonntag, 29. September. Nichts neues; gutes Wetter. Zwei Fregatten gingen den Nord-River hinauf und legten sich an zwei verschiedenen Orten, das Lager decken zu helfen.

Montag, 30. September kam ich ins ausrückende Piquet. Nichts neues. Gutes Wetter.

* Bedford.

Dienstag, 1. Oktober. Morgens 9 Uhr veränderte unsere Brigade das Lager und rückte vor unsere Grenadiere, um deren so starken Dienst sowohl etwas zu erleichtern, als auch um deswillen, damit solche um so geschwinder zum Aufbruch fertig sein konnten. Wir schlugen unser Lager dicht an dem Nord-River auf und unser Regiment hatte den linken Flügel. Wir besetzten hier die Schanzen, welche teils von uns und den Engländern angelegt waren, und die unweit der feindlichen Linien eine Kette ausmachten; ein starker Wald von ungefähr ½ Stunde schied nur unser Lager. Die Vorposten der Engländer des rechten Flügels nahe am Harlems-Fluß standen kaum einen Büchsenschuß von denen der Rebellen. Unser Haupt-Kommando stand in einem vor unserem Lager ganz nahe liegenden Gentlemans-Haus, daraus die Einwohner geflüchtet, aber in welchem ungemein viele Sachen angetroffen worden sind. Unter andern eine Menge Wein, Silberzeug und Komoden, unter denen eine insbesondere von großem Wert und wohl nach unserem Gelde auf 200 und mehr Thaler zu schätzen war. In diesem Haus lagen auch sämtliche Jäger, die zwar nunmehr, da unsere Brigade die Kommandos gab, keinen Dienst taten, gleichwohl aber nach Patrouillen gehen mußten.

Mittwoch, 2. Oktober kam ich mit dem Kapitän Winkelmann vom Regiment Erb-Prinz auf Kommando, und zwar in das gedachte Haus. Der älteste Offizier wurde mit 30 Mann von dem Kommando des Kapitäns 50 Schritte mehr vorwärts detaschiert, und vor diesem Offizier stand wiederum ein Sergeant mit 12 Mann, der den äußersten Posten hatte. Alle diese Kommandos traten morgens 4 Uhr auf ihre Posten.

Donnerstag, 3. Oktober. Während dem Kommando war nichts neues vorgefallen. Die Nacht kalt und sind jetzt überhaupt die Nächte sehr kalt. 14 Segler mit einem englischen Regiment leichter Dragoner kamen heute an und wurden zu New York einstweilen einquartiert.

Freitag, 4. Oktober. Nichts neues; gutes Wetter. Ich ritt nach New York.

Sonnabend, 5. Oktober. Nichts neues; gutes Wetter.

Sonntag, 6. Oktober. Nichts neues; gutes Wetter.

Montag, 7. Oktober kam ich auf die Feldwache. Gutes Wetter; nicht neues.

Dienstag, 8. Oktober. Nichts; gutes Wetter.

Mittwoch, 9. Oktober. Morgens 7 Uhr gingen drei Kriegsschiffe nahe vor unserem Lager den Nord-River hinauf und legten sich unweit Königsbrück. Diese Schiffe zogen ein heftiges Feuer auf sich, sowohl von dem auf Jersey längst an dessen Ufer angelegten Fort Lee, als auch von dem des Washington und denen daneben liegenden Batterien wurde wechselweise eine so starke Kanonade gemacht, daß man an dem glücklichen Durchgang der Schiffe fast zweifeln sollte. Indeß ungeachtet dessen passierten selbige zwischen diesen beiden Feuern ohne Schaden ganz gut durch. Gutes Wetter, etwas kalt.

Donnerstag, 10. Oktober. Morgens 4 Uhr auf Kommando in die Flesche* vor dem Haupt-Kommando. Gutes Wetter.

Freitag, 11. Oktober. Nichts neues bei meinem Kommando. Die Nacht war sehr kalt gewesen. Abends 10 Uhr marschierten unsere Grenadiere und leichte Infanterie zum Embarquement nach dem Ost-River. General-Lt. Percy hatte nunmehr das Kommando über die hier noch stehenden drei Brigaden, als die Brigaden des Generals Stirns, Grand und Johns. Ich badete mich nachmittags im Nord-River.

Sonnabend, 12. Oktober. In der letzten Nacht 1 Uhr wurden die Grenadiere und englische leichte Infanterie embarquiert, und zwar bei Hell Gad** auf 80 Chaloupen. Eins von diesen Booten, besetzt mit drei Kanonen und 25 Mann englischer Artillerie, strandeten hierselbst. Die Kanonen und 13 Mann gingen verloren und der Rest rettete sich. Um 9 Uhr morgens landeten diese Truppen auf Connecticut, 15 englische Meilen vom Embarquement-Ort, marschierten sodann ins Land, ohne eben

* Flesche.

** Hellgate.

großen Widerstand zu finden. Nachmittags ging Herrn General-Lt. v. Heister mit dessen Corps von sechs Regimentern Engländer und der Brigade v. Mirbach von Lang Island nach Connecticut über und vereinigte sich mit jenen. Gutes Wetter. Ich badete mich. Das Wasser war sehr kalt, bekam mir aber vortrefflich.

Sonntag, 13. Oktober kam ich ins Piquet. Nichts neues; gutes Wetter.

Montag, 14. Oktober. Nichts neues; gutes Wetter. 20 Proviant-Schiffe nebst 600 Rekruten kamen an. Diejenigen Rekruten so in Deutschland für das Scheiterische Corps angeworben, wurden alsbald unter die Engländer verloost.

Dienstag, 15. Oktober. Auf der Feldwache; gutes Wetter.

Mittwoch, 16. Oktober. Nichts neues; gutes Wetter.

Donnerstag, 17. Oktober. Nichts neues; er regnete nachmittags.

Freitag, 18. Oktober ließ sich Sr. Exzellenz Herr General-Lieut. Howe mit dem bei sich habenden Corps auf einer anderen Seite von Connecticut setzen, New Rochelle genannt. Herr Oberst v. Losberg, welcher bisher auf Staten Island gestanden, traf mit den Regimentern v. Dithfurth, Leib-Regiment und Prinz Carl daselbst bei der Armee ein, und war das Trumbach Regiment nur allein auf Staten Island.

Sonnabend, 19. Oktober. Ins ausrückende Piquet. Gutes Wetter.

Sonntag, 20. Oktober. Nichts neues; gutes Wetter. Herr General-Lieut. v. Kniphausen Compagnie mit der zweiten Division traf ein, und hatten am 11. Mai 1776 Hessen verlassen.

Montag, 21. Oktober. Nichts neues; gutes Wetter.

Dienstag, 22. Oktober. Mit 30 Mann auf Kommando; gutes Wetter. Die zweite Division segelte von hier ab, um sich mit der Armee des Herrn Generals Howe zu vereinigen.

8. Die Kämpfe bei White Plains.

Mittwoch, 23. Oktober. Nichts neues; gutes Wetter. Landete die zweite Division in der Gegend von New Rochelle auf White Plaine.

Donnerstag, 24. Oktober hatten wir Order zu marschieren. Gutes Wetter.

Sonnabend, 26. Oktober. Morgens kam zwar die Order uns abermals zum Aufbruch fertig zu halten, allein nicht lange hernach wieder Contre Order. Gutes Wetter.

Sonntag, 27. Oktober. Morgens 6 Uhr erhielten wir Order, uns unverzüglich marschfertig zu machen. Um 8 Uhr rückte unsere Brigade, Regiment v. Mirbach ausgenommen, die das Lager besetzen mußte, und die Engländer vor die feindlichen Linien, unweit des Fort Washington. Nahe und ungefähr 2000 Schritte vor ihre Verhaue machten wir Halt, führten Kanonen auf und feuerten fast den ganzen Tag auf ihre Laufgräben. Der Feind schien so wie wir es zu merken, daß unsere Attacke falsch und nicht ernstlich sein sollte. Sie blieben ganz ruhig in ihren Gräben und belachten uns, daß wir so hitzig kanonieren ließen. Ungeachtet wir einige Tausend Schritte von ihnen entfernt standen, schossen sie mit ihren Büchsen noch mit so guter Wirkung auf unsere Kommandos, daß zwei Kerls vom Regiment Erb-Prinz hart verwundet wurden. Bei dem Durchmarsch des vor unserem Lager liegenden Waldes führte ich die Blänkler und wurde, nachdem die Regimenter Halt machten, sobald auf Kommando kommandiert. Alle Kommandos mußten sich einige hundert Schritte vor ihren Regiment postieren. Regiment v. Donop hatte den linken Flügel und die Seite vom Nord-River durch das Kommando zu besetzen. Regiment Erb-Prinz stand rechts neben uns vor einem Walde und dessen Kommando etwas jenseits desselben. Engländer den rechten Flügel und dehnten sich diese bis nahe des Harlem Flußes, das Ende der feindlichen Linien. Nach allen diesen Kommandos feuerten die Rebellen dermalen, daß sich niemand blicken lassen durfte, und so oft sie merkten, daß unsere Posten abgelöst wurden, feuerten 10—15 Mann auf einmal. Gegen Abend wurde

alles ruhig. 7 Uhr abends löste mich Lt. Hausmann ab und blieben die Regimenter auf dem Platz, worauf wir gleich anfangs Posten standen, zu Bivac. Gutes Wetter.

Montag, 28. Oktober. Die Nacht war alles ruhig gewesen und geschah auch diesen ganzen Tag von unserer Seite kein Schuß. Die Rebellen feuerten zu Zeiten auf unsere Kommandos. Abends 7 Uhr verließen wir diesen Posten und rückten in aller Stille wieder ins Lager, ohne daß der Feind etwas davon merkte. Eben diesen Tag hatte Herrn General-Lieutenant v. Kniphausen einiger vor Königsbrück gelegene Forts sich bemächtigt. Diesen nämlichen Tag ließ Sr. Exzellenz Herr General-Lieut. v. Howe den auf White Plaine stehenden Feind angreifen. Und damit derselbe von da her detaschieren möchte, mußten wir gestern hier vorrücken. Die Rebellen hatten sich auf White Plaine vorzüglich und mehr wie jemals standhaft bewiesen und ungewöhnlich lange hartnäckig ihre Posten behauptet. Bei dieser Affäre verloren die Engländer tot: Stabs-Offiziere 1, Subaltern-Offziere 4, Gemeine 58; verwundet: Stabs-Offiziere 1, Subaltern-Offiziere 8, Gemeine 137. Hessen tot: Gemeine 42; verwundet: zwei Offiziere, Lt. Mülhausen und Rau, Gemeine 96. Gutes Wetter.

Dienstag, 29. Oktober. Nichts neues bei uns. Ich ging auf die Jagd, schoß aber nichts. Gutes Wetter.

Mittwoch, 30. Oktober marschierte die Brigade des Herrn Generals Grands nach Connecticut zu der Armee. Es blieben also noch vier englische und drei hessische Regimenter hier stehen. Regiment Erb-Prinz rückte rechts und die Regimenter v. Donop und v. Mirbach dehnten ihr Lager ebenfalls weiter aus. Ich hatte die Feldwache.

Donnerstag, 31. Oktober. Die vergangene Nacht regnete es unaufhörlich und keinen trockenen Faden hatte ich mehr. Den Tag über regnet es nicht weniger abwechselnd und war dabei etwas kalt.

Freitag, 1. November hatte sich der Feind auf White Plaine, auf die Nachricht nochmals angegriffen zu werden, zurückgezogen und seine Anhöhen unweit der Stadt White Plaine ver-

lassen, jedoch vor diesem Rückzug einige Häuser in und außerhalb der gedachten Stadt in Brand gesteckt. Unsere Truppen besetzten alsbald ihre verlassenen Anhöhen und Retrenchments und schlugen daselbst das Lager auf.

Sonnabend, 2. November. Herr General-Lieut. v. Kniphausen ging mit dem Köhlerschen Batail. Wutgenau, Stein und Wissebach über die Königs-Brück auf York Island. Der Feind zog sich auf dieser Anhöhe nach denen vor dem Fort Washington angelegten Werken. Jene Regimenter schlugen ihr Lager hier auf. In unserem Lager nicht neues. Die vergangene Nacht hatte es fest gefroren, doch aber nicht stark.

Sonntag, 3. November. Nicht neues, etwas kalt. In der vergangenen Nacht hatte es wieder gefroren. Die Nächte sind jetzt sehr kalt und bald unerträglich. Fast sämtliche Herren Offiziere, auch sehr viele Gemeine haben sich Hütten gebaut. Sr. Exzellenz ließ Löcher in die Erde graben und von Rasen Dächer. Um auch die strenge Kälte leicht ertragen zu können, vermied ich alle Hütten. Fast unser ganzes Lager war mit Erdhütten bebaut und sah recht wüste aus.

Montag, 4. November. Nichts neues, etwas kalt. Unsere Leute kranken und sterben noch immer so fort. Herr Oberstlieut. Heymell, Major Hinte, Kapitän v. Donop liegen schon seit einigen Wochen sehr gefährlich krank an der Dissentrie.

Dienstag, 5. November. Nachmittags 4 Uhr war eine heftige Kanonade. Zwei Proviant-Schiffe unter Bedeckung einer Fregatte gingen den Nord-River hinauf, denen nunmehr dicht von Kingsbridge Lebensmittel zuzuführen. Die Rebellen machten von Fort Lee und Washington ein lebhaftes Feuer auf diese Schiffe und so viel man im Lager sehen konnte, verlor die Fregatte einen Segel. Abends 5 Uhr wurde ich mit 24 Mann ins Piquet kommandiert und mußte mich ungefähr ½ Stunde hinter unserer Front und nahe am Nord-River postieren, und zwar um deswillen, damit der Feind nicht etwa von Jersey aus in Booten sich übersetzen möchte. Der Abend war ungemein angenehm.

Mittwoch, 6. November. Morgens 7 Uhr ging ich wieder von Piquet ab. Den Tag über wurde dieser Posten nicht besetzt. Die Nacht war sehr kalt gewesen und hatte stark gereift. Dieser Tag aber angenehm und fast so heiß wie im hohen Sommer. Herrn General-Lieut. Lord Howe verließ die Anhöhen bei White Plaine und stand nunmehr ebenfalls und nur einige englische Meilen vor Kings Bridge, unweit des Nord-River.

Donnerstag, 7. November. Morgens früh wurde ich nach New York kommandiert, um daselbst mir ein Haus für die Bagage des Regiments anweisen zu lassen. Die Bagage sämtlicher Regimenter hatte noch immer auf den Transport-Schiffen gelegen und wurde allererst nun ausgeladen. Abends spät kam ich retour. Gutes Wetter.

Freitag, 8. November. Morgens 4 Uhr auf Kommando mit 37 Mann, und zwar in die vor dem Haupt-Kommando gemachte Flesche. Weil Herr General-Lieut. v. Kniphausen Exzellenz gegen das Fort Washington Batterien aufführen ließ, so hörte man heute den ganzen Tag eine heftige Kanonade.

Sonnabend, 9. November. Morgens 7 Uhr ging das Kommando ab, es war nichts neues dabei vorgefallen. Die vergangene Nacht aber nicht kalt; gutes Wetter. Abends kam ich ins Reserve Piquet. Herr General-Lieut. v. Kniphausen hatte seine Vorposten zwischen zwei Wälder und der nach New York gehenden Straße ausgesetzt. Dieses Kommando griffen die Rebellen heute an und wurde dabei der Lieutenant Schwain vom Regiment v. Stein erschossen, auch daneben verschiedene seiner Leute blessiert.

Sonntag, 10. November. Nichts neues; in unserem Lager alles ruhig; gutes Wetter.

Montag, 11. November. Die vergangene ganze Nacht hatte es außerordentlich geregnet und unter schrecklichen Sturmwinde. Mein Zelt war voller Wasser und fast nichts trockenes darin. Den Tag über rauhes Wetter.

Dienstag, 12. November. In unserem Lager nichts neues; gutes Wetter.

Mittwoch, 13. November. Nichts neues; gutes Wetter. An diesem Tage rückte der kommandierende General Lord Howe mit der Armee von White Plaine und lagerte sich vor der Kings Bridge auf die daneben liegenden Anhöhen.

Donnerstag, 14. November. Nichts neues; ziemliches Wetter.

9. Eroberung von Fort Washington und Fort Lee.

Freitag, 15. November. Um 5 Uhr abends erhielten wir Order, uns auf morgen fertig zu halten, die feindlichen Linien vor dem Fort Washington zu attackieren. Nachmittags badete ich mich im Nord-River, und zwar ganz entkleidet. Es war zwar kalt und hatte die vorige Nacht Eis gefroren; indeß weil ich eben auf der Jagd war und es mir so einfiel, auch solches für gesund hielt, wagte ichs und es bekam mir ungemein gut.

Sonnabend, 16. November. Morgens 5 Uhr gingen wir unter Gewehr, marschierten aber allererst 7 Uhr ab und gegen die feindlichen Linien. Nach einem Marsch von ½ Stunde kamen wir vor selbige an. Sämtliche Regimenter formierten sich alsbald en odre auf denen gerade den feindlichen Werken gegenüber gelegenen kleinen Anhöhen. Nachdem hierauf alle Regiments-Stücke, auch einige englische 12-Pfünder aufgeführt, wurde vom rechten Flügel der Engländer und unserem linken auf ihre Laufgräben ein lang anhaltendes Feuer gemacht, unter welcher Kanonade denn zuvorderst die Avantgarde durch ein vor uns liegendes Tal auf selbige los rückten und gleich hiernächst jene zu unterstützen selbst die Regimenter folgten. Regiment v. Donop postierte sich dicht am Nord-River und deckte mit fünf bei sich habenden Kanonen die linke Flanke. Die Rebellen, welche hierselbst in ihren Linien kein schwaches Geschütz hatten, taten aus den Laufgräben auf die Avant-Garde nur einige Büchsen-Schüsse und nahmen sobald die Flucht. Auf jener Seite des Forts Washington bei Kings Bridge attackierte Sr. Exzellenz Herr General-Lieut. v. Kniphausen mit den Regimentern, Grenadier-Bataillon v. Köhler, v. Losberg, v. Rall, Waldeck, erste Colonne; v. Wutgenau, v. Kniphausen, v. Heine, v. Birnau, zweite Colonne. Und das über

der Kings Bridge stehende Corps war ebenfalls sowohl zur Unterstützung jener, als auch um den auf White Plaine noch zurückgelassenen Feind bei etwaigen Vorfällen Tete bieten zu können, während der Attacke unter Gewehr. Die gedachten acht Regimenter hatten eine ungleich beschwerlichere und gefährlichere Attacke, als wir dieserseits. Natur und Kunst hatten auf jener ganzen Seite alles aufs beste und festeste bearbeitet. Alle um das Fort Washington aufgerichteten feindlichen Batterien lagen auf Felsen, deren unbeschreiblich tiefe Abhänge wieder so felsicht und durch die durch einander gelegten starken Bäume fast unübersteiglich hätten sein müssen. Indeß, und ungeachtet aller dieser Hindernisse, erstiegen hier diese zwei Kolonen mit einem höchst ruhmwürdigen Eifer alle die fährlichen Klippen und schlugen den Feind mit der gefallensten Lebhaftigkeit aus seinen Verschanzungen und solchergestalt, daß er in größter Verwirrung ins Haupt-Fort flüchten mußte, und zwar bald darauf zu kapitulieren sich genötigt fand. Um 4 Uhr nachmittags hatte alles Feuern ein Ende und wurde der Vergleich wegen der gänzlichen Übergabe getroffen. Die Rebellen verlangten anfangs einen freien Abzug; allein da dieses ihnen nicht gestattet, erbaten sie sich, ihre Equipage mitnehmen zu dürfen. Unter dieser zugestandenen Bedingung sich sodann ihre 3000 an der Zahl ohne weitere Umstände ergaben. Bei dieser Affäre verloren die Hessen an toten Offizieren zwei Kapitäne und drei Subaltern-Offiziere und an Gemeinen 172; ferner an Verwundeten: Stabs-Offiziere, zwei Kapitäne, Subaltern-Offiziere sechs, und an Gemeinen 274. Engländer: tot, ein Kapitän, 19 Gemeine; verwundet: vier Offiziere und 90 Gemeine. Der Feind an Toten, drei Offiziere und 60 Gemeine; an Blessierten, zehn Offiziere und 100 Gemeine. An Artillerie wurde erbeutet: vier 32-Pfünder, zwei 18-Pfünder, sieben 12-Pfünder, fünf 9-Pfünder, fünfzehn 6-Pfünder, acht 3-Pfünder und zwei Haubitzen. Munition und Provision in Menge. Dieser Tag gereichte unseren Truppen zur vielen Ehre und um so mehr, da diese Eroberung in vieler Betracht sehr beträchtlich, insbesondere aber um deswillen vorzüglich vorteilhaft war, weil nunmehr die Stadt New York völlig geschützt. Unsere Brigade rückte abends 9 Uhr wieder ins Lager, ausgenommen das Regiment v. Mirbach blieb zurück,

mußte die gemachten Gefangenen nach Harlem transportieren und selbige daselbst bewahren.

Sonntag, 17. November. Nichts neues; ich badete mich heute im Nord-River; es war etwas kalt.

Montag, 18. November. Marschierten zwei Brigaden Hessen, Oberst v. Losberg und v. Huine, von Kings Bridge bis vor New York, um nach Rhode Island zu gehen und bezogen bis zur Einschiffung bei der Stadt ein Lager. Regimenter: Leib-Regiment, Prinz Carl, Wutgenau, v. Huine, v. Bünau, v. Dithfurth. Mein Bruder, der seit einiger Zeit nicht wohl gewesen, und jetzt besonders krank war, bezog ein dicht an der Straße und nahe bei New York gelegenes Haus. Ziemlich gute Witterung.

Dienstag, 19. November. Marschierte die noch hier stehende Brigade Engländer ebenfalls bei York, um mit jenen nach Rhode Island embarquiert zu werden. Die Brigade des Herrn General Stirns bleibt also allein in den alten Verschanzungen stehen. Ich ging nachmittags auf die Jagd und schoß ein großes Huhn, dem Ansehen nach ein Auer-Huhn, auch einige Eichhörnchen, die hier zu Lande eßbar. Hasen oder eigentlich Kaninchen sind nicht viele; indeß kein Wunder, da alle Plätze und Plätzchen immer mit Menschen besetzt gewesen. Hühner gab es in Menge, aber zu flüchtig.

Mittwoch, 20. November. Marschierten unsere Grenadiere und Jäger, die englischen Grenadiere, leichte Truppen und Schotten unter der Order des Herrn General-Lieut. Milord Cornwallis von Königs-Brück und wurden mit Booten über den Nord-River auf New Jersey gesetzt. Der Feind ließ sein nahe am Fort Lee habendes Lager stehen und unsere Leute eroberten solches, machten auch noch einen Lieutenant, einen Fähnrich, einen Quartiermeister, drei Feldscheere und 99 Gemeine zu Gefangenen. Das jenseitige Ufer, wo diese Truppen debarquierten, war mit lauter Felsen von einer fährlichen Höhe umgeben und nur durch einen kleinen Fußweg von einigen Schritten breit, mußte dies ganze Corps die hohen Felsen zu ersteigen suchen. Die Höhe vom Ufer bis zu einem vor demselben gelegenen Walde, der nicht weni-

ger mit Felsen umgeben, war von ungefähr ½ Stunde und einige 100 auf dieser Anhöhe postierte Menschen von Mut würden nicht nur unser ganzes Corps haben abhalten, sondern auch den größten Teil desselben zu Grunde schießen können. Die Rebellen, noch erschrocken über die Einnahme des Fort Washington und die unverhoffte und mutige Landung unserer Truppen flüchteten aber und verließen ein eben nicht minder starkes Fort als jenes. Dieses Fort liegt dem Fort Washington gerade gegenüber und hat den Namen Lee. Unsere Leute fanden 26 Stück Kanonen, sehr viele Munition und Provision darinnen vor, unter dieser über 2000 Tonnen des besten Weizen.

Donnerstag, 21. November. Nichts neues. Rauhe Witterung auf der Feldwache.

Freitag, 22. November. Alles ganz ruhig. Kaltes Wetter.

Sonnabend, 23. November. Nichts neues; dieselbe Witterung. Ich besuchte meinen Bruder, der noch fort krank darnieder lag.

Sonntag, 24. November. Nichts neues. Die 2. und 4. englische Brigade und 1. Bataillon vom 71. Regiment stießen zum Cornwallis auf Jersey.

Montag, 25. November. Nichts neues. General Cornwallis verließ die Gegend von Fort Lee, kam zu Häckinsäck heute an und lagerte sich auf den daselbst befindlichen Anhöhen.

Dienstag, 26. November. Nichts neues. Obiges gedachtes Corps setzte seinen Marsch weiter, mußte aber übler Witterung wegen sich diesen Tag lange verzögern und bei Einbruch der Nacht biwakieren.

Mittwoch, 27. November. Nichts neues. Ich ritt zu meinem Bruder, der sich nunmehr etwas besser befand.

Donnerstag, 28. November. Nichts neues. Das Corps des General Cornwallis kam heute bei New Wark* an und lagerte sich daselbst.

* Newark.

Freitag, 29. November. Nichts neues; schlechtes Wetter. Cornwallis kam heute zu Elisabethon an, welches die Rebellen in der vergangenen Nacht verlassen hatten.

Sonnabend, 30. November. Nichts neues. Das Corps kam heute zu Boutbrüsch an.

Sonntag, 1. Dezember. Nichts neues; helles Wetter. badete mich im Nord-River. New Braunschweig,* bis hierher war General Cornwallis ohne vom Feinde Hindernisse zu finden, angekommen. Die Rebellen, welche Braunschweig noch besetzt hatten, machten hier ein heftiges Feuer auf dieses Corps und wollten sowohl einen da passierenden Fluß, als die Stadt selbst strittig machen. Indeß verließen sie abends Braunschweig.

Montag, 2. Dezember. Nichts neues; etwas kalt. Der gestern bei Braunschweig verwundete Kapitän v. Weitershausen starb heute.

Dienstag, 3. Dezember. Nichts neues, ich ging auf die Jagd.

Mittwoch, 4. Dezember. Nichts neues. Wir bekamen Order, uns auf Morgen fertig zu machen, in die Stadt marschieren zu können. Es wurde dieserhalb schon heute viele Bagage dahin abgeschickt. Gutes Wetter.

10. Winterquartier in New York.

Donnerstag, 5. Dezember. Morgens 9 Uhr marschierte unsere Brigade in die Winter-Quartiere nach New York, desgleichen das Regiment v. Trümbach. Dieses und Erb-Prinz kamen durch das Los der Würfel in die Kaserne, Donop und Mirbach bezogen verschiedene von denen verlassenen Rebellen-Häuser und kamen in jedes Haus 100, auch 200 Mann. Die Herren Offiziere blieben bei ihren Leuten, je nachdem es eingerichtet werden konnte, und logierten deren zwei und zwei auf einer Stube. Die notwendigen Möbel und Betten, Tische und Bänke wurden geliefert. Holz, Steinkohlen, Lichter, ziemlich gute Provision,

* New Brunswick.

auch eiserne Töpfe zum Kochen, überhaupt alles nötige fehlte nicht. Fähnrich v. Trot und ich, beide von einer Kompagnie, logierten beisammen. In eben diesem Hause lagen Kapitän Gissot, Kapitän v. Gall, Lieut. Hausman, Fähnrich Freyenhagen und Lieut. Kayser von der Artillerie, und endlich 160 Mann. Die heutige Witterung war vortrefflich und wie im Sommer.

Freitag, 6. Dezember. Es scheint nunmehr alles ruhig sein zu wollen. Die hiesige Stadt ist ziemlich gesichert und besteht die Garnison aus vier hessischen und drei englischen Regimentern, und außerhalb der Stadt liegen hin und wieder starke Truppen Engländer. Zu Kings Bridge sind die hessischen Regimenter v. Trümbach, v. Stein, v. Wissebach und einige englische Regimenter; alle diese haben daselbst ihre Baraques. Ein englisches Regiment liegt in Harlem, den Ost-River rein zu halten. Unsere Grenadiere kamen heute zu Baum Brück* an, wo ein Magazin von Mehl und Rum vorgefunden wurde.

Sonnabend, 7. Dezember. Nichts neues. Erb-Prinz Regiment gab heute die Wacht. Zur Hauptwache ist das hiesige Rathaus genommen und besteht selbige aus ein Kapitän, zwei Leutnants und 63 Gemeine. Die übrigen Wachen, wo deren sind, bestehen aus 2—24 Mann, und haben diese nun blos auf Magazine acht zu geben. Außen-Posten sind hingegen viele, überhaupt gibt das zum Dienst kommende Regiment ungefähr 35 Mann und fast der ganze Rest desselben steht in Piquet. Ein jedes Regiment gibt täglich einen Kapitän, zwei Leutnants und 50 Mann zum Piquet, damit bei allenfalsigem Allarm diese alsbald ausrücken können.

Sonntag, 8. Dezember. Damit wir unsere eigenen Gottesdienste halten konnten, wurde uns eine Lutherische und Reformierte Kirche angewiesen. Das auf Jersey stehende Corps kam zu Trenton an; der Feind hatte die Stadt eben die vorige Nacht auf den Anmarsch unserer Truppen verlassen, sich über den Delaware setzen lassen und Jersey völlig geräumt.

Montag, 9. Dezember. Nichts neues.

---

* Bound Brook.

Dienstag, 10. Dezember. Marschierte das Regiment v. Trumbach nach Kings Bridge, um den Platz des nach Jersey übergegangenen Grenadier-Bataillons v. Köhler zu ersetzen.

Mittwoch, 11. Dezember. Nichts neues; etwas kalt.

Donnerstag, 12. Dezember. Der Winter schien heute seinen eigentlichen Anfang zu nehmen; es schneite und fror, jedoch eben nicht gar stark.

Vom Freitag, 13. bis 25. Dezember. Nichts neues. Das Wetter unter dieser Zeit sehr abwechselnd, bald Kälte, Schnee, Regen, doch dabei ganz angenehm und gesunde Luft. Herr Major Hinte, Leutnant Murhard, Leutnant Nagell, Sr., Leutnant Nagell, Jr., Fähnrich Trott, Fähnrich Knoblauch waren krank.

11. Der Überfall zu Trenton.

Donnerstag, 26. Dezember. In der Nacht vom 25.—26. dieses (Weihnachtsfest) wurde die Brigade von Rall überfallen und fast gänzlich aufgehoben. Washington passierte mit seinem Corps den Delaware, einige Stücke über Trenton, worinnen diese Brigade als das Regiment v. Kniphausen, v. Losberg, v. Rall einquartiert waren und den rechten Flügel des Corps zu decken hatten; dasselbe die Winterquartiere in den Städtchen Prinzthon, Braunschweig, Amboi, Elisabethon und Newark bezogen. Die Brigade des Herrn Oberst v. Donop lag in Bordenthon und Barlingthon, um mit jener v. Ralls so viel möglichst das Ufer von Delaware besetzen zu können. Das auf Jersey stehende Corps so am 11. dieses daselbst die Winterquartiere bezog, hatte in allem Betracht eine zu weitläufige Postierung. Washington, der nun während der Nacht unerachtet eines ganz schrecklichen und mit Schnee und starken Schlossen vermischten Sturmwetters, im Walde verborgen sich aufgehalten, umzingelte vor Tagesanbruch die Stadt und brach mit aller Macht in selbige ein. Der Feind war also so plötzlich in der Stadt und vor denen Häusern postiert, daß fast nichts zur Gegenwehr mehr kommen konnte. Die Rebellen, vorzüglich bemüht, sich gleich der sechs Kanonen der Brigade zu bemächtigen, nahmen solche alsbald zu ihrem

eigenen Gebrauch und feuerten heftig auf alle diejenigen, welche sich zu sammeln anfangen wollten, oder sonst zu entgehen sich merken ließen. Oberst v. Rall wurde gleich anfangs, und zwar von seinem eigenen Wirte aus dessen Haus verwundet, und weil er weiter zu leben sich weigerte, bekam er noch einige Bajonett-Stiche und verschied darauf sobald. Über dieses unglückliche Ereignis wird gar mancherlei kritisiert und raisoniert. Was darüber verlautet geziemt einem 18-jährigen Menschen nicht, jetzt schon nach zu erzählen, zumalen der Subaltern-Offizier kaum mehr erfährt, als etwa in dem Regiment vorgeht. Jedoch genieße ich den Vorteil, daß ich bei der ganzen Generalität und anderen Stabs-Offizieren und Kapitänen, auch bei allen meinen Kameraden, in einem besonderen Kredit stehe, so wie denn auch die Unteroffiziere und Gemeine mich vom Herzen lieben. Bei diesen glücklichen Verhältnissen finde ich mehr Gelegenheiten manches zu erfahren, was außerdem nicht zu meiner Kenntnis würde kommen können. Aber selbst der Weiseste unter den Weisesten der Deutschen dürfte den eigentlichen Sinn des Verfahrens der Engländer gegen die Amerikaner durchaus verstehen. Und vermag denn der eigentliche Laie von meinem Alter und Schlage um so weniger.

12. Winterquartier in New York.

Feitag, 27.—31. Dezember. Nichts neues. Unter dieser Zeit ziemlich kalt, aber immer sehr helles Wetter.

Oberst-Leut. Harcourt der Königin Dragoner machte mit 30 seiner Leute auf Jersey eine Patrouille, des Feindes Lage auszumachen. Nach einigen zurückgelegten englischen Meilen nahm er einen feindlichen Kapitän gefangen, von dem er dann verschiedene Nachrichten einzog. Unter anderen, daß General Lee ungefähr noch sieben englische Meilen weiter in einem Hause sich aufhielt und nur eine Wache bei sich habe. Oberst-Leut. Harcourt marschierte mit seinem Detachment unverzüglich zu jenem Hause, wohin ihm der gefangene Kapitän den Weg zeigen mußte. Sobald besagter Oberst-Leutnant nahe genug war, teilte er seine Leute in verschiedene Teile und sprengte von allen Seiten gegen das Haus. Der Adjutant vom General Lee wollte sich zwar mit

der Wache zur Wehr setzen, allein die Entschlossenheit des Oberst-Leutnants machte sie bald zur Flucht und General Lee mit dessen Adjutant wurden glücklich nach Braunschweig gebracht.

Mittwoch, 1. Januar. Das bei uns fast für den wesentlichsten Teil der Höflichkeit zu geltende Ceremoniel im Neujahrwünschen wurde hier ganz unbeachtet gelassen.

Von Donnerstag, 12.—17. Januar. Nichts merkenswertes; immer ziemlich kalt. Am 4. dieses kam Feuer aus, indeß ohne viel Schaden zu tun.

Sonnabend, 18. Januar. Schon seit einiger Zeit haben die Rebellen auf Kings Bridge ihr Augenmerk gehabt und fast täglich truppenweise sich daselbst nahe sehen lassen; auch öftermalen Versuche auf die Vorposten gewagt. Ihre Hoffnung ging noch beständig dahin, das Fort Washington wieder zu erobern. Früh morgens dieses Tages rückten die Rebellen mit einem ebenmäßigen Corps vor die Linien bei Kings Bridge und forderten daselbst eine der Haupt-Schanzen auf, mit der Bedrohung ohne Widerstand sich daraus zu ergeben. Bald nach der Abfertigung führt der Feind seine Kanonen auf und ein wechselseitiges starkes Feuern erfolgte. Die heftige Kanonade unsererseits und einige glücklich angebrachte Schüsse, dadurch sie eine ihrer Kanonen und verschiedene Menschen verloren, schreckte sie so sehr ab, daß sie für diesmal ihre Ansprüche fahren ließen und einen freiwilligen Abzug für dienlich fanden. Wir verloren einen Artilleristen, der durch eine Kanonen-Kugel in der Schanze erschlagen wurde. Der heutige Tag schien den Rebellen zu ihrer Absicht um deswillen günstig zu sein, weil der Königin von England Geburtstag mit großen Umständen eben gefeiert werden sollte und schon früh morgens viele Menschen in einem ungewöhnlich fröhlichen Taumel sich befanden. Sr. Exzellenz der Herr General-Lieut. Lord Howe hatte diesem Tag zufolge alles das zurichten lassen, was das Andenken desselben feierlich machen konnte. Abends 8 Uhr wurde dicht vor dem Hause des Lord Howes eine ziemlich beträchtliches Feuerwerk angezündet. Hiernächst wurde ein Ball eröffnet und en grand soupiert. Alle Subaltern-Offiziere hatten nicht weniger die Erlaubnis diesen Feierlichkeiten mit beizuwohnen; allein da

die meisten derselben im Dienste waren, genossen wenige davon. Zur Sicherheit der Stadt wurde neben der ordinären Wache, von jedem Regiment das auch sonst immer kommandierte Piquet von einem Kapitän, zwei Offizieren und 50 Gemeinen am Abend zum Ausrücken befehligt, und durch dem Herrn Oberst-Lieut. v. Schieck als Stabs-Offizier du jour teils außer- und innerhalb der Stadt so postiert, daß alles in der ganzen Stadt zu beobachten war. Ich, zwar frei von allem Dienst, ließ mir's genug sein in der Stille ein Gläschen Wein zu trinken.

Sonnabend, 19. Januar. Nichts neues; sehr kalt, doch nicht so kalt als in Hessen. Überhaupt scheint die Witterung im Winter überall sehr gelinde zu sein.

Montag, 20. Januar. Nichts neues; heute auf der Wacht.

Dienstag, 21. Januar. Abends 9 Uhr kam nicht fern von meinem Quartier Feuer aus. Bei diesem Allarm hatte ich das Schicksal, meine Scharpe* und alles Geld, ungefähr 30 Thaler, zu verlieren, und zwar auf eine ganz unschuldige Art. Gleich nach Ausbruch des Feuers war ich bemüht, die in meinem Logis zum Piquet kommandierte Mannschaft so wohl, als die außerhalb liegende alsbald zusammen zu bringen, daß, wenn die hierzu kommandierten Offiziere kämen, sie die Leute fertig vorfinden möchten und sogleich abmarschieren zu können. Nächst dieser Besorgung lief ich zum Feuer und weil ich nun sah, daß noch kein einziges Piquet ausgerückt und um Hilfe sehr gebeten wurde, kehrte ich wieder zurück, um zu sehen, ob die Offiziere angekommen. Allein die Leute standen noch so, wie ich sie verlassen hatte. Aus Furcht, es möchten meine Kameraden über ihr so langes Ausbleiben zur Verantwortung kommen, nahm ich das Piquet, marschierte nach dem Feuer und suchte das nötige daselbst zu veranstalten. Noch immer kam niemand von denen Herren und am Ende des Feuers merkte ich allererst den Verlust meiner Schärpe. Und vergeblich war ich bemüht, sie wiederzufinden. Die Menge der Menschen war zu ansehnlich, als dieserwegen etwas erforschen

* Schärpe.

zu können. Von allen Schiffen waren Matrosen zur Hilfe geschickt. Dieses geschieht bei jeglichem Feueralarm.

Mittwoch, 22. Januar. Nichts neues. Ich ließ es bekannt machen, daß eine Schärpe verloren gegangen sei, und wer selbige finden möchte, sollte eine Guinee erhalten.

Donnerstag, 23. Januar. Einige Herren Offiziere hatten die Veranstaltungen getroffen, zweimal in der Woche, nämlich Montags und Donnerstags, Konzert halten zu können, welches denn heute seinen Anfang nahm. Sämtliche Herren Stabs- und Subaltern-Offiziere, so Engländer als Hessen, waren nach Gefallen in dieser Gesellschaft und zahlten zur Bestreitung des Holzes und Lichter.

Donnerstag, 6. Februar. Gegen Abend ging ich an den Ost-River, Enten zu schießen. Bei dieser Gelegenheit, es fehlte nicht viel, hätte ich fast mein Leben verloren. Eine Kugel strich keine Handbreit von meinem Ohr vorbei und ohne ausmachen zu können, woher selbige kam. Zu dergleichen feindseligen Handlungen sind die hiesigen Einwohner noch immer sehr geneigt und üben deren fast täglich aus.

Freitag, 7. Februar. Nichts neues. Die Kälte hatte nachgelassen. Die hiesigen Einwohner erinnern sich nie einen so gelinden Winter gehabt zu haben.

Sonnabend, 8. Februar. Das von der Rall-Brigade kombinierte Bataillon von 5—600 Mann marschierte heute unter dem Kommando des Herrn Ober-Lieut. v. Schieck vom Regiment v. Mirbach von hier nach New Jersey.

Sonntag, 9.—13. Febrnuar. Nichts neues; gelindes Wetter.

Freitag, 14. Februar. Nachmittags kam Feuer aus, wurde aber bald gelöscht. Ich war heute auf der Wacht.

Sonnabend, 15. Februar. Gegen Abend abermals Feuer in der Stadt. So sehr auch die böse Nation bemüht ist, die Stadt nach und nach einzuäschern, so unwahrscheinlich scheint ihre

Absicht ereicht werden zu können, denn die Feuer-Anstalten sind die allerbesten und höchstens nur ein Haus kann die Flamme verzehren. Gutes Wetter. Meister Lepner hatte ich zu Gast und wir aßen im Grim's Haus.

Sonntag, 16. Fbruar. Gegen Abend Feuer; ein Haus wurde zur Asche. Zum Mittagsessen hatte ich zwei englische Kapitäne zu Gästen. Wir hielten unser Dinner in Grim's Haus. Bei diesen zwei Herren hatte ich zwar nicht gegessen, indeß bei verschiedenen Gelegenheiten und ganz zufälligerweise erwiesen diese mir solche Höflichkeiten, und nolens volens, es kosteten mich diese zwei Tage mehr als 15 hessische Gulden.

Montag, 17. Februar. Abermals Feuer. Sonst nichts neues; ziemlich kalt.

Dienstag, 18. Februar. Nichts neues; kalt.

Mittwoch, 19.—20. Februar. Nichts neues; heftig kalt.

Freitag, 21. Februar. Sr. Exzellenz dem Herrn General-Lieut. von Heister wurde von Kings Bridge gemeldet, daß der Fähnrich Cleve vom Regiment v. Trümbach gestern Abend bei einer Gesellschaft verschiedener Herren Offiziere erstochen sei, jedoch nicht im Duell, sondern auf eine noch unbekannte Art. Heute war die Kälte so heftig, daß ein in meiner Stube stehendes Glas mit Wasser zu Eis fror.

Sonnabend, 22. Februar. Die Kälte hielt noch so fort an. Sonst nichts neues.

Sonntag, 23. Februar. Meister Lepner hatte mich gestern zum Essen bitten lassen; ich ging also hin zu ihm. Ganz angenehme Witterung.

Montag, 24. Februar. Ich kam heute mit dem Kapitän Donop auf die Hauptwache. Nachmittags und gegen Abend brannte es in der Stadt, doch ohne großen Schaden zu tun. Auch wurde 9 Uhr abends auf eine unserer Schildwachen geschossen. Es war ein Neger, und wurde arretiert. Den ganzen Tag schneite es.

Dienstag, 25. Februar. Die vergangene Nacht hatte es so fort geschneit und hörte allererst diesen Mittag auf. Der Schnee lag ziemlich hoch. Abends hielten einige Herren Offiziere von unserem Regiment und Erb-Prinz im Grim Haus eine Piquet. Ich war nicht von der Gesellschaft.

Mittwoch, 26. Februar. Nichts neues; ganz gelindes Wetter. Es taute.

Donnerstag, 27. Februar. Tau-Wetter.

Freitag, 28. Februar bis 3. März. Nichts neues; sehr kaltes Wetter und fror stark.

Dienstag, 4. März. Kapitän Venator und ich kommunicierten in seinem Quartier.

Mittwoch, 5. März. Ich aß mittags bei meinem Schiffs-Kapitän auf dessen Schiff. Helles aber kaltes Wetter.

Donnerstag, 6. März. Kam ich auf die Wacht. Den Tag über regnete und schneite es.

Freitag, 7. März. Kapitän Hamilton und ein anderer Schiffs-Kapitän aßen mittags bei mir.

Sonnabend, 8.—10. März. Nichts neues; sehr angenehm und ziemlich warmes Wetter.

Dienstag, 11. März. Auf der heutigen Parade gaben mir einige Herrn Offiziere von unserem Regiment weitläufig zu verstehen, daß man Nachricht hätte, daß meine Mutter zwar nicht tot, doch vielleicht ohne Hoffnung zum Leben gefährlich krank darnieder liege. Lieutenant Nagell, Sr., entdeckte mir indeß bald, daß der Kapitän Venator mit dem vor einigen Tagen hier eingegangenen Paquet-Boot diese Nachricht von seiner Frau Gemahlin erhalten und wie dieser ihm versichert, ganz gegründet sei. Ein Fall der mich ungemein kränkte und unter mancherlei Umständen traurige Bilder mir ins Gemüt rief; doch aber weil der Kapitän Venator mir dies Geheimnis nicht eröffnen wollte, ich auch weiter nichts bestimmteres zu erforschen im Stande war, setzte ich in allen Sagen noch ein Mißtrauen.

Mittwoch, 12. März. In dieser vergangenen Nacht hatte sich der hier in York krank liegende und beim Regiment von Huine stehende Kapitän Wagener durch zwei Schnitte in den Hals entleibt. Die Beweggründe dieser schrecklichen Tat sind unbekannt. Ungemein schwühles Wetter, es nebelte und am Abend blitzte es.

Donnerstag, 13.—14. März. Nichts neues; angenehm und ziemlich warmes Wetter.

Sonnabend, 15. März. Weil die Witterung nunmehr immer wärmer zu werden anfing, wurde heute zum Exerzieren der Anfang gemacht. Nachmittags 3 Uhr marschierten die Regimenter außerhalb der Stadt auf einige vor derselben gelegene Wiesen; es wurde wie gewöhnlich Glieder weise exerziert.

Sonnabend, 16. März. Nachmittags 4 Uhr ritt ich zu Meister Lepner. Angenehmes Wetter.

Sonntag, 17. März. Ein aus Hessen mit uns anher gekommener Bote ging mit einigen von hier nach England gehenden leeren Provision-Schiffen wieder zurück; bei dieser Gelegenheit ich denn teils verschiedene schon im Februar fertig liegende, aber aus Mangel der Gelegenheit zurück gebliebene Briefe und teils aufs neue geschriebene mit nach Hessen schickte, nämlich nach Gilsa, nach Moischete, an die Frau v. Stuckrad, nach Cassel an den Lieut. v. Gilsa, nach Cattenbruch und Sippenhausen. Ich kam den ganzen Tag nicht aus meinem Logis. Ziemlich warmes Wetter.

Dienstag, 18. März. Vormittags exerzierten wir. Nachmittags ritt ich spazieren.

Mittwoch, 19. März. Nachmittags ritt ich einige Augenblicke umher. Das Wetter war sehr angenehm.

Donnerstag, 20. März. Den ganzen Tag regnete es.

Freitag, 21. März. Sehr gutes Wetter. Nachmittags ritt ich spazieren.

Sonnabend, 22. März. Nichts neues, ziemlich gutes Wetter.

Sonntag, 23. März. Kapitän Gall war geschrieben. Hierdurch erhielt ich die Nachricht, daß meine Mutter gestorben sei, daß mein ältester Bruder die Frl. Caroline v. Gilsa aus dem Stifte Obernkirch geheiratet und deren Frl. Schwester Charlotte den Stiftsplatz wieder erhalten habe. So wäre denn der Tod meiner lieben Mutter genügsam bekannt; traurig in Betracht so vieler Umstände. Indeß was helfen alle Besorgnisse und wozu die finsteren Bilder, welche der Gedanke der Zukunft zu vermehren noch so geneigt ist. Unbesorgt will ich also alles Zukünftige, was ich weder voraus sehen, noch ändern kann, dem großen Regierer der Welt überlassen.

Montag, 24. März. Nachmittags 2 Uhr ging Lieut. Kümell, v. Anderson, v. Eschwege, v. Nagell, Jr., und ich auf die Jagd. Lieut. Eschwege schoß eine Schnepfe und ich eine Peccasina.* Es werden jetzt viele Schnepfen geschossen, zum Teil aber junge und daß sie hier hecken, ist wohl gewiß, weil Herr Oberst v. Hachenberg's Jäger vor einigen Tagen eine auf ihren Eiern erschossen. Wir fanden auf unserer Rücktour fast an allen Wegen totes Vieh liegen und das blos aus Mangel der Fourage hat umkommen müssen. Überhaupt sind gegenwärtig die Unterhaltungsmittel für Vieh sehr rar, daß viele Landsleute entweder ihr Vieh verschenken, oder selbst tot stechen müssen. Auch die Lebensmittel für Menschen werden gering und kommen täglich höher im Preis.

Dienstag, 25. März. Von morgens 8 bis 10 Uhr exerzierten die Regiments-Kompagnien.

Mittwoch, 26.—30. März, Ostern. Nichts neues; ziemlich gutes Wetter.

Montag, 31. März. Wurde ein Corps Engländer von 500 Mann unterm Kommando des Oberst Byrd dahier am Nord-River embarquiert, fuhren abends von hier ab und landeten zu Peckskil, 30 englische Meilen von York, woselbst die Rebellen einige Magazine angelegt hatten. Die Rebellen, ganz erschrocken über die unerwartete Ankunft unserer Leute, nahmen die Flucht, nachdem sie hin und wieder einige Store-Häuser in Feuer gesetzt und

* Bécassine, Wasserschnepfe.

verhinderten nicht, daß folgendes laut vorgefundenen Spezifikationen verbrannt und verwüstet wurde, als: 1. 700 Fässer mit Mehl; 2. 2000 Buschel Waizen, ein Buschel hält 2½ deusche Metzen; 3. 500 Buschel anderes Korn für Vieh; 4. 800 Buschel Buch-Weizen; 300 Fässer mit Rum; 6. 500 Stück Waffen; 7. 150 Fässer mit Molasses Zucker; 8. 250 Fässer mit Mehl und Schweinefleisch. Im zweiten Store-Haus: 9. 2500 Buschel Weizen; 10. 10 Faß Rum; 11. 17 Fässer mit Pech und Teer; 12. 20 Fässer mit Schweinefleisch. Überdies ist noch eine Menge zerstreut worden, was nicht eigentlich hat bestimmt werden können. Man schätzt überhaupt den ganzen Wert der Sachen auf 70,000 Pfund Sterling. Unsere Truppen konnten von diesen allen sehr wenig mitnehmen, denn weil hier die Rebellen nicht gar ferne noch ein starkes Corps stehen hatten, durften sie nicht lange zögern, sondern alsbald nach Erreichung ihres Zweckes nach York wieder zurückfahren. Bei dieser Expedition ging kein Mann von uns verloren. Ich war heute auf der Wacht.

Dienstag, 1. April. Nichts neues; rauhe Luft.

Mittwoch, 2. April. Nichts neues, wenigstens auf meiner Stube, was außerhalb vorgeht, kann ich um deswillen doch nicht wissen, weil ich fast immer und in Zeit zu Hause bin.

Donnerstag, 3. April. Nichts neues; den ganzen Tag zu Hause, war kaltes Wetter.

Freitag, 4. April. Mein guter Freund Lieut. Berdot vom Regiment Landgrave war gestern hier angekommen und logierte im Grims Haus. Ich aß mittags daselbst bei ihm und wir waren höchst vergnügt uns zu sehen.

Sonnabend, 5. April. Mittags 12 Uhr wurden zwei zum Tode Verurteilte gehenkt, ein Soldat, der desertiert und im Scharmützel mit einem Troup Rebellen zugleich gefangen genommen worden; der andere war ein Matrose und ein Dieb. Diese beide hatten sich ungemein gut bekehrt und gingen mit vielem Mut ihrem Tode entgegen. Mittags mußte ich bei Berdot im Grims Haus essen. Ziemlich kaltes Wetter.

Sonntag, 6. April. Ich kam auf die Wacht an das Provision Tor. Lieutenant Verdot aß bei mir und ging abends wieder ab.

Montag, 7. April. Verdot war mein Gast und wir aßen im Grims Haus.

Dienstag, 8. April. Von morgens 8 bis 10 Uhr exerzierten wir kompagnieweise; schon sehr warmes Wetter. Lieut. Verdot ging heute wieder nach Braunschweig ab.

Mittwoch, 9. April. Von morgens 8 bis 10 Uhr wurde exerziert; sehr warm, den Nachmittag zu Hause.

Donnerstag, 10. April. Das Exerzieren blieb heute wie gestern. Sehr warm und fast so heftig wie in Hessen im hohen Sommer.

Freitag, 11. April. Wir exerzierten wie gestern. Nicht zu heiß; ich war den ganzen Nachmittag wie sonst zu Hause.

Sonnabend, 12. April. Es wurde nicht exerziert. Abends 10 Uhr kam Herr Pfarrer Cöster von unserem Regiment (aber der Grenadier-Brigade seit einiger Zeit beigegeben) von Braunschweig hier an und nahm bei mir das Logis. Weil mein Bett zu klein, machten wir ein Lager auf der Erde.

Sonntag, 13. April. Ich ging in die Kirche. Herr Pastor Cöster aß bei mir.

Montag, 14. April. Vor morgens 8 bis 10 Uhr wurde exerziert. Herr Pfarrer aß bei mir.

Dienstag, 15. April. Das Exerzieren blieb von 8 bis 10 Uhr; unser Regiment war davon frei. Es gab heute die Wacht. Fähnrich v. Trott zog für mich auf die Wacht.

Mittwoch, 16. Apriln. Nichts neues. Herr Pfarrer aß bei mir.

Donnerstag, 1-7. April. Von 8—11 Uhr wurde exerziert und manöveriert.

Freitag, 18. April. Das Exerzieren und Manöverieren blieb heute wie gestern. Herr Pfarrer Cöster aß nicht bei mir. Abends 7 Uhr war in des Grims Haus eine kleine Lustbarkeit. Meister Grim hatte sichs einfallen lassen, unseren Herrn Landgraf in Lebensgröße abgemalt zu haben und solchen als ein Schild an seinem Hause zu sehen. Der heutige Tag war zu dieser Feierlichkeit bestimmt. Das Porträt wurde ausgehängt. Man trank hiernächst noch in der Stille im Hause das hohe Wohlergehen unseres Fürsten. Bald darauf wurde die Gesellschaft zahlreicher; Chapeaux* und Damen fanden sich ein und das Picnic wurde eröffnet. Ich war mit von dieser Gesellschaft und nie gewohnt ein Sonderling zu sein, tanzte ich, und zwar erstlich ein Solo und hierauf einen Schottischen Driller mit zwei Nimpfen. Mit diesem machte ich den Schluß und es war 8 Uhr abends, da ich wieder nach Hause ging.

Sonnabend, 19. April. Es wurde nicht exerziert. Morgens 9 Uhr wurden die Kompagnie gemessen. Eine ziemliche Anzahl desertiert. Rebellen kamen heute hier an. Nach der von Sr. Exzellenz Herrn General-Lieut. Howe ausgeschriebenen Proklamation, daß nämlich alle diejenigen, so vor dem 1. Mai dieses Jahres sich freiwillig einfinden sollten, wenn sie mit Waffen kamen, nicht allein diese mit 24 Gulden das Stück bezahlt bekommen, sondern auch Dienste oder nach Gefallen ihre vorige Freiheit wieder haben. Herr Pfarrer aß bei mir. Das gestrige Piquet endigte sich diesen Morgen 5 Uhr.

Sonntag, 20. April. Unser Regiment gab heute die Wacht; ich war frei. Herr Pfarrer aß bei Herrn Obersten v. Gosen. Ich ging morgens in die Kirche und war sonst zu Hause.

Montag, 21. April. Nachmittags 1 Uhr wurden die hier in und außerhalb der Stadt liegenden englischen Regimenter dicht bei New York am Nord-River embarquiert. Wozu diese Truppen bestimmt ist noch ein Geheimnis. Die drei hessischen Regimenter haben nunmehr allein den Dienst hier zu versehen. Regiment Erb-Prinz exerzierte heute um die gewöhnliche Zeit, und regnete es. v. Mirbach gab die Wache.

---

* Mannspersonen.

Dienstag, 22. April. Von morgens 8—11 Uhr exerzierte unser Regiment. Erb=Prinz kam auf die Wache und Mirbach ab; folglich manöverierten wir allein. Herr Pfarrer Cöster aß bei mir.

Mittwoch, 23. Apriln. Unser Regiment gab die Wache. Ich kam auch dran. Morgens 9 Uhr ging mein Gast Herr Pfarrer Cöster wieder nach Braunschweig.

Donnerstag, 24. April. Es regnete den ganzen Tag, die Luft war warm und der Regen furchtbar. Den ganzen Nachmittag zu Hause.

Freitag, 25. April. Es wurde nicht exerziert. Sehr gutes Wetter; ich blieb zu Hause. Ich erhielt einen Brief von Lieut. Verdot von Braunschweig.

Sonnabend, 26. April. Unser Regiment gab heute die Wache; ich war frei. Den ganzen Tag April=Wetter; das Glück nimmt oft wunderbare Wege. Ein Metzger aus Deutschland reiste auf sein Handwerk und das Schicksal führt ihn auch hier nach Amerika. Überdrüßig seiner Profession, wird Rebellion=Soldat, bringt es auch hoch und heißt gegenwärtig Herr General . . . .

Sonntag, 27. April. Den ganzen Tag zu Hause. Ich erhielt ein Schreiben vom Lieut. Verdot, und zwar mit einer beigelegten Assignation von 25 Johanniter, die ich zu meinem allenfalsigen Gebrauch von ihm unerbeten annehmen sollte. Dies Anerbieten hat in der Tat einen großen Zug der besten Freundschaft und ich würde eine Ungerechtigkeit begehen, wenn ich solche nicht als einen Beweis seines guten und uneigennützigen Herzens ansehen wollte. Indeß so wenig ich auch diese Gefälligkeit meines Freundes für nichts weniger als Zwang zu halten brauchte und obwohl diese Handlung eine Folge seiner edlen Gesinnungen war, so war es gleichwohl meiner Natur völlig zuwider hiervon Gebrauch zu machen, denn ferne sei es von dieser Seite, sich dessen zu bedienen, was nur allein ein gewisses Alter der Freundschaft fordern darf. Ich verehre indessen ein solches Herz und freue mich unendlich, wenn ich ein dergleichen finden kann.

Montag, 28. April. Morgens 8—10 Uhr wurde exerziert, und zwar wie gewöhnlich. Es war etwas kalt. Ich schrieb nachmittags an Lieut. Verdot und schickte denselben die Assignation wieder zurück.

Dienstag, 29. April. Das Regiment v. Donop gab heute die Stadt-Wache. Ich war frei, ein guter Freund erbot sich meinen Dienst zu verrichten. Nach der Wache-Parade war ich sofort nach Hause.

Mittwoch, 30. April. Nichts neues; kalte und rauhe Witterung. Der April Monat endigte mit vielem Regen.

Donnerstag, 1. Mai. Das am 21. April von hier abgegangene Corps bestehend aus 1600 Mann mit sechs Kanonen und unter Kommando derer Generäle Tryon und Erskin, rückte morgens 6 Uhr wieder in ihre Quartiere. Dieses Detachment, so wie schon gedacht, am 21. April embarquiert wurde, ging den Ost-River hinauf und landete den 25. April, abends 6 Uhr, nahe bei Norwalck. Um 10 Uhr war die Landung vollendet und die Truppen marschierten 25 englische Meilen ins Land und kamen ohne Widerstand den 26. April, nachmittags 3 Uhr, zu Danbury an. Der übrige Tag und ein Teil des nächsten Morgens wurden angewandt den feindlichen Vorrat hierselbst zu zerstreuen. Um 9 Uhr morgens dieses 27. April gingen die Truppen von hier wieder zurück zu ihren Schiffen und rückten von da unverzüglich weiter fort bis nahe bei Ridgefield, wo sie denn allererst ein Corps Rebellen antrafen, die den Paß vorerwähnter Stadt befestigt hatten, den sie aber gleichwohl nach einem geringen Angriffe verlassen mußten und zur Erhaltung ihrer hier ebenfalls errichteten Magazine nichts zu tun vermochten. Nach völliger Verwüstung aller feindlicher Sachen begaben sich unsere Truppen den 28. April, morgens 4 Uhr, wieder auf den Marsch, um nach York zurück zu gehen. Die Rebellen verfolgten sie auf dem Fuße nach und schossen unseren Truppen in die Flanke. Arriere Garde sehr stark. Da das Corps ungefähr noch ½ Meile von den Schiffen Halt machte, fing eine Partie Rebellen von beinahe 4000 Mann, die allenthalben hinter den Steinmauern (wie diese dahier um die Äcker gelegt zu werden pflegen) lagen, ein heftiges Feuer an. Zwei

Kolonnen von uns machten hierauf eine falsche Attacke auf sie und während dieser drang der General Erskin mit einem anderen Teil mit gefälltem Bajonet auf sie los und zerstreute sie mit einer ziemlichen Metzelung. Hiernächst eilten sodann die Truppen zu den Schiffen und wurden sofort embarquiert. Der Verlust dieser Expedition der englischen Truppen bestand aus 14 Gemeinen an Toten und 10 Offiziere und 80 Gemeine an Verwundeten. Folgender Vorrat, so genau er bestimmt werden kann, ist zu Danbury und sonstigen Orten auf Connecticut zerstreut: 1. Eine Menge Artillerie Zeug und Eisen; 2. 4000 Fässer mit Rind- und Schweinefleisch; 3. 1000 Fässer mit Mehl; 4. 100 große Fässer mit Schiffsbroden; 5. 89 Fässer mit Reis; 6. 120 Fässer (je 84 Gallonen) mit Rum; 7. großer Vorrat von Waizen und Indianischen Korn, alles in Haufen; 8. 30 Fässer Wein; 9. 150 Fässer Molasses; 10. 20 Fässer mit Kaffee; 11. 15 große Kisten mit Medizin; 12. 10 Fässer mit Salpeter; 13. 1020 Zelte mit Marquis; 14. eine Anzahl eiserne Kochkessel; 15. eine große Anzahl Hospital-Betten; 16. Ingenieur, Pionier und Zimmerleute Werkzeug; 17. eine vollständige Buchdruckerei; 18. Teer und Unschlitt; 19. 5000 Paar Schuhe und Strümpfe. Bei Ridgefield: 20. 100 Fässer mit Mehl und eine Menge Indianisches Korn; 21. 100 Fässer mit Rum; 22. viele Verschläge mit Waffen; 23. die Feld-Schmieden; 24. 300 Zelte. Von allen diesen konnte wegen der eiligst zu machenden Retraite nichts nach New York mitgenommen werden. Ein Glück für dieses Corps, daß solches keinen Tag seinen Rückweg verzögerte, widrigenfalls es ohne Rettung hätte sein dürfen. Gleich nach ihrer Abfahrt nach York bekamen die Rebellen eine Verstärkung von 4000 Mann. Der heutige Tag war ziemlich angenehm. Morgens nach Tagesanbruch ging ich spazieren und fand die Bäume fast zum Teil in voller Blüte.

Freitag, 2. Mai. Morgens sehr früh ging ich spazieren. Das Wetter war ungemein gut. Unser Regiment gab die Wache, ich blieb frei und war nach Parade zu Hause.

Sonnabend, 3. Mai. Nichts neues; ungemein gutes Wetter. Ich war den Tag über zu Hause und überhaupt gar nicht ausgegangen gewesen.

Sonntag, 4. Mai. Vormittags 10 Uhr ging ich in die Kirche und war sonst übrigens zu Hause. Den ganzen Tag regnete es fest.

Montag, 5. Mai. Morgens 9 Uhr marschierte das Regiment v. Donop und v. Mirbach zum Exerzieren und mittags 12 Uhr wieder in die Stadt. Ziemlich gutes Wetter.

Dienstag, 6. Mai. Es wurde nicht exerziert. Die Rekruten ausgenommen, welche ich vor morgens 8 bis 10 Uhr zu exerzieren hatte. Das Wetter war ziemlich gut und sonst nichts neues.

Mittwoch, 7. Mai. Das Regiment v. Donop gab heute die Stadt-Wache. Ich war ebenfalls hierzu mitkommandiert. Den ganzen Tag nebelig und regnete abwechselnd.

Himmelfahrt Donnerstag, 8. Mai. Nichts neues. Nach Abkomen der Wache sofort zu Hause. Ziemlich gutes Wetter.

Freitag, 9. Mai. Weil es heute den ganzen Tag regnete, wurde nicht exerziert. Ich blieb zu Hause.

Sonnabend, 10. Mai. Es wurde nicht exerziert. Das Wetter war wieder ziemlich gut.

Sonntag, 11. März. Morgens ½10 Uhr wurde Kirchen-Parade gemacht. Ich ging in die Kirche und war übrigens zu Hause.

Montag, 12. Mai. Das Regiment v. Donop gab die Stadt-Wache. Ich blieb frei. Regiment Erb-Prinz und v. Mirbach marschierten morgens 9 Uhr zum Exerzieren und machten mit dem Feuern den Anfang; jeder Kerl bekam acht Patronen.

Dienstag, 13. Mai. Es wurde heute nicht exerziert. Ziemlich gutes Wetter.

Mittwoch, 14. Mai. Morgens 9 Uhr marschierten Erb-Prinz und v. Donop zum Exerzieren. Jeder Kerl hatte acht Patronen zu verfeuern.

Donnerstag, 15. Mai. Wurde nicht exerziert. Gutes Wetter.

Freitag, 16. Mai. Weil die heutige Witterung zu übel, wurde nicht exerziert.

Sonnabend, 17. Mai. Regiment v. Donop gab die Stadt-Wache. Ich blieb frei. Das Wetter war ziemlich.

Sonntag, 18. Mai. Erster Pfingsttag. Morgens ½10 Uhr wurde Kirchen-Parade gemacht. Ich ging in die Kirche. Man hatte diese, wie bei uns gewöhnlich, mit lauter grünen belaubten Ästen besetzt. Gutes Wetter.

Montag, 19. Mai. Zweiter Pfingsttag. Ich ging vormittags in die Kirche; sonst zu Hause; etwas Regen.

Dienstag, 20. Mai. Der heutige Tag war zwar nicht mehr gefeiert, gleichwohl aber herrschte noch eine feierliche Stille und die hiesigen Einwohner der Stadt unterließen alles Arbeiten. Wir hatten indeß Order zu exerzieren; da es aber morgens regnete, wurde solches abgeändert.

Mittwoch, 21. Mai. Morgens 9 Uhr marschierte das Regiment v. Donop und v. Mirbach zum Exerzieren. Pro Mann bekam 12 Stück Patronen. Kapitän Krug exerzierte die Artillerie und feuerte mit den Kanonen ebenfalls. Gutes Wetter.

Donnerstag, 22. Mai. Das Regiment v. Donop gab heute die Stadt-Wache. Ich kam auch dazu. Ungemein gutes Wetter.

Freitag, 23. Mai. Während das Regiment v. Mirbach uns ablöste, exerzierte Erb-Prinz nur allein. Sämtliche Regimenter Engländer sowohl als Hessen bekamen die Order, sich marschfertig zu machen. Oberst Block hatte für einige Tage Dienst-Ursachen halber dem Major v. Biesenroth Stubenarrest auferlegt; derselbe denn dieserwegen heute ein Verhör über sich halten ließ. Indeß wurde diese Sache durch vieler Vermittlung dahin gelenkt, daß alles gütlich beigelegt werden mußte. Vortreffliches Wetter.

Sonnabend, 24. Mai. Vormittags ½10 Uhr gingen wir zum Exerzieren und weil dies das letztemal, wurden die Fahnen mitgenommen. In der Vorstadt mußten die Regimenter laden (per Mann erhält 12 Stück Patronen), hiernächst ein jedes vor

sich links abmarschieren, sodann auf dem Exerzierplatz den Contre-Marsch machen; in Divisionen gesetzt, und in du colonne zu einem gewissen Point de vue marschiert, nämlich Erb-Prinz rechts, und Donop links, Regiment Mirbach hielt die Stadt-Wiesen, darauf rechts und links ein Daploint gerichtet, zweimal mit Pelotons auf der Stelle, zweimal mit ganzem Bataillon; desgleichen im Rechtsumkehren und Avanzieren ebenso viele mal. Nach einem kleinen Halt wurden aus jedem Regiment zwei Bataillone formiert, einige Manöver gemacht, als die neue Art durchzuziehen, Brückenmarsch und dergleichen. Nachdem alles dies gemacht, marschierten wir, da es 1 Uhr mittags war, wiederum in unsere Quartiere. Die Witterung ungemein gut.

Sonntag, 25. Mai. Vormittags ging ich in die Kirche. Nachmittags blieb ich zu Hause. Sehr heißes Wetter.

Montag, 26. Mai. Ich blieb den ganzen Tag zu Hause und verfertigte eine Relation* von unserer Kompagnie des 1776er Jahres, welche sodann an Sr. Exzellenz Herrn General-Lieut. v. Donop abgeschickt werden sollte. Mit dem gestrigen hier einlaufenden Paquet-Boot erhielt ich endlich einen Brief von Sippenhausen. Es war derselbe von meiner zweiten Schwester, die mir von dem Tode meiner Mutter Nachricht gab. Daß auch mein alter Vater bald hernach verstorben, wurde mir von Schultz, unserem Wagenmeister, hinterbracht.

13. Vorbereitungen zum neuen Feldzug.

Dienstag, 27. Mai. Zu der neuen und zweiten Kampagne wurden nunmehr alle Veranstaltungen getroffen. Es gingen deshalb auch schon die vor der Stadt im Winterquartier gelegenen zwei englischen Regimenter dicht der Stadt am Nord-River zu Schiffe. Die hessischen Regimenter (nämlich die Stirnsche Brigade) hatten ebenfalls Order, in allem sich zum Embarquement fertig zu halten und deren schwere Bagage zusammen zu bringen zu lassen und einen Offizier dabei zu bestellen, den das Regiment v. Donop eben zu geben hatte. Diesem zufolge ließ

* Bericht.

Herr Oberst v. Gosen mich diesen Morgen zu sich rufen und trug mir dieses Kommando auf. Ob es nun gleich meine Tour nicht war, auch ohne diesem verschiedene andere Kommandos hatte tun müssen und die mir gelegentlich zu vergüten versprochen waren, so vermochte ich jedoch durch alle meine desfalsigen Vorstellungen es nicht dahin zu bringen, mich von diesem Dienste los zu machen. Die Gütigkeit, mit welcher mein würdiger Oberst mich widerlegte, setzte meine Bestimmung fest. Die heutige Witterung war etwas rauh.

Mittwoch, 28. Mai. Kam das Leib-Regiment und Prince Carl, auch das 63. englische Regiment von Rhode Island hier an. Nachmittags wurde Herr General-Lieut. v. Heister von Kings Bridge gemeldet, daß der im Regiment v. Wissebach stehende Kapitän Stöbell sich durch einige Schnitte in den Hals entleibt habe, dessen Ursache aber unbekannt sei. Die von der Krone Englands einem jeden Offzier verwilligte Douceur-Gelder wurden heute empfangen, nämlich Oberste 100 Pfund Sterling, Oberstlieut. und Majore jeder 50 Pfund Sterling, Kapitäne jeder 20 Pfund, und Subaltern-Offiziere jeder 8 Pfund 12 P.

Donnerstag, 29. Mai. Wurden die von Rhode Island hier angekommenen drei Regimenter debarquiert und mußten auf einem vor der Stadt liegenden großen Rasenplatz ein Lager beziehen. Ich ging nachmittags hierhin und besuchte einige meiner Bekannten. Gutes Wetter und nicht zu warm.

Freitag, 30. Mai. Nichts neues. Ich blieb den ganzen Tag zu Hause, schrieb nach Sippenhausen, Cattenbruch und weil von denen nach dem Absterben meiner Eltern gemachten Einrichtungen gar keine Nachricht erhalten konnte, schrieb ich auch an den bei meinen Eltern vormals gewesenen Verwalter Dieckmann. Gutes Wetter.

Sonnabend, 31. Mai. Diesen Morgen marschierte das Regiment Prinz Carl nach Kings Bridge. Leib-Regiment hingegen blieb vor der Stadt im Lager stehen und ward, weil das Regiment Erb-Prinz etwas schwach, der Brigade des Herrn General Stirns beigegeben. Sehr angenehme Witterung.

Sonntag, 1. Juni. Gab unser Regiment die Stadt-Wachen. Ich war ebenfalls dazu kommandiert. Sehr heißes Wetter.

Montag, 2. Juni. Nichts neues. Nach Ablösung der Wache blieb ich sofort zu Hause. Sehr warm.

Dienstag, 3. Juni. Nachmittags 3 Uhr lief eine Flotte von 16 Seglern in den Hafen allhier ein. Es waren 450 hessische und englische Rekruten, auch zwei Regimenter oder 1200 Mann, Anspachs dabei befindlich. Das Regiment Anspach hatte eine Kompagnie Jäger und welche mit den unserigen gemeinschaftlich logieren. Nachmittags 4 Uhr bekam ich einen ganz unerwarteten Besuch. Herr Oberstlieut. Heymell und Herr Major Hinte, welche von einem Spaziergang zurückkamen und eben, da es stark zu regnen anfing, vor meinem Quartier eintrafen, eilten, um dem Regen zu entgehen, in ein Quartier zu kommen. Ich hatte eben Besuch bekommen, einen englischen Kapitän, den ich gelegentlich hatte kennen lernen und wir beide ließen uns den Punsch vortrefflich schmecken.

Mittwoch, 4. Juni. War des Königs von England Geburtstag; diesenfalls geschahen mittags 12 Uhr von Fort George einige Kanonenschüsse und hiernächst 1 Uhr feuerten alle Kriegsschiffe und verschiedene Transporte. Abends 9 Uhr sodann wurde die ganze Stadt allarmiert, zum Beweis, daß alle Einwohner wenigstens zum Schein gut gesinnte Untertanen des Königs wären. Das Feuern der Schiffe, welches ich mit ansah, gab dem Auge viel Angenehmes. Nachdem ich von hier wieder zurückkam, verschickte mich Herr General Stirn, hin und wieder der Bagage wegen, Bestellungen zu machen. Etwas kalte Luft.

Donnerstag, 5. Juni. Gleich nach Tagesanbruch ließen die Regimenter der Stirn-Brigade sämtliche schwere Bagage in das Bagage-Haus zusammen fahren, wo ich sodann das weitere zu versehen hatte. Morgens 5 Uhr marschierten hiernächst obige Regimenter, als Leib-Regiment, v. Donop und v. Mirbach zum Embarquement, gleich dicht der Stadt am Nord-River. Der Abzug des Donop Regiments war mir, da ich nur allein zurückbleiben mußte, höchst empfindlich und rührend. Der Herr Oberst

v. Gosen nahm auf die gnädigste und freundschaftlichste Art Abschied von mir. Er gab mir seine während dem hier gehaltenen Winter-Quartier gehabte Wohnstube mit verschiedenen Möbeln und das mir um so angenehmer war, da die ganze Bagage der Stirn'schen Brigade in diesem Hause gepackt lag. Auch vertraute er mir die Schlüssel zu allen seinen Koffern an, in deren einen 150 Stück Guinies sich befanden.

Verschiedene englische Regimenter wurden heute ebenfalls embarquiert, deren einige schon die vorigen Tage eingeschifft worden. Nachmittags wurden die am 3. dieses hier angekommenen Hessen-Jäger und Rekruten der Brigade debarquiert, versammelten sich alsbald auf dem hier in der Stadt gewöhnlichen Paradeplatz und wurden sodann in Gegenwart der Herren Generäle v. Heister und v. Kniphausen gemustert und die Einteilung, wie viel Mann jedes Regiment allenfalls haben könne, gemacht. Nach geschehener Teilung bekamen sämtliche Rekruten eine Kirche zu ihren Quartieren, sollten aber folgenden Tages zu ihre respektiven Regimentern stoßen, weswegen Herr General Stirn mich zu den Kommandeuren der Regimenter auf den Transport-Schiffen hinschickte, und zwar mit der Order, daß zur Abholung besagter Rekruten jedes Regiment einen Offizier, jede Kompagnie aber einen Fr. und zwei Gemeine den kommenden Morgen 5 Uhr nach York schicken möchten. Diese Bestellung hatte viel Schwieriges, indem ich kein Boot gleich aufzubringen im Stande war. Indeß, nach vielen Umständen erhielt ich endlich eine Schaluppe, welche mich denn auf das Schiff vom Herrn Obersten v. Wurmb brachte, woselbst ich wegen Dunkelheit des Abends, meinen ganzen Auftrag zur weiteren Besorgung übergeben mußte, kam also abends 8 Uhr wieder zurück, tat Rapport und ging hiernächst nach Hause.

Freitag, 6. Juni. Zufolge gestriger Order holten die Regimenter die ihnen zugefallenen Rekruten ab und führten solche sobald auf ihre Schiffe, welche noch sämtlich vor Anker hielten. Herr Oberst-Lieut. Heymell beehrte mich diesen Morgen mit einem Besuch, wie auch Kapitän Venator, Lieut. v. Nagell, Fr., v. Lepell und v. Losberg. Die zwei Regimenter Anspacher wurden debarquiert, und bezogen auf Staten Island ein Lager. Ich befand mich fast den ganzen Tag zu Hause. Sehr warm.

14. Feldzug in New Jersey.

Sonnabend, 7. Juni. Nachmittags 2 Uhr segelten die seit einigen Tagen embarquierten Truppen von hier nach Jersey ab, um sich mit den daselbst befindlichen Haupt-Corps unterm Lord Cornwallis zu vereinigen, und sollen nun, nach allen zu machenden Veranstaltungen, auf New Jersey die Operationen angefangen werden. Herr General Lord Howe, General-Lieut. v. Heister und Herr General Stirn verblieben noch in York. Vormittags ging ich in Geschäften zu Herrn General Stirn, die übrige Zeit aber war ich zu Hause. Warmes Wetter.

Sonntag, 8. Juni. Obige besagte Truppen kamen zu Amboi an und schlugen daselbst einige Engländer von dieser Stadt bei den dastehenden Corps ein Lager auf. Die bei Amboi zusammengezogenen Truppen bestanden also aus dem 42., 71. Regiment Schotten, welches letztere drei Regimenter hält, 4., 10., 15., 17., 23., 27., 35., 38., 40., 44., 46., 55. und 64. englischen Regiment Infanterie. Ferner aus dem 17. Dragoner Regiment, der Stirn'schen Brigade, dem kombinierten Bataillon unterm Oberst v. Loos, dem Waldeck'schen Regiment. Besagte Truppen lagerten sich auf die Anhöhen bei dem Sund bis längst an das Ufer des Rariton Flußes.

Das Corps vom General Cornwallis bestand aus den 2 Hessen-Jäger Kompagnien, 2 Bat. engl. leichte Infanterie, 2 Bat. engl. Grenadiere, 4 Bat. Hessen-Grenadiere inkl. v. Köhler, 2 Bat. Garde, aus den 5., 7., 26., 33., 37., 49., 52. englischen Infanterie Regiment. Dieses Corps war teils jenseits Braunschweig von Rariton, bis an Landing gelegen, wo denn die Jäger diesseits dem Rariton standen und die hinter sich die zwei Bat. Garde auf der Anhöhe hatten, welche von da aus die Straße nach Bannington frei hielten.

General Washington hatte jetzt seine Postierung von Elisabethtown bis Bound Brock genommen und bestand seine Armee aus ungefähr 12—14,000 Mann, welche auf denen bei Bound Brock aneinander hängenden Gebirgen, Blew (Blue) Mountains genannt, standen.

Diesen ganzen Tag regnete es. Ich verblieb den Tag über zu Hause. Abends ging ich ins Grims Haus, trank daselbst eine Peint Schottische Ale und sobald wieder in mein Logis.

Montag, 9. Juni. Herr General-Lieut. Howe und v. Heister gingen zur Armee nach Jersey ab. Ich ging morgens zum Kriegs-Kassier Schmid und empfing für meine Kommandierten die Löhnungsgelder. Übrigens war ich sofort zu Hause. Den ganzen Tag regnete es.

Dienstag, 10. Juni. Nichts neues; sehr warm. Ich befand mich den ganzen Tag zu Hause. Abends 8 Uhr badete ich mich gleich hinter meinem Lager im Nord-River.

Mittwoch, 11. Juni. Das 71. und 42. Regiment Schotten mit dem kombinierten Battaillon zogen sich nahe an Braunschweig; letzteres lagerte sich diesseits Braunschweig und die beiden ersteren bei Bonington.

Die zwei Regimenter Anspachs wurden von Staten Island nach Amboi übergeschickt, woselbst sie sich ebenfalls lagerten.

Abends kam ein Transport-Bagage vom Leib-Regiment an, welche ich bei der übrigen schweren Bagage, jedoch besonders, aufbehalten sollte.

Ich blieb den ganzen Tag zu Hause, verfertigte einige Briefe, nämlich an Herrn Oberst-Lieut. Minnigerode, Kapitän v. Eschwege, Lieut. Freyenhagen und Pastor Cöster. Zwei ersteren schickte ich Briefe, welche vor einigen Tagen aus Hessen anher gekommen und die ich zur weiteren Besorgung übernommen hatte, bei welcher Gelegenheit ich denn Höflichkeit halben schrieb.

Donnerstag, 12. Juni. Morgens 3 Uhr brachen Herr General-Lieut. Heister und die General-Majore Stirn, Gray, Vaughan und Brigade-General Agneau mit nachstehenden Regimentern von Amboi aus, als: Dragoner zu Fuß, Anspacher und englische Jäger, den 17. Dragoner Regiment zu Pferde, der Stirnschen Brigade, dem 4., 44., 15., 17., 64., 38., 27., 46., 10., 23. und 40. englischen Regiment nebst zwölf leichten 12-Pfündigen Kanonen und den Queens Lanzers, welche die Flanken deckten.

Dieses Corps marschierte nach Braunschweig und lagerte sich dieseits von Beckers Mühle bis Bonington in einzelne Lagers. Bei dem Annähern besagten Corps stieß das kombinierte Bataillon und die zwei Hessen-Jäger Kompagnien zu dem Corps vom General Cornwallis hinter Braunschweig. Die zwei Regimenter Anspachs, das Regiment Waldeck und 55. Regiment verblieben bei Amboi, um daselbst die Verschanzungen, welche zur Erhaltung der Kommunikation zwischen Braunschweig und Amboi aufgerichtet, zu decken. Das erste Bat. Anspach bezog dieserhalb links und längst dem Ufer des Raritons ein Lager. Das Regiment Waldeck besetzte die über Amboi an den Sund belegenen Anhöhen, und das 55. Regiment rückte mehr vorwärts, um die Straße nach Woodbridge beobachten zu können.

Der kommandierende General Lord Howe machte bei den gegenwärtig auf New Jersey sich befindlichen englischen Regimentern folgende Brigade-Einteilung:

Die 1. Brigade, unterm Oberst-Lieut. Trelawney, bestand aus 1 Bat. Garde, dem 23. und 40. Regiment.

Die 3. Brigade, Oberst-Lieut. Markham, bestand aus dem 10., 27., 46. Regiment und welche beide Brigaden, nämlich 1. und 3., General Vaughan kommandierte.

Die 2. Brigade, Brigade General Agneau, mit dem 4., 15., 44. Regiment.

Die 4. Brigade, Oberst-Lieut. Mawhood, mit dem 17., 38. und 64. Regiment.

Beide Brigaden unter Order des General-Majors Gray.

Die 5. Brigade, General Leslie, mit dem 71. Regiment Schotten von 3 Battaillonen.

Die 6. Brigade, General Mathiew, mit 1 Bat. Garde, 7. und 26. Regiment.

Alle diese Brigaden machten die Haupt-Armee aus.

Lord Cornwallis Corps bestand aus nachstehenden Regimentern:

1. Brigade, Oberst-Lieut. Sterling, mit dem 33. und 44. Regiment.

2. Brigade, Oberst-Lieut. Calder, mit dem 5., 49., 55. und 37. Regiment.

Ich blieb den ganzen Tag zu Hause und arrangierte die noch nachgekommene Bagage.

Ich erhielt von Braunschweig einen Brief, darin mir unter anderem geschrieben wurde, daß vom 6. Regiment daselbst ein Spion gehenkt worden sei, der mit einem Rebellen-General Briefe gewechselt und einen engl. Grenadier zur Desertion verführen wollte. Nämlich besagter Spion sucht einen englischen Grenadier durch so viele Mittel an sich zu bringen, daß er endlich gewiß vermutet, der Grenadier sei sein Freund und sein alles. Der Spion gibt ihm also einen Brief an einen General der Rebellen, und zwar mit dem Inhalt: Braunschweig wäre gegenwärtig so schwach besetzt, daß es nicht viel Mühe kosten würde, es einzunehmen. Und damit es umso sicherer ginge, wollte er, besagter Spion, sobald man ihm dieserhalb zuvor Nachricht gäbe, die Stadt in Feuer setzen, und während diesem Allarm da sodann alles in einer gewissen Beschäftigung sich befinden würde, könnte die Attacke gemacht werden.

Der Grenadier besaß indeß so viel Aufrichtigkeit, daß er diese Absicht zeitig entdeckte und sobald anzeigte.

Der Spion soll auf die großmütigste Art gestorben sein und seinen Tod als ein feierliches Opfer der Freiheit gehalten haben; nämlich: Er habe noch auf der Leiter gesagt, ich sterbe für die Freiheit und ich tue es gern, da meine Sache zu gerecht ist.

Die vergangene Nacht und diesen ganzen Vormittag regnete es.

Freitag, 13. Juni. Nichts neues; die heutige Witterung war etwas rauh, jedoch ohne Regen. Ich schrieb an Herrn Oberst Wurmb, der letzthin angekommenen Bagage wegen. Nachmittags besuchte ich den Lieut. Schatter und ging hiernächst spazieren.

Sonnabend, 14. Juni. In der verwichenen Nacht mußte die Armee bei Braunschweig die Zelte abbrechen, und zwar



Kolonnen formieren, mit dem Vorhaben sich dem Feind zu nähern, welcher bei Boundbroock im Lager stand.

Die Kolonne des Lord Cornwallis marschierte in folgender Ordnung: Die hessischen und Anspacher Jäger, 2 Bat. leichte Infanterie (welche aber 4 Kompagnien unterm Major Gray an den Oberst-Lieut. Twistleton abgeben mußte). Die englischen Grenadiere, Brigade des Oberst-Lieut. Sterling, Brigade des Oberst-Lieut. Colder, die Hessischen Grenadiere, das 16. Dragoner-Regiment, wovon aber 1 Offizier mit 16 Mann in Braunschweig zurückblieb, 2 leichte 12-Pfünder und 4 6-Pfünder Kanonen.

Kolonne des General Heister mit den Generälen Stirn, Vaughan, Gray, Brigade-General Agneau und Lesly, diese folgten jener Kolonne mit 4 Komp. leichte Infanterie unterm Major Gray. Die leichte Infanterie Komp. der Garde und der engl. Jäger Kompagnie und sämtlich unter Order des Oberst-Lieut. Twistleton. 1 Corps Pioniere, Brigade des Oberst-Lieut. Trelawney. Brigade Stirn. Die 2., 4., und 3. Brigade, welche 2 leichte 12-pfündige und 8 6-pfündige Kanonen bei sich führten. Das 17. Dragoner Regiment zu Pferde und zu Fuß.

Die Brigade des General Lesly machte die Tete, und folgte gleich auf die Kolonne des General Cornwallis.

Die Regimenter ließen Zelte und Bagage zurück und durften nur zwei Wagen per Bataillon mitnehmen, um die Provision der Offziere nachzufahren, welche a la Tete jeder Brigade waren.

Außer diesen Wagen hatte die Armee noch 300 andere, die mit Salzfleisch und Rum beladen waren und welche zwischen der Kolonne fuhren.

Der Brigade-General Mathiew verblieb mit dem 7. englischen Regiment, dem kombinierten Bataillon und dem Köhler'schen Grenadier-Bataillon zurück, Braunschweig zu bedecken.

Am gestrigen Abend 11 Uhr setzte sich also die Armee nach vorbeschriebener Ordnung in Bewegung und marschierten auf dem Weg nach Princetown, woselbst auf zwei Stunden Halt gemacht werden mußte, ehe alles in gehörige Verfassung kam. Hiernächst

wurde indeß der Marsch weiter fortgesetzt. Und weil der Feind die Brücke bei Kingston und die bei Roky Hills über den Milston River gemachte Brücke abgebrochen hatte, mußte sich die erste Kolonne sich mehr rechts ziehen und den Weg über Midlebusch nach Hillsborough nehmen, woselbst sie denn auch nach einem Marsch von sieben Stunden diesen Morgen 10 Uhr ungehindert ankam und sich dergestalt lagerten, daß deren rechter Flügel an den Millston River sich erstreckte und sodann über Hillsborough gleichsam einen Haken formierte. Kapitän v. Wreeden mit der ersten Jäger Kompagnie und einem Teil Anspacher Jäger wurden vorwärts, wo der Haken anfing, und Kapitän Ewald mit den übrigen Jägern links zur Deckung dieser Flanke postiert.

Die Piquets dieser Kolonne formierten die Chains des Zwischenraums beider Jäger-Kompagnien und dehnten sich bis an das Ufer des Millston River aus.

Die Feinde hatten in dem Walde, der vor dieser Kolonne lag, starke Detachments; sie zogen solche gegen ein links stehendes Haupt-Piquet, von welchem wieder rechts und links Offiziere mit 30 Mann detachiert waren. Gegen diese zwei Posten versuchte der Feind mit ungefähr 200 einen Angriff und weil besagte Detachments in Gefahr standen abgeschnitten zu werden, zogen sich selbige etwas zurück, wo denn alsbald der Kapitän vom Haupt-Piquet zur Unterstützung vorrückte und die Rebellen wiederum zurück tieb. Zwei Grenadiere vom Minnigerode Bataillon wurden hierbei verwundet.

Die zweite Kolonne zog sich, wo sich der Weg nach Hillsborough schneidet, nach Midlebusch in Sommerseth County, daselbst sich der linke Flügel über diesen Ort ausdehnte, allwo das Garde-Bataillon mit der leichten Infanterie und der englischen Jäger-Kompagnien in Gefahr, nach der Straße nach Braunschweig. Regiment v. Donop und v. Mirbach hatte mit diesen eine gerade Linie. Leib-Regiment formierte bis zu dieser Straße einen stumpfen Winkel, welcher von den englischen Regimentern bis zum 64. Regiment fortgerückt ward, welches die Flanke machte, die zweite Linie mit der ersten verband und die Front nach Princetown hatte, welche denn wieder über Midlebusch durch das 71.

Regiment Schotten, hinter welchem das 17. Dragoner Regiment, die Artillerie, das Ingenieur und Pionier Corps stand, und mit der ersten Linie verbunden wurde, mithin diese Kolonne ein ungleichseitiges Fünfeck formierte. Außer diesen war das 4. Regiment auf der Straße nach Boundbroock so postiert, daß der linke Flügel das Leib-Regiment sich verband und einen Haken ausmachte.

Die englischen Jäger mit der leichten Infanterie deckten die linke Flanke und diejenigen des 4. Regiments, zwischen welchen die Piquets der übrigen Regimenter der ersten Linie sich verbanden, deckten die rechte Flanke.

Die Piquets des 6. Regiments und derer von der anderen Linie wurden, wie sie gelagert waren, eine halbe englische Meile vor ihrer Front angestellt.

Diesen Morgen 8 Uhr ging ich zu Herrn Major Bauermeister und trank daselbst den Thee. Hiernächst machte ich Herrn Oberst-Lieutenant v. Cochenhausen meine Visite, und sodann von da nach Hause. Um 5 Uhr gegen Abend besuchte ich den Meister Lepner und trank den Thee bei demselben. Nachdem ich mich einige Augenblicke hierselbst aufgehalten hatte, ging ich in das Erb-Prinz Lager, wo ich bis zur Dämmerung verblieb. Im nach Hause gehen sprach ich beim Doktor Eskuchen an, bei welchem ich in Gesellschaft verschiedener unserer Geistlichen und einem Anspacher Doktor zu Abend aß. Und da es 10 Uhr war, befand ich mich wieder in meinem Quartier. Ziemlich warmes Wetter.

Sonntag, 15. Juni. Eine Jäger-Patrouille, welche diesen Morgen einige vor ihrer Front liegende Häuser durchsuchen sollte, ob sich etwa in selbigen Rebellen aufhielten, wurde, da sie, die gedachte Patrouille, vor die Häuser ankam, von einem aus denselben stürmenden feindlichen Trupp von ungefähr 200 Mann angegriffen, jedoch aber vermittelst einer Unterstützung von den Jägern wieder in den Wald zurück getrieben. Unsere Patrouille hatte hierbei einen blessiert, einen gefangen und einen Feldscheer verwundet.

Weil die Armee in ihrer Stellung verblieb, und nicht weiter vorrückte, mußte aus dem Lager der Gegend Midlebusch ein

Detachment von 140 Mann vom 40. Regiment zwei Kompagnien vom 17. Dragoner Regiment und der englischen Jäger Kompagnie mit 100 Wagen nach Braunschweig abgehen, um von daher für die Armee Provision zu holen.

Morgens ging ich in die Kirche und da solche 10 Uhr geendigt war, machte ich Herrn Oberst Block mein Kompliment, der diesen Morgen, seiner schwächlichen Umstände halber, von Jersey anher gekommen war.

Nachmittags 3 Uhr besuchten mich Doktor Eskuchen und Pastor Hausknecht, tranken den Kaffee bei mir und bald hiernach verließen sie mich wieder. Sobald diese Herren abgegangen waren, kamen zwei Offiziere, ein Schottischer und ein Kapitän vom Kriegs-Schiff, diesen letzteren hatte ich nie gesehen und gestern nur einigemale auf der Straße im Vorbeigehen gesprochen. Da derselbe aber, wie alle seine Landsleute gegen uns Hessen sehr freundschaftlich dachte, wollte er auch mich hiervon besonders überzeugen und führte jenen Kapitän, welcher ebenfalls ein schottischer Lieutenant war, mit sich. Wir tranken einige Boutellen Wein und gegen Abend befand ich mich sodann wiederum allein. Den ganzen Nachmittag regnete es und ziemlich stark.

Montag, 16. Juni. Auf Jersey blieb alles ruhig und in der Postierung unverändert.

Unter einer starken englischen Bedeckung gingen heute abermals 100 Wagen nach Braunschweig ab, daselbst für die Armee Provision zu empfangen.

Von 2 bis 3 Uhr ging ich diesen Nachmittag spazieren, übrigens war ich sofort zu Hause. Um 4 Uhr nachmittags fiel ein schreckliches Donnerwetter ein und hielt solches unter dem stärksten Regenguß über drei Stunden an. Es ging indeß ohne Schaden zu tun hiernächst glücklich vorüber.

Dienstag, 17. Juni. Auf Jersey befand sich unsere Armee noch immer in der vorigen Lage und war alles ganz ruhig.

Gestern Abend spät lief ein Paquet-Boot ein, und hatte viele hessische Briefe mitgebracht; allein obgleich fast ein jeder Briefe erhielt, war ich dennoch nicht so glücklich einen zu erhalten.

Diesen Abend spät lief ein Transport Hessen-Jäger ein, wovon aber ein Schiff mit 60 Jägern in feindliche Hände gefallen war. Ziemlich gutes Wetter. Ich war den ganzen Tag zu Hause.

Mittwoch, 18. Juni. Mit Anbruch des Tages zog sich ein feindliches Corps nach der linken Flanke des Cornwallis'schen Corps. Das vorwärts stehende Hessische Grenadier Piquet schickte alsbald eine Patrouille aus, den Feind zu rekognoszieren; kaum hatte sich aber diese Patrouille dem vor unserer Front liegenden Wald genähert, drangen die Rebellen mit einer beträchtlichen Macht aus demselben vor und hätten unser Piquet beinahe umringt, wenn nicht eine Jäger-Kompagnie mit ihren Amusetten unverzüglich zu Hilfe gekommen wäre und durch deren Feuer den Feind weiter vorzurücken abgehalten hätte. Die Rebellen flüchteten also in den hinter sich habenden Wald und wir hatten zwei Offiziere, einen Gemeinen tot, drei Grenadiere und zwei Jäger blessiert, welche letztere der Feind gefangen machte. Außerdem verblieb die Armee ganz ruhig.

Nachmittags ging ich einige Augenblicke in die Stadt, und zwar nach einigen Wachen, welche heute das Regiment Erb-Prinz besetzt hielt. Die übrige Zeit war ich zu Hause. Mittags 12 Uhr segelten die vorgestern hier angekommenen Hessischen Jäger, 300 Mann, nach Jersey ab.

Donnerstag, 19. Juni. Weil der Feind die bei Bound Brock sogenannten Blew-Montains besetzten Gebirge nicht verlassen, auch auf keinerlei Art sich mit uns einlassen wollte und da ohne den schrecklichsten Verlust gegen den Feind in seiner dermaligen Postierung nichts unternommen werden konnte, so verließ unsere Armee ihre Position, um sodann anderweitige Versuche zu machen. Diesenfalls mußte die Armee mit Tagesanbruch aufbrechen und sich in zwei Kolonnen setzen.

Die Kolonne des General-Lieutenant Heister machte die Tete und setzte sich eine Stunde eher als jene in Marsch. Das 23. und 40. Regiment aber mußten zuvor bis halben Weges nach Braunschweig marschieren und daselbst Posto fassen.

Die leichte Infanterie mit den englischen Jägern, unter Order des Oberst-Lieut. Twistleton, deckten die rechte und das 71. Regiment die linke Flanke. Die Kolonne selbst aber marschierte in folgender Ordnung: Die Grenadier-Kompagnie der Garde, das Garde Bataillon, 3. Brigade, 4. Brigade, 2. Brigade, an diese letztere jene beiden Regimenter, nämlich das 23. und 40., nachdem die Kolonne bis dahin angerückt, schlossen die Stirn-sche Brigade mit der Kavallerie und sämtlichen Piquets.

Die Bagage-Wagen marschierten a la tete ihrer Brigaden; und die Munitions- nebst den Provisions-Wagen teils a la tete der Kolonne, teils neben derselben gleich an der rechten Flanke des leichten Corps unterm Oberst-Lieut. Twistletons. Nach einem halbstündigen Marsch machte die Kolonne so lange Halt, bis die 7. an sie schloß, bei der die Brigade des Oberst-Lieut. Sterling beide Flanken deckte.

Die Brigade des Oberst-Lieut. Calders formierte die Tete, ihr folgten die Hessischen Grenadiere, diesen die englischen Grenadiere, sodann die englische leichte Infanterie mit den Hessen-Jägern, welche denn die Arriere Garde machten. Die Wagen wurden wie bei jener Kolonne eingeteilt.

Bei dem Rückzug dieser beiden Kolonnen ließ sich der Feind hin und wieder mit kleinen Detachments sehen, feuerte auch, jedoch sehr entfernt, auf die Arriere Garde; allein gleichwohl wagte er nichts weiter und die Armee kam ungehindert bei Braunschweig an.

Die Kolonne des Generals v. Heister ging bis auf die Stirn'sche Brigade bei Braunschweig über die von uns über den Nariton erbaute Brücke und lagerte sich von Bonington, wo das 1. Garde-Bat. sein Emplacement erhielt, bis Beckers Mühle. Die Stirn-sche Brigade passierte bei Landing die Brücke und lagerte sich jenseits dieses Ortes auf den Anhöhen. Die Kolonne des Lord Cornwallis lagerte sich teils diesseits, teils jenseits Braunschweig und die Jäger fasten neben der Stirn'sche Brigade auf dem Wege nach Boundbrook Posten, und zwar so, daß solche den Nariton auf ihrer linken Flanke hatten.

In New York nicht neues, gutes Wetter und ziemlich heiß. Nachmittags ging ich einige Augenblicke an den Nord-River spazieren und war sonst die übrige Zeit zu Hause.

Freitag, 20. Juni. Auf Jersey verhielt sich alles ruhig und ließ sich weiter nichts vom Feind sehen, als einzelne Truppen, welche sich unseren Piquets sehr entfernt näherten, die zusammenhängend diesseits des Raritons hinter den Jägern auf einige hundert Schritte von den Feldwachen bis nach Bonington ausgesetzt waren.

Die Munitions-Wagen mit den Pontons und Flachbooten gingen unter Bedeckung des 31., 38., 52. und dem 17. Dragoner Regiments nach Amboi. Die Kranken wurden sämtlich nach Braunschweig transportiert, um ebenfalls und mit denen hier liegenden Schiffen nach Amboi abzufahren.

Nach dem Mittagsessen ging ich eine Stunde weit den Ost-River hinauf und weil es ziemlich heiß war, badete ich mich; hiernächst aber, 4 Uhr nachmittags, befand ich mich wiederum zu Hause.

Diesen Nachmittag hatten boshafte rebellisch Gesinnte ganz nahe an meinem Logis in einem von Stroh, Holz und dergl. aufgeworfenen Haufen Feuer angelegt, das nach ihrer Meinung zwar allererst bei Nachtzeit ausbrechen sollte, allein durch ein in dem Haufen zu stark angelegtes brennendes Material frühzeitig entdeckt und durch meine Leute gelöscht wurde.

Sonnabend, 21. Juni. Auf Jersey verhielt sich alles ruhig und die Armee verblieb noch so fort bei Braunschweig in ihrer Stellung, ausgenommen das Grenadier-Bataillon Köhler marschierte diesen Morgen nach Amboi.

Diesen Morgen 5 Uhr ging ich an den Nord-River eine Stunde spazieren und hiernächst nach Hause. Vormittags 9 Uhr machte ich Herrn Oberst v. Hachenberg in dessen Lager mein Kompliment. Um 4 Uhr nachmittags besuchte ich einige Augenblicke den Kapitän Kümell, der, weil das Erb-Prinz Regiment heute die Stadtwache gab, die Hauptwache hatte; übrigens immer zu Hause.

Sonntag, 22. Juni. Weil des Feindes Postierung zu vorteilhaft und dieserwegen ganz unwahrscheinlich war, die vorhabenden Okkupationen auf New Jersey fortsetzen zu können, so beschloß der kommandierende General Lord Howe sich von da weg zu begeben. Um deswillen mußte die Armee diesen Morgen 4 Uhr die Gegend von Braunschweig verlassen und sich nach Amboi ziehen, in der Absicht, von da aus mit den Truppen alsbald nach Staten Island überzugehen, allwo sodann selbige zu einer anderen Bestimmung eingeschifft werden sollten.

Aus meinem Leben während der Gefangenschaft unter den Conföderierten in Texas.

Von Otto Rein,*
Private of Battery G, 5. U. S. Artillerie.

Mitgeteilt von Professor Dr. Adolf Rein, Universität Hamburg.

Da ich glaube, daß es den Lesern nicht uninteressant sein wird zu erfahren, wie ich in die Hände der Rebellen fiel, so will ich hier, bevor ich zum eigentlichen Thema übergehe, erst ganz kurz unseren Marsch durch das nordwestliche Louisiana und schließlich den Platz meiner Gefangennahme, die Schlacht an der Sabine, Groß-Roads oder kurz gesagt: Schlacht bei Mansfields berühren.

Es war Anfang März 1864, als unsere so glorreiche (?) Expedition unter Anführung der beiden so berühmten Generalmajore Franklin und Banks — ersterer berühmt durch seine offenbaren Sympathien für den Süden, letzterer (ein übrigens sonst bekannter Staatsmann und Bürokrat aus Massachusetts) durch seine fabelhaften Zucker- und Baumwolle-Spekulationen von New Orleans und Franklin, einem sehr niedlichen Städtchen an der Bayou Teche und Hauptquartier des 19. Armeekorps, aufbrach. Diese Expedition galt zunächst der stark befestigten südlichen Stadt Shreveport am Red River, dem letzten Bollwerk der südlichen, resp. Texasarmee im Staate Louisiana, und nach Einnahme dieser Stadt, einem kleinen Zuge nach dem nordöstlichen Texas, ich will gleich sagen, den beiden Städten Marshall und Tyler, als Arsenalen der südlichen Armee. Leider bekamen wir, d. h. unsere Armee, diese Städte niemals zu sehen, nur ein kleiner Teil derselben erlebte es, und dieser in der bejammernswerten

* Otto Rein ist 1839 in Eisenach geboren; er hat in Weyenstephan und in Jena Landwirtschaft studiert. Im September 1862 wanderte er nach Nordamerika aus. Er nahm am Bürgerkrieg teil, worüber die obigen Aufzeichnungen aus der Gefangenschaft berichten. Später ist er Farmer in White Plains, N. Y., gewesen und dort 1903 gestorben.

Lage von Kriegsgefangenen; unter ihnen auch ich. Hätten an der Spitze dieser so unglücklichen Expedition tüchtige Generale als Kommandeure gestanden, so war es ein Ding der Unmöglichkeit, daß dieselbe so unglücklich für uns ausfiel, und ich glaube, daß während der ganzen Dauer dieses Bürgerkrieges keine Expedition so glanzvoll, möchte ich sagen, ausgestattet war, wie diese. Zu gleicher Zeit mit der Banks'schen Armee von New Orleans aus, zunächst längs der Bayou Teche, dann von Alexandria aus längs des Red River immer im Schutze einer gewaltigen, durchweg eisengepanzerten Flotte (einige 20 schwimmende Batterien, Kanonenboote und kleine Monitoren) operierte von Norden her, aus Arkansas aufbrechend, von seinem Winterquartier Little Rock, zwar nur mit einer kleinen, etwa 6—8000 starken, aber feldtüchtigen, langgedienten Armee, einer unserer tüchtigsten Generäle, Generalmajor Price.

Unsere, resp. Banks' Armee, sammelte sich also, wie schon erwähnt, in Franklin an der Bayou Teche. Von hier aus bewegte sich dieselbe, mit etwa fünf reitenden Batterien voraus, zunächst immer längs der Bayou nach New-Town. Während nun die Armee von der Bayou Teche abging und durch die Prärien über Vermillion und St. Martinsville, die Känguruh-Bayou überschreitend nach Opelousas, und von da nach Alexandia gelangte, ritt die Avantgarde in starken Märschen, die Arrieregarde der Rebellen immer vor sich herjagend, immer längs der Bayou über Opelousas, Little Washington, (bei dieser Stadt die Bayou überschreitend) gleichfalls nach Alexandria, einer schönen und vor dem Kriege sehr belebten Stadt, am Red River gelegen. Als wir in diese Stadt einrückten, während unsere Kanonenbootflotte stolz einhergeschwommen kam auf dem besagten Roten Fluß, an den Masten das Sternenbanner der United States entfaltend, verließen auf der anderen Seite die Rebellen in größter Eile die Stadt.

Bevor ich jedoch weitererzähle, glaube ich einschalten zu müssen, daß ich das Vergnügen hatte, als Freiwilliger zu der Avantgarde zu gehören, und zwar zu einer der reitenden Batterien, nämlich Batterie G (7. Batterie) des 5. regulären U. S. Artillerie-Regimentes, welche der ersten Brigade der Kavallerie-Division (kom-

mandiert von einem Brigade-General, namens Lee, einem, wie man sagte, sehr befähigten jungen Manne), zugeteilt worden war. Diese Brigade bestehend aus Batteries, zwei Missouri, dem 18. New Yorker- und einem New Hampshire Kavallerie-Regiment, wurde von einem Colonel namens Robertson, einem Missourier und äußerst tapferem Manne kommandiert. Nachdem wir, gefolgt von zwei Brigaden Infanterie des 16. Armeekorps, welche auf einigen Transportschiffen unter dem Schutz der Kanonenbootflotte den Roten Fluß heraufgekommen waren, die Stadt in Besitz genommen, (welche übrigens gänzlich von den Bürgern verlassen war und nur noch einige Neger als Bewohner hatte), hatten wir eine kurze Rast in den Straßen der Stadt, die jedoch sehr unerfreulich war, denn ein strömender südlicher Frühjahrsregen ergoß sich über uns Ärmste und unsere armen Pferde, die durch eine Parforcejagd von einigen Meilen mit Schaum bedeckt waren. Wir waren von den Pferden abgestiegen und standen, sie an den Zügeln haltend, teils in unsere Mäntel, teils in Indian-Rubberdecken gehüllt, unter dem Schutze der Veranden, welche in allen südlichen Städten vor den Häusern angebracht sind, und warteten auf das Signal zum Aufsteigen; denn daß wir einen weiteren Marsch vor uns hatten, bewiesen uns die am frühen Morgen vom Quartiermeister ausgegebenen Rationen auf zwei Tage, sowie die auf die Kanonen und Munitionswagen gepackten Säcke voll Hafer für unsere Pferde. Plötzlich ertönt erst das Brigade, dann das Zeichen der Batterie zum Fertigmachen und nach dem Kommando: „Mounted"! jagten wir in völliger Karriere, von den Klängen der verschiedenen Infanterie-Regiments-Hörnern verfolgt, durch die Straßen der Stadt, wie es hieß, auf eine kleine Rekogniszierung, da die Rebellen dicht vor uns seien. Unser kleines Korps bestand aus zwei Brigaden Kavallerie, meiner Batterie und einigen Regimentern „Mounted" (berittenen) Infanterie, welche uns stets sehr gute Dienste leisteten. Anfangs ging der Weg längst des Red River, doch schon kurze Zeit nachher bogen wir von dem bisherigen Wege ab, und durch das flache Feld, dem Landwege folgend, galopierten wir, an herrlichen Plantagen und Farmen vorüber; die überall brennende Baumwolle, Haufen und Pressen, die einen schändlichen Gestank verbreiteten, bewiesen uns den

eiligen und eben erst erfolgten Rückzug der Rebellen, welche, da sie die Baumwolle nicht hatten forttransportieren können, nicht gesonnen waren, dieselbe in die Hände unseres Baumwollespekulanten G. M. Banks fallen zu lassen. Nachdem wir auf einer Jagd von etwa 30 Meilen mehrere Pferde und Leute, die der Nachtrab der Rebellen aus dem Hinterhalt erschossen hatte, verloren hatten, machten wir auf einem großen, freien ehemaligen Zuckerrohrfelde Halt, in Front eine kleine Bayou (den Namen habe ich leider vergessen), mit einer etwas zerbrechlichen Holzbrücke darüber und jenseits derselben ein ziemlich steil abfallender Hügel mit Nadelholz bewachsen. Doch nicht lange sollten wir in Untätigkeit bleiben; die Rebellen hatten sich nämlich ganz unvermutet auf der Spitze des Hügels, der mit einem schönen, weithin sichtbaren, weißen Hause gekrönt war, gestellt. Wie stark sie waren, wußten wir selber nicht, sie empfingen uns, d. h. die in Front reitende Kavallerie, aus freiem Himmel mit einem Hagel von Kartätschen und Bomben, welche jedoch hoch über uns hinwegflogen; sie hatten nämlich eine ganze sechs-pfündige Batterie, die 1. Texas Batterie, welche bei uns durch ihre Tüchtigkeit in gutem Renomee stand, auf die Spitze des Hügels an der rechten Seite des weißen Hauses aufgestellt. Nach verschiedenen, jedoch vergeblichen Versuchen unsererseits, den Hügel im Sturm zu nehmen, eine Sache der Mounted-Infanterie, welche, von den Pferden abgestiegen, mußte mit aufgepflanzten Bajonetten jetzt Infanteriedienst tun, während meine Batterie, die ziemlich nahe der Bayou aufgefahren war, ein unaufhörliches Bombardement des Hauses und der daneben in Position gebrachten feindlichen Batterie fortsetzte, leider mit wenig Erfolg, da der Hügel zu hoch war, um mit der nötigen Sicherheit schießen zu können. Wir versuchten ein anderes, für uns glückliches Manöver; nämlich, unser Korps in zwei Teile teilend, überschritten wir die Bayou, und während ein Teil mit der Hälfte der Batterie die Rebellen von der Front her beschäftigte, suchte der andere Teil, und bei diesem leider meine Sektion (3. und 4. Geschütz), dem Feind in den Rücken zu kommen und ihm so den Rückzug abzuschneiden. Auf bodenlosen Wegen mit unseren schweren Zwölfpfündern, Schritt für Schritt durch den Wald vorrückend, unter fortwähren-

dem Regen, gelangten wir endlich nach unsäglichen Mühen und Anstrengungen, der Spitze des Hügels, welchen der Feind inne hatte, gerade gegenüber, auf einen etwas höheren Punkt, mitten im Pinienwalde liegend, ohne alle Aussicht. Da die Nacht einbrach, konnten wir nichts mehr machen und, unseren Pferden die Zäume abnehmend und die Futterbeutel anhängend, standen wir Soldaten mit triefenden Kleidern, vor Kälte und Nässe zitternd, ohne ein Feuer anmachen zu dürfen (denn der helle Schein desselben hätte uns ja verraten) um die Geschütze herum, unser kaltes Abendbrot aus gekochtem Schweinefleisch mit Crakers (einer Art Schiffszwieback) bestehend, verzehrend. In der Nacht, es mochte gegen 2 Uhr sein, erschreckte uns plötzlich furchtbares Geheul, doch wie sehr erstaunten wir, als die Nachricht kam, unsere brave Missouri-Kavallerie hat das Losungswort der feindlichen Vorposten erlauscht, dann, die ganze Vorpostenlinie ablösend, das in tiefer Ruhe liegende Rebellenlager überfallen und alles, Infanterie und Artillerie, zu Gefangenen gemacht. Ein ungeheurer Jubel unsererseits brach nun los, und sofort große Feuer anzündend, wurde gleich Kaffee gekocht und die Kleider, um das Feuer herumstehend, getrocknet, sodaß wir bald alle überstandenen Mühseligkeiten vergessen hatten und uns wieder recht behaglich fühlten, zumal als der ewige Regen etwas nachließ. Zum Schlafen kam man natürlich nicht, und kaum brach der Morgen an, so blies der Trompeter das Zeichen zum Fertigmachen und kurze Zeit darauf zum Abmarsch. Unterwegs stießen dann auch bald einzelne kleine Trupps Rebellen, von unserer Kavallerie begleitet, zu uns, und als wir gegen Mittag, die Bayou überschreitend, an unserem alten Standpunkt ankamen, sahen wir den Rest der Gefangenen (ein vollständiges Regiment Infanterie mit Bagagewagen, Ambulanzen usw.) aufgestellt, ebenso die feindliche Batterie, jetzt von unseren Leuten bedient, aufgefahren. (Es war eine wirklich schöne Batterie mit starken großen Pferden und von einer schönen Mannschaft bedient.)

Unsere Gefangenen nun in die Mitte nehmend brachen wir auf und ziemlich scharf marschierend, gelangten wir gegen Anbruch der Nacht nach Alexandria, wo wir ins Lager gingen, während die Gefangenen gleich in Transportschiffe kamen und nach New

Orleans geschafft wurden. So endete diese kleine zweitägige Rekognoszierung mit dem Gefecht in den Pine Woods, oder auch am weißen Hause, zu unserer großen Zufriedenheit, besonders als wir unseren Lagerplatz erblickten.

Anderen Morgens, ich war eben im Begriffe mit einigen Deutschen meines Geschützes ein Zelt aufzuschlagen, erhielt ich plötzlich die Ordre, mein Pferd zu satteln, abermals für zwei Tage Rationen zu fassen und mich mit zwei anderen der Batterie in Alexandria bei dem Quartiermeister-Depot zu rapportieren. Nachdem wir, (ich hatte zuvor einen vergeblichen Versuch gemacht, an meiner Stelle einen anderen zu schicken, es wollte jedoch keiner gehen) unsere Rationen, Schinken und Biskuits, Kaffee und Zucker in unsere Brotbeutel gepackt, Mantel und Decken auf die Sättel geschnallt, galloppierten wir nach der etwa 10 Minuten entfernt liegenden Stadt, zu beiden Seiten des Weges, abwechselnd an Kavallerie, Artillerie und Infanterielagern vorüberreitend; ein wirklich interessantes Schauspiel gewährte es mir, diese Armee im Lager in ihren verschiedenartigsten Beschäftigungen zu sehen. An Ort und Stelle angekommen erhielten wir Befehl, an Bord eines Steambootes auf dem Red River zu reiten, welches, als wir dahin kamen, schon fertig zum Abgehen war. An Bord gehend fanden wir fünf andere reitende Artilleristen von der berühmten Nimms-Batterie mit einem Leutnant und eine ganze Kompagnie Infanterie vom 8. Massachusetts Regiment vor. „Eine kleine Fourage-Partie, auf Maultiere und Pferde der Plantagenbesitzer längs des Flusses ausgehend", sagte uns der kommandierende Offizier, ein geborener Amerikaner, als wir uns meldeten. Gleich darauf ertönte das schreckliche Gebrüll aus der gewaltigen Pfeife der Maschine, das Brett wurde eingezogen und wir bewegten uns den Red River hinunter, nach dem Mississippi zu. Vier Tage brachten wir zu, bis wir volle Ladung hatten. Jedesmal, wenn wir Artilleristen ausritten, stellte die Infanterie im weiten Halbkreis um das Schiff Vorposten aus, zum Schutz gegen die zahlreichen Guerillabanden, welche beide Seiten des Flußufers unsicher machten; wir verließen uns, außer auf unsere guten sechsschüssigen Navy-Revolver hauptsächlich auch auf unsere guten Pferde; außerdem hatten wir ja die Schwarzen, welche in zahlreicher Menge

noch auf den Plantagen zurückgeblieben waren, zu Verbündeten. Ohne Störung verlief jedoch unsere Fourage-Partie, und mit etwa 30 Pferden (zum Teil sehr edle, wertvolle Tiere) und 80 Maultieren zurückkehrend, fanden wir die Kavallerie-Division bereits 1½ Tage aufgebrochen, nachdem sie vorher vom Zahlmeister ausbezahlt worden war (16 Dollar monatlich für die Gemeinen). Das Gros der Armee, unterdessen noch verstärkt durch einige Brigaden Nigger, lag noch ruhig im Lager und hatte erst für den folgenden Tag Marschordre. Da wir keine Lust hatten, denselben Abend noch aufzubrechen, quartierten wir uns in dem nächsten Hause, einer ehemaligen Schreiner- und Sargmacherwerkstätte ein und nachdem wir unsere Pferde besorgt, abgesattelt, an die Fence angebunden und gefüttert (d. h. einige Ähren Welschkorn vorgeworfen hatten), machten wir von dem daliegenden Holzvorrat ein Feuer an und in den alten Küchengerätschaften einen großen Kessel auffindend stellten wir denselben sofort an das Feuer und kochten drei große, sehr fette Enten und ebensoviele Kapaune (ein kleines Ergebnis dieser Fourage-Partie für unsere Mägen). Es war beinahe Mitternacht bis wir zum Essen kamen; eine famose Suppe nebst ½ Ente, Kapaun und Entenreste wurden für den Ritt des nächsten Tages aufgehoben, und in den Habersack gesteckt. (Bemerken will ich gleich, daß die fünf Mann der Nimms-Batterie uns verlassen hatten und wir zu dreien alleine waren.) Am nächsten Morgen brachen wir bei Zeiten auf (nachdem sich unsere Pferde an gestohlenem Hafer recht gütlich getan), und denselben Weg einschlagend, den wir sechs Tage zurück, freilich in ganz anderer Weise, geritten waren, kamen wir gegen Abend an dem Pine Wood an und fanden die vormalige Position des Feindes am weißen Hause von der 3. Kavallerie-Brigade unsererseits besetzt. Da es uns noch zu früh war, ins Camp zu gehen, ritten wir noch bis Einbruch der Nacht, etwa zehn englische Meilen weiter und quartierten uns wahrscheinlich zur größten Freude unserer Pferde auf einer großen Plantage in einem Kornschuppen ein. Unsere Pferde absattelnd und in den Schuppen jagend machten wir noch eine kleine Runde in den Niggerhäusern, um ein Abendessen aufzutreiben; gebratenes Spanferkel mit Sweet-Potatoes befriedigte endlich unsere etwas knurrenden Mägen, die

nach einem Ritt von 40 Meilen freilich alle Ursache hatten, unzufrieden zu sein. Anderen morgens brachen wir, beiderseits sehr zufrieden mit diesem Nachtquartier (nämlich wir drei und unsere drei Pferde) sehr zeitig auf, gelangten nach einem kurzen Ritt an den Red River und an demselben weiter gegen Mittag in das Camp der Avantgarde, wo wir unsere Batterie schon von weitem aufgepflanzt erblicken konnten. Nachdem wir uns bei dem kommandierenden Offizier zurückrapportiert, sattelten wir ab und wurden, da wir nach der Meinung des Offiziers zu lange ausgeblieben, d. h. nicht scharf genug geritten waren, sofort unter Arrest gesteckt. Wir mußten uns nämlich mit allen unseren Habseligkeiten bei dem die Lagerwache kommandierenden Unteroffizier rapportieren und in dem aufgeschlagenen Wachzelt kampieren. Doch nicht lange sollte unser Arrest dauern, schon nach 2—3 Stunden mußten wir aufbrechen und in die Pine Woods einrückend, marschierten wir durch dieselben bis gegen Abend, wo wir, aus demselben herauskommend, auf einer von unserer Pionier-Abteilung geschlagenen Pontonbrücke den Kane River überschritten, welcher einige Meilen davon sich in den Red River ergießt. Dieser halbtägige Marsch durch die Pine Woods war sehr anstrengend für uns und unsere Lungen, denn die vor uns her flüchtenden Rebellen hatten rechts und links das dürre, schilfige Gras und die Nadeln angesteckt und der Wind blies das Feuer und den dicken Qualm öfters so, daß der Weg unpassierbar war und wir einen großen Umweg machen mußten, wodurch wir sehr aufgehalten wurden, während sie die Zeit zur Flucht gewannen.

Nach Überschreitung des Kane River hofften wir alle, ein Lager zu beziehen, denn wir hatten bereits einen tüchtigen Tagesmarsch gehabt; aber wie groß war unser Erstaunen und Entsetzen, als es hieß: „Pferde gewässert, wir haben noch einen großen Ritt vor uns!" Wirklich kam es so, nachdem wir unsere Pferde getränkt, ritten wir weiter, öfter im gestreckten Galopp, und gingen erst kurz vor Mitternacht in einer großartigen Besitzung, dicht am Fluß gelegen, ins Quartier. An Plündern und Fouragieren war in dieser Nacht nicht mehr zu denken, denn die meisten legten sich sofort nieder, nachdem sie ihre Pferde besorgt, ohne auf das Abendbrot zu warten, was die Kompagnieköche noch bereiteten.

Ich glaube, nur die unglücklichen Camp-Guards labten sich für dieses Mal daran, und zwar als Ersatz für den Schlaf. Am nächsten Tag setzten wir über den Kane River, aber nicht auf einer Brücke, sondern wir ritten gerade durch, obgleich das Wasser über die Geschütze ging und wir bis an den Säbelgürtel naß wurden. Wir machten abermals einen sehr anstrengenden Ritt, immer längs des Flußes, mitunter prachtvolle Plantagen passierend. Nach einem ununterbrochenen zweitägigen Ritt längs des Flusses verließen wir denselben und betraten die Urwälder, welche immer noch den nordwestlichen Teil von Louisiana strichweise bedecken. Nur selten trifft man in denselben eine Farm, mit einer größeren Fläche geklärten Landes, und so oft wir auf eine solche stießen, konnten wir auch auf ein Gefecht mit der ausgezeichnet berittenen Arrieregarde der fliehenden feindlichen Armee rechnen. Seit wir das offene Feld verlassen hatten, konnten wir gegen früher nur kleine Märsche machen und äußerst langsam vorrücken, denn an jeder nur einigermaßen günstigen Stellung lieferten uns die Rebellen ein kleines, mitunter jedoch sehr heißes Gefecht, in denen nicht selten unsere Geschütze bedroht wurden, in dem größtenteils undurchdringbaren Urwalde und auf dem einzigen sehr schmalen Wege war durchaus kein Platz für uns mit den schweren achtspännigen Zwölfpfündern zu manövrieren. Öfter sagten meine Kameraden am Geschütz, die bis auf zwei lauter Deutsche waren, zu mir: „Paßt auf, die Rebellen locken uns, so weit sie uns haben wollen, d. h. in eine böse Falle, und es geht uns dieses Mal sehr schmutzig!" Dieses waren zwar auch meine Gedanken von Anfang an, aber ich hatte dieselben noch nie laut werden lassen, immer das Beste hoffend, wenigstens eine Änderung in unserem Marsche; da wir aber stets denselben unglückseligen Weg beibehielten, verzweifelte ich auch sehr bald an dieser so glänzend ausgerüsteten Expedition, und sah uns alle im Geiste schon als Gefangene, wie es denn auch wirklich kam.

Am 7. April hatten wir, nachdem wir nach einem kurzen Ritt von unserem letzten Lagerplatz Pleasant-Hill, einem kleinen Dorf mitten im Walde gelegen, passiert, im Verlauf des Tages drei ziemlich heftige Gefechte, und gerade aus diesem wiederholten Widerstande des Feindes konnte man merken, daß in der Front

etwas Ungewöhnliches vor sich gehe. So war es auch. Nachdem wir bei einbrechender Dämmerung noch ein Gefecht gehabt, zogen wir uns, ich habe nicht erfahren können aus welchem Grunde, wieder einige Meilen zurück, und kampierten an einer etwas lichteren Stelle des Waldes zu beiden Seiten des Weges. Es mußte alles gerüstet bleiben, die Pferde an den Geschützen angespannt und unsere Reitpferde gesattelt und gepackt, wir selbst unter den Waffen. Dieses war eine der schlechtesten Nächte während meiner Dienstzeit; abgespannt und total erschöpft von dem Ritt und den Gefechten des letzten Tages konnten wir nichts zu essen bekommen, da unsere Wagen in der Arriere halten bleiben müssen, aus Besorgnis, mit dem Feind ernstlicher zusammen zu stoßen; außerdem fing es noch an zu regnen und hielt die ganze Nacht an, sodaß an Schlaf nicht zu denken war. So verstrich für mich die letzte Nacht in meiner Batterie und dämmerte der für uns so unglückliche Tag; es war der 8. April 1864. Kaum war es hell, so brachen wir auf, ohne unser Frühstück, den wärmenden Kaffee, genossen zu haben, und nach kurzem Ritt, zum ersten Mal seit wir Alexandria verlassen hatten mit einer anderen Batterie vor uns, hörten wir schon ein lebhaftes Gewehrfeuer, dazwischen die Sechspfünder der Nimms-Batterie als Posaunen. Sofort erscholl von dem Brigadetrompeter das Zeichen: „Marsch, Marsch," und in gestrecktem Gallopp ging es fort in der Richtung des Gefechtes; plötzlich wurde es hell vor unseren Augen, ein weites freies Feld, etwas ansteigend mit etwa drei Farmen, deren Gebäude aus den Gebüschen, die sie umstanden, hervorschimmerten, lag vor unseren Augen; und wir sahen obengenannte Nimms-Batterie auf der Höhe dieses geklärten Feldes aufgefahren, während zwei Brigaden Kavallerie, zu beiden Seiten der Batterie, in Schlachtlinie aufgestellt waren. Als wir herankamen, war das Feuern schon verstummt, doch da man den Feind hier zu erwarten schien, so wurde meine Batterie zur rechten Flankendeckung an der rechten Seite des Weges aufgefahren, um ein Ausbrechen des Feindes aus dem das Feld begrenzenden Walde, der nur von einer einfachen Fence eingezäunt war, zu verhindern. Vor uns wurde noch eine kleine zwölfpfündige Berghaubitzen-Batterie aufgefahren, unsere Kavallerie und einige

währenddessen angekommene Infanterie-Brigaden des 13. Armeekorps lagen zu unserer Deckung hinter dem Zaun am Walde, während unsere Tirailleurkette im Walde manöverierte und ein ununterbrochenes Feuern unterhielt. Die Rebellen, welche sich bei der, etwa vier englische Meilen von uns liegenden Stadt Mansfield endlich gesammelt hatten, wurden von den Generälen Magruder, Kirby Smith und Dick Taylor kommandiert und betrugen etwa 25,000 Mann, während wir, alles zusammen etwa 8—9000 Mann waren. Es dauerte auch nicht lange, so wurden unsere Tirailleure zurückgedrängt und unsere Artillerie begann ein furchtbares, ununterbrochenes Bombardement der Wälder, um das Vorwärtsrücken der Rebellen durch dieselben aufzuhalten. Die wirkliche Schlacht begann nun; unsere Truppen, welche teils am Waldsaum, teils im Walde ihre Linien formiert hatten, machten einige gelungene Attacken auf die heranstürmenden Rebellen und es wurde lange mit abwechselndem Glücke gefochten; einigemale wurden die unsrigen, dann wieder die Rebellen zurückgedrängt, doch nachdem die unsrigen alle ihre Munition verschossen hatten (80 Schuß), mußten sie endlich der Übermacht weichen, besonders nachdem der Rebellengeneral Price aus Missouri noch mit 6000 Hilfstruppen angekommen war. Während in unserer Front die Schlacht wütete, bildete unsere Artillerie, die jetzt untätig war bis auf die leichten Batterien, die durch den Wald hindurch mit in die äußerste Front gegangen waren, eine dreifache Schlachtlinie auf dem freien Felde; es kam nämlich von dem Gros der Armee, welche etwa 25 Meilen von hier in Pleasant Hill ruhig weiter kampierte, fortwährend kleine Verstärkungen an, d. h. immer einzelne Regimenter Infanterie, jedoch mit einer beträchtlichen Anzahl von Fußbatterien, die zum Teil gar nicht aufgefahren, sondern sofort wieder zurück geschickt wurden. Plötzlich brachen auf unserer Seite, d. h. der rechten Flanke, unsere Kavallerie in voller Karriere aus dem Walde hervor mit dem Rufe: „Rettet euch, rettet euch! Es ist alles verloren!" und galloppierten an uns vorüber auf Pleasant Hill zu; der Kavallerie folgte die Infanterie, jedoch in geringer Anzahl (der größte Teil war durch die Übermacht des Feindes gleich in ganzen Regimentern schon in Gefangenschaft geraten), und diesen nach

drängte die Rebellenkavallerie. Nun begann unsere Arbeit wieder und den nachdrängenden Feind mit einem furchtbaren Kartätschenfeuer empfangend gelang es uns, dieselben zum Weichen zu bringen. So hielten wir den Feind eine geraume Zeit in Schach, während es den Unsrigen gelang, ihren Rückzug anzutreten; doch endlich, nachdem die Zwölfpfünder-Haubitzen-Batterie vor uns schon von den Rebellen genommen, mußten auch wir an den Rückzug denken und mit knapper Not konnten wir fertig werden, so war auch der Feind hinter uns. In sausender Karriere ging es nun auf dem Wege dahin, der von flüchtigen Kavalleristen, deren Pferde erschossen, und verwundeten Infanteristen oder Nachzüglern bedeckt und mit Waffen aller Art, Gewehren, Karabinern, Revolvern, Säbeln jeglicher Gattung, selbst Offizierssäbeln, Patronentaschen, Tornistern, Mänteln, kurz Kleidungsstücken aller Art, sogar ausgezogenen Stiefeln und Schuhen, um das Ausreißen zu erleichtern, förmlich übersät war. Über alles dahinjagend wurden wir jedoch bald aufgehalten; der Weg war verstopft mit Wagen aller Art, Munitionswagen, Geschützen, Ambulanzen mit stöhnenden Verwundeten, Trainwagen mit Zelten und Lagergerätschaften beladen und Küchenwagen, alles war ineinander gefahren; die Treiber hatten ihre Gespanne verlassen und sich auf die Flucht begeben und die Tiere, von einigen Bomben, welche die Rebellen den Flüchtigen noch nachsandten, scheu gemacht, hatten sich derartig ineinander verwirrt, daß es nicht möglich war, dieses Chaos zu lösen. Indem wir noch ratlos da hielten, von unserem kommandierenden Offizier, einem feigen Amerikaner, verlassen, welcher uns übrigens auch nicht viel genützt hätte, da er aus der Whiskyflasche sich Courage holend sich so berauscht hatte, daß er kaum auf dem Pferde hängen und nicht mehr kommandieren konnte, umzingelten uns einige Kompagnien Rebelleninfanterie vom 17. Texas Regiment und plötzlich erscholl der Ruf: „Ergebt euch, ihr Yankees!" Säbel und Revolver an unsere Besieger abgebend, die übrigens auch gleich unserem Offizier von dem Genusse geistiger vor der Schlacht genommener Getränke ziemlich berauscht waren, wurden wir beiseite geführt, nachdem wir zuvor tüchtig hatten helfen müssen, unsere eigenen Geschütze und Munitionswagen nach Mansfield zu herumzudrehen.

Unsere Besieger waren übrigens sehr großmütig, denn sie ließen uns armen Gefangenen alles, was wir an uns und bei uns hatten; nicht ganz so hatten sie während des Aktes der Gefangen=nahme gehandelt, denn gleichzeitig mit der Aufforderung zur Übergabe schossen sie noch fortwährend auf uns, und ich sah mit eigenen Augen noch drei meiner armen Kameraden (Treiber) aus meiner Batterie tödlich verwundet von den Pferden herabsinken, ohne ihnen helfen zu können.

So war ich denn Gefangener der Rebellen und eine Leidens=zeit begann. Es dauerte gar nicht lange, so waren wir etwa 6—800 Gefangene beieinander. Wir hatten gerade noch Zeit, auf eine nahe Farm zu eilen und unsere Feldflaschen mit Wasser zu füllen, da erscholl das Kommando „Vorwärts", und im Ge=schwindschritt, auf allen Seiten scharf bewacht (17. Texas Infan=terie=Regiment) hatten wir das Vergnügen, in der Dunkelheit auf Abwegen durch Baumwollfelder und über Gräben und andere Hindernisse weg nach dem fünf Meilen fort liegendem Mansfield marschieren zu müssen. Erst im Hofe des Courthouse unter=gebracht mußten wir, da immer mehr Gefangene eingebracht wur=den, wieder aufbrechen und durch die Stadt marschierend brachte man uns in ein großes Gatter an den letzten Häusern der Stadt. Da der Mond aufgegangen war und alles hell beleuchtete, so konnte ich während des Marsches durch die Stadt alles beobachten und sah dabei deutlich einmal, daß die Rebellen darauf gefaßt gewesen waren, die Schlacht zu verlieren, denn alle Straßen waren mit gepackten Wagen angefüllt, also alles war zur Flucht fertig gemacht, dann aber, daß unsere Feinde in der Schlacht furchtbare Verluste erlitten haben mußten, denn wir kamen an mehreren Hospitälern und Privathäusern vorüber, die überfüllt waren mit verwundeten Rebellen; übrigens kamen immer noch Ambulanzen mit Verwundeten ganz überladen an. Dieses war also die erste Nacht in südstaatlicher Gefangenschaft, und fürwahr, ein traurige Nacht, sie gab uns einen kleinen Vorgeschmack der Leiden, die noch kommen sollten. An Essen war nicht zu denken, wir konnten nicht einmal Wasser haben; im Freien, der Kälte ausgesetzt, ohne Decken und Mäntel konnten wir nicht einmal hinlänglich Holz bekommen, um ein ordentliches Feuer zur Erwärmung anzu=

zünden. So saßen und lagen wir denn auf dem nassen kalten Boden umher und erwarteten sehnsüchtig den Tag mit seinem erwärmenden Sonnenschein. Endlich brach er an, aber nicht, um unsere Lage in irgend etwas zu verbessern, denn nachdem man zwei kleine Körbchen ausgetrocknetes altes Kornbrot (nicht etwa Brot aus Roggen, sondern aus geschrotenem Welschkorn und türkischen Weizen) unter uns geworfen, das etwa für den vierten Teil von uns ausreichte, kam ein, in früheren Schlachten schon sehr dezimiertes Louisiana Kavallerie Regiment, das bestimmt war, uns auf dem Marsche zu bewachen, an und nachdem wir und die übrigen Gefangenen aus der Stadt herzugebracht worden waren, wurden wir in eine lange Linie, vier Mann hoch aufgestellt, das Kavallerie-Regiment nahm uns in die Mitte und fort ging's nach der Texasgrenze zu. Wir waren noch keine vier Meilen marschiert, so stieß noch ein Zug Gefangener zu uns, der hier in einer alten Zuckerfabrik kampiert hatte, sodaß wir nun etwa 1800 Mann waren, ein ganz netter Zug, der auch zum größten Jubel aller Farmer und anderen Bewohner dahingetrieben wurde. Den ersten Tag verfolgten wir die Straße nach Shreveport und nachdem wir etwa 25 Meilen zurückgelegt hatten, gingen wir, von der Straße abbiegend etwa zwei Meilen auf Seitenwegen mitten im freien Felde in der Nähe einer kleinen Farm mit einbrechender Nacht ins Lager. Es war dieses eine Sicherheitsmaßregel gegen eine etwaige Verfolgung unserer Kavallerie, die von den Rebellen ihrer ausgezeichneten Armatur wegen ungemein gefürchtet wurde, da ihre eigene Kavallerie außer guten Pferden nichts als Büchsen von allen möglichen Kalibern hatte, sodaß sie nicht einmal einen Bajonettangriff machen konnte. Nachdem die Rebellen einige Stücke mageren Viehes zusammengetrieben und geschlachtet hatten, warf man uns das Fleisch vor, welches wir ohne Salz und ohne Brot am Feuer rösteten, d. h. von außen halb verbrannten, während es innen noch roh blieb; doch das Sprichwort: „Hunger ist der beste Koch" bewährte sich auch hier, denn kein einziger verschmähte dieses halbverbrannte, rohe Fleisch.

Doch ich denke, dieses sollte nach einem Marsche von 27 Meilen niemandem auffallen. Den dritten Tag in aller Frühe auf-

brechend, natürlich gerade wie am ersten Tage ohne Frühstück, marschierten wir etwa drei Meilen den gestrigen Weg nach Mansfield zu zurück und bogen dann direkt, von unserer bisher nördlichen in eine rein westliche Richtung abweichend, in die Texas-Route ein und überschritten gegen Abend, nach einem Marsche von etwa 18 Meilen die Louisiana-Texas-Linie, eine etwa vier Ruten breite, in schnurgerader Richtung durch den Urwald gehauene Trift. Noch vier Meilen hatten wir zu marschieren, und nachdem wir vorher erst noch einmal von den Bewohnern einer Country-Schule höhnisch in Texas willkommen geheißen worden waren, gingen wir, abermals dicht bei einer kleinen Farm, in eine Fence getrieben, zum ersten Mal auf Texasboden ins Lager. Für diesen Abend erhielten wir reichlich zu essen, nämlich rohes Kornmehl, Salz und etwas mageren Speck. Als der südliche Quartiermeister alles unter uns ausgeteilt hatte, erhob sich mit einem Male im Lager eine große Rührigkeit; Holz wurde herbei geschleppt, Feuer angemacht, Kornmehl mit Wasser und etwas Salz zu einem Teig angemengt und dann entweder auf platten Stückchen Holz oder Rinde am Feuer gebacken oder in Kugeln geformt und in die Kohlen und glühende Asche gelegt und derart gar gemacht; einige alte Blechschalen, Blechbecher und alte Bratpfannen, unterwegs aufgelesen oder von Niggern dankbar als Geschenke angenommen, zirkulierten im Lager und wurden benutzt, um den Speck am Feuer auszulassen, um so gewissermaßen eine Sauce für das schrecklich rauhe und stachliche Korngebäck zu haben, welches unbedingt geschmiert werden mußte, damit es unsere Kehlen passieren und in den Magen hinabfahren konnte. Überall sah man Tätigkeit um das Mal vorzubereiten, überall beschäftigte Soldaten und kurze Zeit nachher, als die Nacht eingebrochen, eine Unmenge kleiner Feuerchen mit darum sitzenden oder liegenden Soldaten, die längere Zeit alles um sich her vergaßen und nur darauf bedacht waren, ihre Zähne in der nötigen Tätigkeit zu halten. Dasselbe Bild sah man bei unserer „Garde", welche gruppenweise um ihre Lagerfeuer saßen, das gleiche Abendbrot wie wir verzehrend, während die an den Feuern angebundenen Pferde ihr auch aus Korn, jedoch ganzen Kolben, bestehendes Futter erhielten. Nur die Lagerwache, die ziemlich dicht um uns herumstand und

mit den strengsten Befehlen versehen war, sodaß an einen Fluchtversuch gar nicht zu denken war, marschierte mit geschuldertem Gewehr pfeifend und zuweilen höchst unharmonische Kriegslieder brummend auf und ab. Aber bald sah man ein Feuer nach dem anderen kleiner werden, die Mannschaften nahmen, so gut sich das tun ließ, ihre Lagerstätten ein und bald lag alles, auch ich, im tiefen Schlafe. Anderen Morgens wieder aufbrechend marschierten wir, gegen Mittag ein kleines Städtchen Kitschy passierend, wieder etwas über 20 Meilen und lagerten nachts vor dem kleinen Städtchen Cliesenfield, aus dem vor Einbruch der Nacht eine Menge Ladies und Kinder kamen, die uns zum Teil sehr verhöhnten und sogar beschimpften und anspieen (ein Schicksal, das uns armen Gefangenen zu wiederholten Malen unter Gelächter unserer nebenher reitenden Guards beinahe alle Tage widerfuhr); teilweise sprachen sie uns aber auch sehr freundlich an und versuchten, uns zu tröſten. Ja, einige derselben kamen sogar später wieder und brachten uns Zucker und Melasse-Syrup, auch einige ältere und neuere Zeitungen, Dinge, die sie uns natürlich verstohlen zustecken mußten. Ich selbst war auch so glücklich, eine kleine Flasche sehr guten Syrups zu bekommen, welcher mir auf dem Marsche sowohl in Wasser, als auch abends zum Kornbrod, sehr gut schmeckte. Nächsten Tages, es war der 12. April, der vierte Tag seit unserem Aufbruch von Mansfield, hatten wir wieder einen anstrengenden Marsch, bis wir gegen Abend plötzlich das Gebrüll einiger Lokomotiven hörten und, aus dem Walde tretend auf dem jenseitigen Hügel (es war nämlich ein kleines Tal, durch das ein kleiner Bach floß, dazwischen) eine hübsche Stadt erblickten. Wir waren in Marshall, einer schon bedeutenderen Stadt und hörten mit Vergnügen, nicht allein, daß wir hier die Nacht bleiben, sondern, daß wir sogar einen Ruhetag haben sollten, da wir ja nun aus dem Bereich der Unsrigen waren. Wir hatten diese Nacht einen schönen Lagerplatz inmitten einer großen Fence den Hügel hinunter bis an den Bach, welcher uns schönes klares Trink- und Waschwasser bot. Am anderen Tage kamen schon frühzeitig Besucher, d. h. Neugierige beiderlei Geschlechtes, aus der Stadt, um uns zu sehen und zu sprechen, denn: „Die Yankees kommen, die Yankees kommen!" tönte es jedesmal

von Mund zu Munde, sobald wir in Sicht einer Farm oder eines Städtchen kamen. Wir hatten wirklich einen Rasttag, welcher meinen ermüdeten, des Gehens gänzlich ungewohnten und deshalb angeschwollenen Füßen sehr erwünscht kam. Gegen Nachmittag kamen sehr viele Evatöchter aus der Stadt, einige auch mit Backwerk und Tabak, jedoch nicht, um es uns zu schenken, sondern um es zu vertauschen oder zu verkaufen; eine Gelegenheit, die alle, die noch etwas Geld oder etwas, das man zum Tausch benutzen konnte, Brieftaschen, Geldbörsen usw. benutzten, sodaß in kurzer Zeit alles ausverkauft war. Am 14. früh brachen wir wieder auf und durch Marshall unter dem großen Jubel der Bevölkerung hindurchmarschierend, ging unser Weg beinahe den ganzen Tag ununterbrochen durch Urwald, bis wir abends, dicht an der Great Western Railway (von New Orleans über Franklin—Alexandria—Marshall durch die ungeheuren Prärien von Texas nach Matamoras in Mexico laufend) bei einer herrlichen großen Schwefelquelle mitten im Urwald ins Lager gingen. Am nächsten Morgen, wie gewöhnlich wieder mit Tagesanbruch aufbrechend, marschierten wir, diesen Tag nicht aus dem Urwald herauskommend, bis an den Sabine River, welcher, aus dem nordöstlichen Texas kommend durch den Sabine See in den mexikanischen Golf läuft. Da es noch hell war, als wir denselben erreichten, so begann sofort noch der Übergang, welcher mit einem großen Fährboote bewerkstelligt wurde, nachdem zuvor die Hälfte des uns begleitenden Kavallerie-Regiments durch den Fluß geschwommen und auf der anderen Seite Vorposten aufgestellt hatte. Bis die Trainwagen, die Pferde des Regiments und wir Gefangenen alle übergesetzt waren, begann es schon zu dunkeln und so gingen wir denn gerade am Flußufer ins Lager unter dem Schutze mächtiger Waldriesen, Eichen und Ahorn, welche längs des Flußes in einer gewissen Ordnung, ja fast reihenweise, standen. Am nächsten Tag, nachdem wir wie alle anderen Tage beinahe nur durch Urwald marschiert waren, kamen wir am Nachmittag in ein sehr nettes Städtchen namens Starville, an zwei Hügelabhängen gelegen, unten im Tal lagen schöne Wiesen und Gärten, von einem kleinen Bache durchströmt, der also Starville in zwei Hälften zerteilte. Am anderen Ende der Stadt, deren Bewohner wie die aller übrigen

passierten Städte eingefleischte Rebellen waren, was wir bei unserem Marsche durch die Stadt an den Äußerungen der Leute hörten, die uns schrecklich verhöhnten und beschimpften, hatten wir eine längere Rast, etwa eine Stunde (sonst hatten wir jedesmal, wenn wir 2—2½ Meilen marschiert waren nur 10—15 Minuten Rast). Da diese Rast länger als wir sonst gewohnt waren, dauerte, gaben wir uns schon der frohen Hoffnung hin, wir würden hier ins Lager gehen, denn wir waren schon gegen 18 Meilen marschiert und alle schon sehr ermüdet, als plötzlich der Oberst des Regiments den Befehl: „Vorwärts Marsch" gab. Aufbrechend setzte sich der Zug wieder langsam in Bewegung und nach einem kurzen Marsche befanden wir uns wieder mitten im dicksten Urwalde und am Fuße eines Berges; dies war der erste Berg, den wir seit langer Zeit erblickten, und daher für uns ein ungewohnter Anblick. Obgleich derselbe nicht sehr hoch war, wurde uns das Ersteigen doch sehr sauer, aber oben wurden wir für alles entschädigt: eine kostbare Aussicht über Berge und Täler mit einem unübersehbaren Wäldermeer, bot sich nach allen Seiten unseren entzückten Augen dar. Er war eine äußerst wilde, aber romantische Aussicht, da man in diesem ungeheuren grünen Blättermeer weder eine Farm noch eine Stadt noch irgend ein anderes Zeichen menschlicher Zivilisation erblicken konnte, nur unmittelbar am Fuße des Berges lag eine einzelne große Farm, mit Saatfeldern und großen Flächen eingefriedigten, urbar gemachten Landes. Leider gönnten uns unsere unwillkommenen Begleiter nicht lange Zeit, uns an dieser eigentümlich anziehenden Aussicht zu erfreuen, sondern bald ging es die andere Seite des Berges hinunter und nach kurzer Zeit, an den Feldern der von oben gesehenen Farm vorübermarschierend, waren wir wieder im Urwald. Über einen Knüppeldamm, der wahrscheinlich von benachbarten Farmern gebaut worden war, weil es ringsum sehr sumpfig war, unsere lahmen Beine hinschleppend, bald über einen hervorspringenden Stamm hinwegstolpernd, bald in ein tiefes Loch fast versinkend, kamen wir nun eine Zeit lang in eine etwas hellere Gegend; der Urwald war hier nicht mehr so dick und die Farmen wurden häufiger. Gegen Abend schlugen wir nach einem sehr anstrengendem Marsche, ich glaube es war der längste seit unserer

Reise, 26 Meilen, an einem kleinen wasserreichen Bache unser Lager auf, nicht ahnend, daß wir ganz nahe von unserem Bestimmungsorte, nur zwei Meilen davon entfernt waren. Ich war diesen Abend so ermüdet, daß ich mich nur in dem Bache etwas wusch und mich dann sofort, ohne etwas zu essen, unter einem Baume zur Ruhe begab und auch gleich in tiefen Schlaf versank, aus dem mich meine Kameraden erst am anderen Morgen erweckten, als die Sonne schon am Himmel stand. Es war am 17. April 1865, als wir gegen Mittag aufbrachen und nach einem ganz kurzen Marsche unseren Bestimmungsort, Camp Ford, ein von hohen Pallisadenstöcken eingefriedigter Platz etwa acht Acker groß erblickten. Das Tor öffnete sich vor uns und von den schon darin befindlichen Yankees-Gefangenen, etwa 250 an der Zahl, mit Jubel begrüßt und in Empfang genommen, betraten wir unseren zukünftigen Wohnort. Dieser lag an dem südlichen Hange eines allmählich steigenden Hügels, inmitten des Urwaldes, in Form eines Quadrates und war, wie schon erwähnt, eingezäunt mit einer etwa zwölf Fuß hohen, starken Pallisadenwand, in der man nur zwei Ausgänge gelassen hatte, den einen an der nördlichen, den anderen an der westlichen Seite. Der nach Norden führte unmittelbar in den Urwald und wurde anfänglich von den Ochsenwagen benutzt, solange wir noch Holz geliefert bekamen, dann aber, als diese Lieferungen aufhörten, wurde er für unnötig gehalten und von den Rebellen verpallisadiert, weil sie dadurch zwei Mann Wache ersparten. Der Ausgang oder das Tor auf der Westseite führte auf die Straße, auf welcher wir gekommen und welche an der Westseite des Staketzaunes hinlief und nach Tyler, einem kleinen, etwa vier Meilen entfernt liegenden Städtchen führte. Die Nord- und Ostseite unseres Staketes wurden von Urwald begrenzt und an der Südseite, gerade unserem Lagerplatz gegenüber, ebenfalls auf einem sandigen Hügel, befand sich das Hauptquartier des Kommandeurs dieses Postens nebst dem Rebellenlager, welches aus einigen rohgezimmerten Blockhäusern bestand. Hinter diesem Lager, zur rechten Seite des nach Tyler führenden Weges lag ein schönes, etwa 25 Ackes großes Kornfeld, das einzige Zeichen menschlicher Kultur, denn außer diesem sahen wir nur Urwald. Das Terrain um uns war nur nach Norden zu

eben, sodann aber plötzlich abfallend bis an den Bach, an welchem wir auf unserem letzten Marsche gelagert haten; nach Osten zu erhob sich ein ziemlich steiler Hügel, bis oben auf dem Gipfel mit den herrlichsten Urwaldriesen bestanden; nach Süden und Westen stiegen sanfte Hügel wellenförmig an, meist mit Hochwald bewachsen. Man sieht also, unsere Umgebung war zwar schön, stellenweise sogar romantisch durch die riesenhaften Bäume mit ihrem verschiedenartigen Grün, das Terrain selbst aber desto einförmiger und trauriger im Winter. Als wir in das Staket einrückten, fanden wir außer etwa 20—30 rohen Blockhütten, von den schon acht Monate darin befindlichen Leidensgefährten errichtet und natürlich mit Beschlag belegt, nichts als einen unebenen sandigen, mit großen Baumstümpfen bedeckten Platz, welchen man für ein Gefangenenlager erst kurz zuvor hatte klären lassen, es standen sogar noch einzelne von den stärkeren Eichen darin. Das einzige Gute und Schöne, das wir vorfanden war in der südwestlichen Ecke des Staketes eine prachtvolle Quelle mit kristallhellem und gesunden Wasser, dabei so stark quellend, daß wir kaum die Hälfte des fließenden Wassers gebrauchten, während das übrige längs des Staketes erst inseits, dann unter demselben fort in einen kleinen Bach floß. Jetzt begann für uns Neuangekommene ein trauriges Leben, ohne Obdach, viele sogar ohne gehörige Bekleidung waren wir den Frühjahrsregengüssen und den naßkalten Nächten ausgesetzt und ich glaube, wir hatten es nur unseren schon abgehärteten Naturen zu verdanken, daß nicht ein ansteckendes Fieber oder ähnliches ausbrach. Tagelang wurden wir nicht trocken, da es von unserem Ankunftstage bis Anfang des nächsten Monats fast ununterbrochen regnete und da infolge dieses Regens das ohnehin grüne, in Saft stehende Brennholz durchaus naß war, so war es selbstverständlich sehr schwer, ein Feuer zu unterhalten und sich etwas zum Essen zu bereiten oder wenigstens nachts sich daran zu wärmen. Ich suchte mir jede Nacht mein Lager auf einem Holzhaufen, wickelte mich in meinen nassen Mantel und schlief so lange, bis mich Kälte und Hunger wieder weckten, worauf ich an ein Feuer zu kommen oder mich durch Herumlaufen zu erwärmen suchte. Wie glücklich und beneidet waren die, welche Indian Rubber oder auch nur wollene Decken besassen und diese

in Form eines Daches zum Schutz gegen den Regen aufspannen konnten. Diese traurige, schlechteste Zeit meiner Gefangenschaft dauerte bis Ausgang des Monates, dann bekamen wir mit einem Male warmes, herrliches Wetter, welches 7 Monate lang anhielt und höchstens von einem Gewitterguß unterbrochen wurde. Mit Beginn dieses trockenen Wetters wurden jeden Tag etwa 200—250 Mann von uns neu angekommenen und obdachlosen unter Begleitung von etwa 3—4 Mann Wache in den Urwald hinausgelassen, um Laub zu holen oder Grünes, und eine leichte Hütte zu bauen. Nachdem ich mit zwei Deutschen meiner Batterie einige Male im Urwalde gewesen war, hatten wir so viel Laub, Äste und Strauchwerk zusammen, daß wir an den Bau eines Sommerpalais denken konnten. In einem Tage war dieses aufgebaut und eingerichtet, und wer war nun glücklicher als wir? Die Wände unseres Häuschens, welches für drei Mann bestimmt und etwa zehn Fuß lang und acht Fuß breit war, waren dünn aus Strauchwerk geflochten, während das Dach etwa einen Fuß dicht mit Grünem bedeckt war, sodaß uns kein Sonnenstrahl incomodierte; vor dem Eingang hatten wir noch ein Schutzdach gegen die Sonne. Der Boden war über ein Fuß hoch mit dürrem Laube bestreut, darüber wurden unsere Mäntel, der eine war sogar im Besitz einer wollenen Decke, also auch diese mit ausgebreitet, sodaß wir ein herrliches Lagerbett hatten. Der einzige Fehler war der, daß wir unser Dach nicht regenfest machen konnten, sodaß wir jedesmal bei Gewittergüssen ausziehen mußten, nachdem wir zuvor das Laub auf einen Haufen gebracht und zugedeckt hatten. Da sich jeder ansiedeln konnte, wo er wollte, natürlich inseits und ein gutes Stück ab vom Staket, so bot das Lager von außen besehen einen wunderbaren Anblick dar; die verschiedenartigsten Laubhütten von allen nur denkbaren Größen und Formen konnte man sehen. Noch bunter wurde es, als Ende Mai noch ein Transport von 1200 Gefangenen dazukam, unter denen sich echte Hinterwäldler und Söhne der westlichen Prärien befanden, auch einige 20—30 Indianer den Cherokes und Choctaws-Stämmen angehörig, einer war sogar ein sehr berühmter Häuplingssohn namens Rhoß, vom Stamme einer Shawanees. Diese Neuangekommenen, meistens zur Kavallerie oder Artillerie belangend, ge-

hörten zur Price'schen Armee und waren nach der für uns so unglücklichen Schlacht bei Mansfield als Bedeckung des Trains auf ihrem Rückzuge nach Little Rock, verfolgt von einer starken Rebellenarmee, welche sich von uns weg sofort Price entgegenwarf, bevor dieser noch die Nachricht von unserer erlittenen Niederlage erhalten hatte, zu Gefangenen gemacht. So betrug denn Anfang Juni unsere gesamte Zahl innerhalb des Staketes etwa 3200 Mann, aber diese Zahl war stets im Wachsen begriffen, da beinahe jede Woche kleine Verstärkungen für uns hinzukamen. Diese kamen immer noch teils von der Price'schen Armee, teils von Blonds Kavalleriekorps aus dem Indian-Territorium, doch in der Mehrzahl von unserer bei Mansfield geschlagenen Armee, welche seither immer auf dem schleunigsten Rückzug begriffen war, die auch nicht endete, bis sie an die Mündung des Red Rivers in den Mississippi nach Mayensie gekommen waren, wo sie unter dem Schutze der eisengepanzerten Flotte waren.

Unsere Nahrungsmittel bestanden in Kornmehl und Rindfleisch, beides wurde uns roh geliefert und mußte von uns selber zubereitet werden. Das Kornmehl wurde von dem Conföderierten-Quartiermeister aus einer Dampfmühle in dem benachbarten Tyler geholt und in einen dazu bestimmten Kasten inseits des Staketes abgeladen, von wo aus dann einer unserer Quartiermeister, ein kleines altes Männchen von einem Iowa Infanterie-Regiment das Mehl unter uns verteilte; die Rationen waren beinahe jeden Tag verschieden bemessen, einmal ½ amerk. Pfund, denn 1 bis 1¼ Pfund, also eine sehr kleine Portion für einen Mann. Ebenso wurde mit dem Fleisch verfahren, welches jedoch von acht unserer eigenen Leute geschlachtet werden mußte; war viel Schlachtvieh aus den benachbarten Prärien angekommen, so wurde viel geschlachtet und es kam bis 1½ Pfund größtenteils sehr fettes und zartes Rindfleisch auf den Mann; war aber wenig Vorrat da, so mußten wir uns auch mit ½, selbst auch ¼ Pfund für einen Mann als Ration eines ganzen Tages begnügen. Außerdem wurde alle zehn Tage Salz ausgeteilt, und einige male Bohnen, resp. eine Art Lupinen, welche nicht besonders schmeckten, da sie etwas bitter waren. Die Zubereitung überließen die Rebellen also ganz dem Geschmack der Gefangenen; und während

viele ihr Mehl zu einem Brei kochten (Masch genannt) so buken andere Brod daraus und rösteten ihr Fleisch am Feuer oder kochten es. Ich erwähne es jetzt nur oberflächlich, weil ich später noch einmal darauf zurückkomme, wenn ich von der Einrichtung der Blockhäuser und dem Leben darin sprechen werde. Unsere Beschäftigungen waren sehr wenige, denn am Tage wurde wegen der ungewöhnlichen Hitze fast gar nichts getan; da in den südlichen Ländern die Nächte bekanntlich angenehmer sind wie die Tage, so pflegten wir am Tage der Ruhe im Schatten unserer Laubhütten; die Zubereitung der Speisen machte uns nicht viel zu schaffen, denn da infolge der großen Hitze der Appetit nicht sehr stark war, so hatten wir an zwei Mahlzeiten, morgens zwischen 9—10 ein Frühstück und abends zwischen 5—6 Mittag und Abendbrot zusammen, vollständig genug und verbrachten daher beinahe den ganzen Tag mit Schlafen. Unsere einzige Arbeit bestand eigentlich nur in diesem bischen Kochen und jede Woche einmal im Waschen unserer sämtlichen Kleider; dieses war wegen der ungeheuren Masse von Erdflöhen, an denen Texas so reich ist, und anderem Ungeziefer unbedingt nötig. Nur die peinlichste Sauberkeit konnte uns gesund erhalten, dies sah man in der ersten Zeit bei den beinahe täglich vorkommenden Todesfällen, wo die Sterbenden geradezu halb aufgefressen waren von Ungeziefer. Dieses war hauptsächlich eine Folge von Unsauberkeit, welche freilich erst bei großer Schwäche vorkam, sodaß es den Kranken unmöglich war, sich reinlich zu halten, und in einer so zusammengewürfelten Armee wie die der östlichen Staaten der United States ist von Kameradschaft ja keine Rede. Da war sich jeder selbst der Nächste und jeder sorgte nur für sich selber; mochte der Kamerad totkrank und in den furchtbarsten Qualen daliegen, danach wurde nicht gefragt; dicht daneben war der furchtbarste Spektakel, man sang, würfelte, spielte Lotto usw. Um dergleichen scheußlichen Szenen nicht zu begegnen bin ich den ganzen Sommer nicht aus meiner Hütte gegangen, außer abends, wo ich zu tun hatte, um mir Wasser zu holen zum Waschen, denn nie vergaß ich, abends ein Douche-Bad zu nehmen, meine Kameraden mußten mir einige Eimer kalten Wassers über den Rücken gießen. So ging es bis zum Monat Juni, wo sich ein freudiges Ereignis begab. Es war näm-

lich zwischen den Conföderierten und unserem Gouvernement das Übereinkommen geschlossen, gegenseitig Gefangene auszutauschen. Der Süden besaß zu derselben Zeit etwa 30,000 Gefangene von uns, 25,000 in Andersonville, 5000 in Camp Ford, während in den nördlichen Staaten gegen 80,000 südliche Gefangene saßen. Wirklich erschien in den letzten Tagen des Monats Juni der südliche Exchange-Adjutant und begann zu parolieren. Etwa 800 Mann hatten diesmal das Glück, ihren Namen in dem Parolebuch aufzeichnen zu müssen, was beinahe drei Tage dauerte, da beinahe die Hälfte nicht schreiben konnte und der Parole-Offizier für sie unterzeichnen mußte. Bis dann die Wagen mit Proviant für den Marsch und für Marrodeure bestimmt, zusammengebracht waren, vergingen noch drei Tage; endlich traf auch ein Kavallerie-Regiment ein, welches diesen Trupp nach Shreveport eskortieren mußte, sodaß also nach Ablauf einer Woche alles zur Abreise vorbereitet war, welche denn auch in den ersten Tagen des Juli erfolgte. Im Monat August erschien unser Befreier abermals und nahm dieses Mal in zwei Abteilungen etwa 1200 Mann mit fort, aber wieder war mir und meinen Kameraden von der Batterie Fortuna nicht günstig, denn das Schicksal hatte uns zu den letzten, die das Staket verlassen sollten bestimmt. Nachdem wir diesen Monat und den folgenden September noch in der alten Weise verlebt hatten, dachten wir allmählich an das Erbauen von Winterquartieren, d. h. Blockhäusern. Da von unserem Gouvernement außer wollenen Decken und Kleidungsstücken auch Äxte und Schaufeln geschickt worden waren, so war uns dies ein Fingerzeig, daß wir uns so komfortabel wie nur möglich einrichten sollten, mit der Aussicht, noch geraume Zeit hierbleiben zu müssen. Mitte Oktober bekam auch ich mit meinen Kameraden und sechs anderen freiwilligen Gehilfen aus einem Kansas und Illinois Regiment, also zu zehn Mann mit drei Äxten bewaffnet, die Erlaubnis, für zwei Tage in den Wald gehen zu dürfen. In dieser Zeit schlugen vier Mann die nötigen passenden Bäume um und schnitten sie in sogenannte Riegel, während die sechs anderen das Holz auf der Achsel nach dem Staket trugen und unter dem Schutze der Wachtposten ließen. Das waren zwei mühselige Tage für mich und die, denen solche Arbeit ungewohnt war, aber es mußte sein, denn Ende November

schon tritt kaltes Wetter nachts ein und dann beginnt die Winter- oder Regenzeit in Texas, von den schrecklichen westlichen Prärie-stürmen, die unter dem Namen Texican bekannt sind, begleitet, und wehe dann denen, die ohne ein Obdach nachts auf freiem Felde kampieren müssen. In diesen zwei Tagen also trugen wir von dem Hügel, der über dem Kirchhof lag, unser Bauholz heran, und nachdem ich den Bauplan entworfen und wir das Fundament etwa zwei Fuß tief in die Erde gegraben hatten, begannen wir den Bau. Unser neues Haus, für fünf Mann bestimmt, hatte zwölf Fuß Länge und zehn Fuß Breite, an der niedrigen Seite etwa sieben Fuß, an der anderen aber etwa elf Fuß Höhe, also hatte unser einfaches Dach ein Regen-Gefälle von vier Fuß, was meiner Ansicht nach genügend war und sich durch den folgenden Winter auch herrlich bewährte. Es war mit doppelten, selbst gemachten Schindeln bedeckt und dann mit starken Baumstämmen zum Schutze gegen die erwähnte Texicans beschwert. Unser Schornstein erhob sich an der westlichen Seite unseres Hauses etwa 2½ Fuß über das Dach und diente uns diesen Herbst und das nächste Frühjahr als Räucherkammer, in dem wir einige Ochsenzungen und teils erkauftes, teils erspartes Fleisch räucherten. Das Innere unserer Hütte war sehr einfach, an der linken (West) Seite des Einganges, welcher sich an der Süd- oder Sonnenseite befand, war ein Feuerlokal, eine Art russischer Kamin angebracht, diesem gegenüber an der rechten (Ost) Seite des Einganges befand sich eine Pritsche aus Schindeln gemacht als Tisch und Bank am Tage, nachts als Bett dienend, auf welches wir uns alle fünf, die Füße nach dem Feuer zugekehrt, einträchtig nebeneinander niederlegten; an der nördlichen Seite, dem Eingang gegenüber war ein Gestell für Koch- und Eßgeschirre angebracht, sowie einige Pflöcke, zum Aufhängen von Kleidern und Fleisch bestimmt. Links und rechts vom Feuer waren hohe Holzstöße aufgespeichert, ebenso war der Raum unter der Pritsche mit Holz vollgestopft; diese Raumbenutzung war deshalb nötig, um immer trockenes Brennholz zu haben, was bekanntlich keinen oder nur wenig Rauch gibt, und Rauch in einer solchen Blockhütte ohne Fenster, nur mit einer schmalen Türe versehen ist ein sehr unangenehmer Gast. Bis alles eingerichtet, das Äußere sowohl wie das Innere der

Hütte mit Lehm beworfen, sodaß kein Regen und keine Kälte eindringen konnte; dann zwei Fuß hoch um die Hütte Sand aufgeworfen, war der November gekommen, und wie froh waren wir, daß wir der Winterzeit nun geborgen in einem guten, warmen Häuschen entgegensehen konnten, brauchten wir doch nicht mehr wie im Sommer daran zu denken, wohin wir uns bei einem Gewitterguß mit unseren paar Habseligkeiten retten sollten. Nun begann überhaupt ein regelmäßiges und geregeltes Leben. Selbst das Lager bekam ein regelmäßigeres Aussehen als vorher mit den Laubhütten, denn die neuerrichteten Blockhäuser mußten mit etwas mehr Ordnung aufgestellt werden, sodaß förmliche Straßen entstanden, denen dann auch Namen beigelegt wurden. So hatten wir einen Broadway, einen Bowery usw., Straßen, in denen eine Menge von Spekulanten wohnten, die nun alle Arten von Verkaufslokalen errichteten; d. h. sie machten nach der Straße heraus ein Schaufenster, in dem von allem, was inseits zu verkaufen war, etwas ausgelegt war. In dem einen Schaufenster sah man Tabak, selbstgekochte Seife (freilich sehr schwarz aussehend und sehr übel riechend, mit der man sich aber sehr gut waschen konnte), Zwirn, Zigarren (im Lager verfertigt), Briefpapier, selbstverfertigte Tinte und Talglichter, in einem anderen Schaufenster sah man Flower (Weizenmehl) ausgestellt, nebst Backwerk, Weißbrod und Pies (eine Art runder Kuchen von Weizenmehl, gefüllt mit Kompott von wilden Weintrauben, süßen Kartoffeln usw.) Diese Schaufenster waren stets belagert von einer Menge eßlustiger und hungriger Amerikaner, zu deren Charakteristik eine unbestreitbare Vorliebe für Süßigkeiten, besonders aber für Pies gehört, ohne die keine Mahlzeit vergeht, bei den Armen sowohl wie bei den Reichen; daher war das Geschäft des Pie-Bäckers das einträglichste im Lager, trotzdem eine starke Konkurrenz gerade hierin bestand, denn es hatten sich zuletzt etwa 30—40 solcher Bäckereien etabliert und alle fanden ihr Auskommen, d. h. bekammen so nach und nach das meiste von dem Geld, was im Camp zirkulierte in die Hände. Außer den Schaufenstern und Verkaufslokalen sah man noch wie auf den deutschen Jahrmärkten an den belebtesten Straßen Tische errichtet, auf denen meistens Rohprodukte wie Bohnen, Sweet-Potatoes, Kornmehl, Flour und Tabak zum Verkauf aus-

gestellt waren. Auch die notwendigsten Handwerke wurden im Lager betrieben; es gab Schuhmacher- und Schneiderwerkstätten zum Flicken oder Umändern; drei Drechsler, welche vollständiges Handwerkzeug, Drehbank usw. besaßen, lieferten Pfeifenrohre und Spitzen aus Horn, Schachbretter und Schachfiguren von Horn und Holz ganz nach Bestellung, zum Teil sehr nett und geschickt ausgeführt, Spinnräder für die Conföderierten-Ladies in Tyler usw. Am sogenannten Broadway hatten zwei Barbiere und Haarschneider ihre Geschäfte aufgetan, daneben waren Spielbuden, in denen Lotto usw. gespielt wurde; sogar Speiselokale gab es, allerdings nicht permanent sondern nur zeitweise, in denen man Kaffee und Weißbrod mit Butter, Pies, Beefsteak mit Süßkartoffeln oder Rostbeef mit gebackenen Bohnen usw., natürlich zu äußerst anständigen Preisen bekam. Auch für die Kunst war gesorgt, denn einige deutsche Holzschnitzer lieferten sehr schöne geschnitzte hölzerne Pfeifenköpfe, Trinkhörner, Zahnstocher von weiß-schwarzem Horn usw., einige Indianer und Kansas Hinterwäldler schnitzten mit Messern Trinkpokale in Form deutscher Weisbierkännchen oder lieferten an Stelle von Böttchern Eimer in jeder beliebigen Größe und Gestalt, und ein gut Teil Amerikaner endlich, meistens aus den westlichen Staaten Indiana, Illinois, Iowa und Ohio, schnitzten Geigen und selbst kleine Baßgeigen, sowie Guitarren und Banjos, ein mexikanisches Musikinstrument, und leimten sie dann kunstvoll zusammen. Letztere Klasse von Arbeitern war sehr tätig und lieferte soviel Instrumente, daß nicht allein abends in allen Ecken und Enden des Camps Konzertmusik erscholl, sondern sogar sehr viele Bestellungen der Rebellen ausgeführt wurden. Viele Farmer aus der benachbarten Gegend und Städter aus Tyler und Starville kamen zu uns zu Besuch, denn die Conföderierten-Zeitungen aus Houston, Galveston und Tyler priesen unser Staket, nicht unter dem Namen Camp sondern City Ford, sie nannten es also eine Stadt, als ein sehr gewerktätiges Städtchen, was dann die Neugierde vieler erregte. Auf diese Weise bekamen wir sehr viel Besuch, welche dann jedesmal ein Andenken an City Ford mitnahmen, entweder eine Geige, oder einen Pfeifenkopf oder Zahnstocher, auch wohl ein Spinnrad. Außerdem setzten sie die Pie-Bäcker häufig in Nahrung,

indem sie, wohl der Kuriosität halber, oft Pies mitnahmen. Auf diese Weise kam Silbergeld in das Camp, denn diese auswärtigen Käufer bezahlten alles in species, waren es Farmer, so tauschten sie gegen Flour, Sweet-Potatoes, Bohnen, Eier, Honig, Zucker, Butter usw. ein. Auf diese Weise entstand ein reger Tauschhandel zwischen den außen Wohnenden und allen gewerktätigen und spekulierenden Gefangenen im Camp. Diese Gewerktätigkeit im Camp aber trug nicht allein zum Nutzen der einzelnen bei, sondern auch zur Erheiterung und Beschäftigung vieler, besonders waren es die Geigen- und Schachspielfabrikanten, die zur Erheiterung der Allgemeinheit beitrugen, denn nun lag man nicht wie im Sommer den ganzen Tag in fauler Ruhe und sich trüben Gedanken hingebend, sondern vertrieb sich die Langeweile mit Schach oder Damespiel; die Yankees spielten den ganzen Abend und die halbe Nacht auf ihren Instrumenten und tanzten dazu. Von dem Leben und Treiben der Gefangenen im allgemeinen habe ich nun genug gesagt, ich möchte nun noch mein eigenes Leben in der letzten Zeit schildern, das Leben, welches ich mit meinen Kameraden seit der Errichtung unseres Blockhauses während des ganzen Winters und überhaupt der ganzen übrigen Zeit unserer Gefangenschaft führte. Ich glaube dies um so eher tun zu können, da meiner Beobachtung nach die Lebensweise aller ziemlich dieselbe war, was wohl ziemlich natürlich schon durch die herrschenden Umstände geboten war; die Schilderung meines Lebens und das meiner Haus- und ehemaligen Kriegsgenossen kann daher für eine allgemeine Schilderung gelten. Ich glaube, es ist eigentlich lächerlich von mir, wenn ich so viele Worte mache, denn wie kann man, genau genommen, von einer Schilderung, Beschreibung usw. sprechen von dem Leben, da doch ein Tag genau so wie der andere, eine Woche wie die andere und jetzt in der Regenzeit ein Monat wie der andere verstrich. Doch sei es, wie es sei, ich beginne:

Versetze dich, lieber Leser, in mein, dir von der kurzen Schilderung wohl bekanntes Blockhäuschen; es ist Mittag. Da wir unserer fünf sind und unserer Übereinkunft nach jeder seinen Kochtag hat, so beginne ich mit der Schilderung des meinigen. Wie im Sommer, so aßen wir auch jetzt noch nur zwei mal des Tages, es sind die Arbeiten also nicht übermäßig. Da mit dem Kochtag

auch die Arbeiten, Wasser zu holen, so viel wir zum Kochen und den Tag über an Trinken brauchten, und unsere Rationen für den Tag zu fassen, verbunden sind, so findet der Besucher zwei volle Eimer Wasser in der einen Ecke des Hauses resp. Zimmers, und nachdem ich einen kleinen Sack, zu diesem Zwecke bestimmt von dem bekannten Gestelle an der Wand der Tür gegenüber genommen, marschiere ich durch den Broadway an die Mehlwage, und beziehe daselbst, wenn die Reihe an mich gekommen ist, d. h. der Name Batterie G. 5 U. S. Artillerie vorgelesen wird, mein Mehl. Nachdem ich dasselbe nach Hause getragen und die erste Frage: wieviel Mehl hat es heute gegeben? beantwortet habe, gehe ich nach der Fleischbank, welche neben der Mehlwage aufgeschlagen ist, und beziehe dort, wie vorher das Mehl, so jetzt meine und meiner Kameraden Fleischrationen. Nach Hause gekommen habe ich dieselbe Frage: Wieviel Fleisch hast Du gefaßt? zu beantworten. Während vielleicht zwei meiner Kameraden zu Besuch in eine andere ähnliche Hütte gegangen sind, sitzen die anderen zwei auf dem Bett und spielen Schach, der eine Tabak kauend, der andere mit seiner kurzen Holzpfeife einen anständigen Hecht durch das Haus verbreitend. Meine auswärtigen Angelegenheiten sind mit den erwähnten Gängen abgemacht und meine häuslichen Geschäfte nehmen mich jetzt in Anspruch. Es ist Mittag, nach der Sonne zu schließen zwischen 11—12 Uhr, es ist also Zeit für mich, das Mittag- resp. Abendessen aufs Feuer zubringen, denn nach 3 Uhr wird gegessen, da es bald Nacht wird. Nachdem ich die gestrige Ration Fleisch von dem dazu bestimmten Pflocke genommen und dafür die heutige drangehängt habe, (wir hatten uns nämlich aus Gesundheits-Rücksichten gleich von Anfang an so eingerichtet, daß wir immer eine Ration Fleisch und zwei Rationen Mehl im Vorrat hatten, für den Fall, daß, was öfters, besonders in der Regenzeit im Winter vorkam, die Rationen ausblieben; alsdann konnten wir doch unsere Mahlzeiten einhalten und mußten nicht wie viele andere hungern,) schneide ich dieselben in mittelgroße Stücke, und nachdem ich sie sorgsam abgewaschen, tue ich sie in unseren Familienkessel, gieße Wasser hinzu und setze den Kessel aufs Feuer. Nachdem ich das Fleisch einige Male ordentlich abgeschäumt, dann den Kessel mit Wasser nochmals gefüllt und mit einem Deckel

zugedeckt, ergreife auch ich meine unvermeidliche kurze Pfeife, setze sie in Brand und, mich gleichfalls auf das Bett niederlassend schaue ich entweder dem Schachspiel zu oder ruhe auf den bisherigen Lorbeeren aus. Wenn das Fleisch meiner Berechnung nach etwa zwei Stunden auf dem Feuer steht, hole ich das zweite Koch-Inventarstück hervor, das sogenannte Skillet, eine runde, eiserne Pfanne mit einem ungefähr drei Zoll hohem Rande und einem eisernen Deckel, der mit einem Henkel und, was das Wichtigste ist, mit einem ein Zoll hohen Rande versehen ist, um darauf Feuer machen zu können. Nachdem ich dasselbe mit einem Putzlappen ausgewischt und nebst dem Deckel ans Feuer gestellt habe, damit beides ordentlich heiß werde, hole ich den Brodteig herbei und, die Pfanne nun vom Feuer nehmend und mit etwas Fett, Talg oder Speck ausschmierend schütte ich den Brodteig hinein und mache ihn etwas eben; sodann decke ich den Deckel darauf, auf welchem ich nun ein schwaches Feuer anmache und unterhalte, während die Pfanne selbst nur auf Kohlen gestellt wird, sodaß das Brod langsam und von beiden Seiten zugleich gebacken wird. In der Zeit von ½ Stunde ist das Brod gebacken und ich nehme es heraus und schneide es in fünf gleiche Teile, damit es etwas abkühlt; sodann nehme ich die große hölzerne Fleischgabel, und damit das nun ganz weiche Fleisch aus dem Kessel in das heiße Skillet tuend lasse ich dieses noch etwas schmoren, während ich noch etwas Wasser an die Buillon gieße und, wenn diese ordentlich im Kochen ist, zwei Hände voll feingesiebtes Kornmehl daranrühre, sodaß es eine dünne Mehlsuppe wird. Ist dieses geschehen, — währenddessen habe sich alle eingefunden und das noch fehlende Eßgeschirr in der Nachbarschaft zusammengeborgt, — so verteile ich das Fleisch und nehme endlich die Suppe vom Feuer ab, zum Beschluß auch diese noch austeilend. Wenn wir unser einfaches Mahl genossen, mache ich im Kessel etwas Wasser heiß, worauf ich zum Schluß meines Tagewerkes komme, einer mit sehr unangenehmen und verhaßten Arbeit, nämlich das Aufwaschen des Eßgeschirrs. Ist dieses rein, unser eigenes wieder an seinen Platz gestellt, das geborgte wieder zurückgetragen, so tritt die vielgeliebte Pfeife wieder in Tätigkeit und ich bin für diesen Tag meiner Arbeit enthoben. Doch kaum habe ich mich gesetzt, so erinnert

mich mein Kamerad daran, daß ich doch noch etwas vergessen habe, er fragt: „Hast du den Brodteig für morgen schon angemacht?" Dieses wichtige Geschäft hätte ich beinahe vergessen und sofort geht es ans Werk. Feuer ist ja im Kamin, also Wasser angestellt und heiß gemacht, während ich den Mehlsack vom Wandgestell und das Backtrögelchen (eigenes Fabrikat) vom Holzstoße herunternehme, dann in die Nachbarschaft eile, um ein Mehlsieb zu borgen; bis ich endlich fertig bin, Mehl für den Brodteig in das Tröglein zu sieben, eine Handvoll Salz darunter zu mengen, fängt das Wasser zu sieden an. Nachdem ich den Kessel abgenommen, gieße ich einen Teil des Wassers über das Mehl und mit einem großen hölzernen Rührstock fange ist an zu rühren, noch einmal Wasser zuschüttend, menge ich so lange, bis ich einen ziemlich dicken Teig zustande gebracht, den ich dann zum Schluß in der Nähe des Kamins gut zugedeckt, zum Schutze gegen unsere ungerufenen Gäste, die Mäuse, hinstelle. Auf diese Weise sauert der Teig bis zum anderen Morgen, wodurch das Brod nicht nur einen saueren, also besseren Geschmack bekommt, sondern auch lockerer und besser zu verdauen wird. So wie mit dem Brodbacken hatten wir uns auch mit den meisten anderen Dingen während der langen Zeit unserer Gefangenschaft vervollkommnet, und endlich das Beste oder den besten Weg gefunden, etwas zu fabrizieren. Nun sind meine Tagesbeschäftigungen also wirklich beendigt, und nachdem ich wieder nach meinem erloschenen Pfeifchen gegriffen, und dieses in Gang gebracht habe, mache auch ich mich auf den Weg zuerst das Sieb zurückzutragen, dann ein paar Eimer Wasser zu holen zum Trinken für den Abend und Kaffeewasser für den nächsten Morgen. Nach dieser kleinen Motion setze ich mich, wenn das Wetter schön ist, außerhalb unseres Hauses in die erquickende Abendluft, oder, ist es zu kalt und regnerisch, an das Feuer. Meinem Beispiel folgen meine Kameraden, und nachdem vielleicht noch einige Bekannte hinzukommen, wird der Kreis erweitert; einige von uns setzen sich auf das Bett oder legen sich hin, den Besuchern die Stühle, von denen wir fünf Stück aus eigener Fabrik besaßen, überlassend und nachdem noch einige tüchtige Holzblöcke in den Kamin ans Feuer geschoben worden sind, und alle ihre Pfeifen entzündet oder ihre Backentaschen mit neuem Tabak

versorgt haben beginnt die Unterhaltung. Nach Art der deutschen Kaffeegesellschaften kommen nun zuerst die Tagesneuigkeiten zur Sprache, dann gehen wir zur Politik über, streiten uns gehörig ab, sodaß schließlich einer, um dem Streit ein Ende zu machen, den Vorschlag macht, es sollte doch einer eine Geschichte erzählen und so verstummen wir endlich, wenn die Erzählung beginnt. Einer meiner Bekannten, ein Brasilianer, seit Beginn des Krieges in der Flotte der Vereinigten Staaten, hatte besonders viel Talent zum Erzählen, sodaß es jeden Abend hieß: C. D., erzähle doch eine Geschichte, eines deiner Seeabenteuer oder etwas aus Brasilien usw. So saßen wir oft bis 11—12 Uhr zusammen. Nachts wußten wir nämlich immer, wie viel die Uhr war, weil die außenstehenden Wachen der Rebellen alle Stunden die Uhr laut abschreien mußten (z. B. Posten No. 10 — 8 Uhr; alles in Ordnung), sodaß die Offiziere der Wache eine Kontrolle hatten, ob alle Posten munter und am Platze wären, ohne daß sie nötig hätten, eine Runde zu machen und die Posten einzeln zu visitieren (bei Regenwetter ein angenehmes Ding für einen Wachoffizier). Durch das Sitzen, Sprechen und Zuhören ermüdet sagten wir uns endlich „Gute Nacht", und während die Besucher nach ihren Hütten eilen, legen wir fünf uns wieder auf unser freilich sehr hartes Lager, unebene Schindeln ohne alle Unterlage, doch ein amerikanischer Soldat gewöhnt sich an nichts leichter als an das Schlafen auf harter Erde, Holz usw., da er während seiner Dienstzeit nie ein Bett zu sehen bekommt. So schlafen wir denn auch bald ein, und, von den lieben Angehörigen und der Heimat süß träumend, schlummern wir bis der Anbruch des Tages und mit diesem das Signal unserer Gefängniswärter, welches vom gegenüberliegenden Hügel am Hauptquartier ertönt, uns aufweckt. Nachdem wir uns erhoben, mache ich mich gleich an den Kamin, ich habe ja die andere Hälfte meines Kochtages noch vor mir — scharre Kohlen zusammen und entfache dann ein gehöriges Feuer, an welches ich nun unseren Kessel voll Wasser für Kaffee ansetze. Bis das Wasser kocht, habe ich Zeit mich zu waschen und Toilette zu machen, auch noch ein paar Eimer Wasser zu holen, denn Wasser trinken wir ziemlich viel zu jeder Mahlzeit. Ist der Kaffee gekocht, so wird er zur Seite des Feuers gesetzt und ich

schütte nun, wie gestern, in mein vorher heiß gemachtes Skillet den Brodteig, um das Frühstücksbrod zu backen. Bis alles fertig ist, ist ungefähr eine Stunde vergangen und demnach — das Signal für das Aufstehen im Hauptquartier ertönt nämlich um 7 Uhr — ungefähr 8 Uhr, da aber um diese Zeit jeden Morgen Roll-Call, eine Zählung der Gefangenen stattfindet, zu welcher jeder, ausgenommen die Kranken, welche bettlägerig sind, ausrücken muß, so beginnen wir nicht eher mit dem Frühstück, bis Roll-Call vorüber ist, und ich lasse daher alles am Feuer stehen. Nachdem außerhalb des Staketes mit einem Horn (eigentlich das Zeichen für die Bluthunde oder das im Busch weidende Vieh) das Zeichen gegeben worden ist, tut sich das Tor auf und eine Schar bewaffneter Rebellen erscheinen, um uns arme Gefangene aus den Hütten zu holen und in einer Linie aufzustellen, worauf wir gezählt werden und die Nummer dann an die Adjutantur des Hauptquartieres rapportiert wird. Wiederum ertönt das Horn, wenn die Zählung vorüber ist (was übrigens sehr lange, mitunter über ½ Stunde dauert, denn diese Söhne des Waldes sind nicht im Stande zu rechnen und verzählen sich mitunter drei bis viermal) und wir sind gnädig entlassen. Nachdem unsere Phalanx sich mit großem Geschrei aufgelöst hat, verschwinden auch unsere Peiniger wieder durch das einzige Tor, welches sich hinter ihnen wieder schließt und uns von der geliebten Freiheit absperrt. Zur Entschädigung dafür machen wir uns nun an das Frühstück, bestehend aus Kornkaffee, Kornbrod und einem Stück kalten Rindfleisches, dem Überbleibsel des vorigen Mittagsmahles. Ist das Frühstück eingenommen, so mache ich das Geschirr wiederum rein, setze alles an'Ort und Stelle und sage: „Mein Kochtag ist vorüber. Gott sei Lob und Dank, nun habe ich wieder für vier Tage Ruhe." Vollständige Ruhe habe ich aber erst dann, wenn man den Ruf: Der Mehlwagen ist da" oder „Das Fleisch kommt herein" hört, worauf mein Nachfolger seine Funktion beginnt. Dieser sowohl wie alle übrigen machen alles so wie ich und nur selten tritt eine kleine Änderung ein, daß es z. B. zum Frühstück Beefsteak oder gebratene Leber zum Mittagbrod oder Bohnen oder Nudelsuppe oder gar Mehlklöße mit geschmortem Rindfleisch und Sauce gibt, Pfannkuchen zum Kaffee oder abends nochmals ein Extraessen

kommt häufiger vor. Ich habe mich zwar nie in derartige kunstvolle Kochereien eingelassen, aber ein Bäcker, den wir unter uns hatten, machte dies alles sehr gern, und zwar, wie er sagte: zur Veränderung, hauptsächlich aber wohl deshalb, weil er, sogut wie wir, derartige Gerichte dem allnäglichen Kornbrod mit Suppe und Fleisch vorzog, zugleich aber, weil er wußte, daß es riskant war, einen von uns kochen zu lassen, denn außer ihm war keiner von uns in dieser Behausung, der von der höheren Back- und Kochkunst etwas verstand. Dies war also die Beschreibung eines Arbeitstages, welcher sechsmal im Monat an mich und ebenso oft an jeden meiner Kameraden kam. Doch zu unserem Schrecken, allein nur zu unserem Besten entstand noch eine neue Art von Arbeitstagen, welche allerdings nur alle fünf Wochen an einen von uns sechs kamen. Mit einem Mal schafften die Rebellen nämlich die bisherige Sitte, uns Brennholz zu liefern, d. h. es uns mit einigen Ochsenwagen in das Staket fahren zu lassen, ab und brachten dafür die neue Ordnung auf, daß der Reihe nach alle Tage Abteilungen von 20—30 Mann auf einige Stunden teils vor- teils nachmittags unter Begleitung einer Wache von 4—5 Mann in den Wald hinausgelassen wurden, um Brennholz zu hauen und für sich hereinzutragen ins Camp. Freilich war es sehr beschwerlich, das Holz herbeizuschaffen, da der Wald in der Nähe ganz abgeschlagen und zum Teil für Blockhütten teils zum Brennholz für uns und die außen lagernden Rebellen benutzt war, und in der letzten Zeit mußten wir das Holz 3—4 Meilen weit auf der Achsel hertragen; doch die Bewegung in der frischen freien Luft, und das bischen angestrengte Arbeit für wenige Stunden war unseren Füßen und unserer ganzen Gesundheit jedenfalls nur sehr dienlich. Gab es doch dann wenigstens einen Tag im Monat, an dem man abends sagen konnte: Ich bin müde und lege mich nieder, und eine Nacht im Monat, in der man fest und ohne aufzuwachen schlief. Hauptsächlich aus diesem Grunde liebte ich den Arbeitstag ungemein, denn sonst war es mir nie vergönnt, auch nur eine Nacht ruhig zu schlafen; entweder plagten mich die häßlichsten Träume, oder ich wurde von der Kälte erweckt oder ich konnte überhaupt nicht einschlafen, weil ich die dumme Angewohnheit hatte, am Tage zu viel zu schlafen, mitunter von 9 Uhr

morgens, also gleich nach unserem Frühstück bis zum Mittagessen, also 4—5 Uhr; es waren dies ja nur 7—8 Stündchen. Einfacher ist die Beschreibung eines der vielen Ruhetage, an denen Schlafen, Essen und Rauchen die Hauptrolle spielen. Ich pflegte an solchen Tagen bis Roll-Call zu schlafen, resp. so lange liegen zu bleiben; nachdem dieses vorüber, mich zu waschen und hierauf meinen Mokka schlürfen. Bekam ich vormittags Besuch, so unterhielten wir uns mitunter 5—6 Stunden mit Schachspielen, woran sich teils zwei, teils vier Mann beteiligten. So verging die Zeit bis zum Abendessen; nach diesem wurde, wie gesagt, der Unterhaltung gepflogen oder etwas im Broadway oder auf der Höhe des Hügels, einem großen freien Platz, des Tages über von den Yankees zum Ballspielen, abends aber von den Gefangenen zum Spaziergang benutzt und daher von mir nur die Rennbahn getauft, ein Name, dessen sich dann alle meine Bekannten bedienten, spazieren gegangen oder gelaufen. Hat man sich müde gelaufen in dem weichen Flugsand und die erquickende Abendluft sattsam genossen, so schlägt man den Nachhauseweg ein, wo dann wie immer entweder durch Unterhaltung die Langeweile vertrieben wird, oder auch nach Art der Indianer durch stilles Sitzen und Hinbrüten am Feuer, wobei nur die Friedenspfeife zirkuliert; denn da wir zu fünft nur zwei, mitunter nur eine Pfeife im Vermögen hatten, so mußten wir schon die Sitte der Indianer, eine Pfeife zirkulieren zu lassen (allerdings keine sehr nachahmenswerte Sitte) nachmachen. Diese Ruhetage waren die langweiligsten Tage für mich, und nur selten fand sich an ihnen eine angenehme Beschäftigung; einige Male hatte ich das Glück, Bücher, und zwar einen lateinischen Caesar, eine französische Lektüre von A. Dumas und einmal etwas Geschichtliches in deutsch, mehrmals eine deutsche Bibel geliehen zu bekommen; doch da diese Bücher einem deutschen Rebellenhauptmann gehörten und im ganzen Staket unter allen Deutschen zirkulierten, so kam das Vergnügen, für ein oder mehrere Tage etwas geistige Beschäftigung zu haben, nur selten vor. Einige Male hatte ich auch Gelegenheit, etwas amerikanische Geographie treiben zu können, indem ich längere Zeit eine, allerdings sehr zerfetzte War-Map, Karten der Vereinigten Staaten, jedoch hauptsächlich für die Kriegsschauplätze bearbeitet, geliehen bekam. Eine

andere Beschäftigung, der ich mich zwar nicht gerne, aber in pekuniärer Hinsicht doch unterzog, war das Zeichnen von Blockhütten, sowohl das Äußere, als auch das Innseitige, zum Andenken für die Gefangenen an ihre Gefangenschaft in Texas; mit mehr Interesse arbeitete ich mitunter das Bild vom Camp nach meinem Eintritt, wofür ich mich dann mit Tabak oder barem Gelde bezahlen ließ, welches dann, in die Wirtschaftskasse getan, mitunter ein etwas besseres Mittagessen oder Frühstück gab. In dieser und ähnlicher Weise verstrichen mir und meinen Leidensgefährten die sogenannten Ruhetage. Der Hauptruhetag, der Sonntag, wurde auch kirchlich gefeiert. Am sogenannten Broadway, der Straße, welche sich vom Haupteingang an der Mehlwage, dem sogenannten Börsenplatz (weil in deren Umgebung die meisten, resp. größten und reichsten Spekulanten wohnten) vorüber in der Richtung nach Norden hinzog, war ein etwas freies Plätzchen. Dieses hatte man mit einem grünen Laubdach überwölbt und es wurde nun als Kirche betrachtet und gebraucht. Geistliche aus dem benachbarten Tyler kamen öfters, um das Wort Gottes zu lehren, oder, wie es bei den Methodisten der Brauch ist, einer aus der Mitte der kleinen Gemeinde fühlte sich vom heiligen Geist erhoben und begann eine erbauliche Rede, und wie viel Stoff zum Reden bot sich nicht in einer solchen Lage wie die unsrige. Die Besucher der Kirche brauchten nur, wenn sie standen, etwas über das Staket schauen, und einige Schritte entfernt nach Westen blicken, so sahen sie unseren Friedhof am Saume des Waldes einsam und ungestört liegen. Hunderte unserer braven Kameraden schlummerten hier den ewigen Schlaf fern von den Ihrigen, welche vielleicht keine Nachricht davon hatten und in banger Sorge den Geliebten oder wenigstens Nachricht von ihm erwarteten. Und der Tod forderte beinahe täglich ein Opfer, denn da keine ärztliche Hilfe und keine Medikamente da waren, war es nicht möglich, einem gefährlich Erkrankten Hilfe zu leisten. Auch ich war während meiner langen Gefangenschaft öfter von bösen Krankheiten heimgesucht und habe die wunderbare Erhaltung meines Lebens nächst der Güte des Allmächtigen nur meiner gesunden und kräftigen Konstitution zu verdanken. Im Sommer lag ich längere Zeit schwer danieder an Blutruhr infolge des ungewohnten Lebens und

der nachteiligen Speisen, und kaum war ich davon genesen befiel mich erst das Wechselfieber, dann das kalte Fieber, welches sich dann öfters einstellte; doch nicht genug damit, sollte ich im Winter auch der häßlichen Krankheit des Südens, dem Skorbut anheimfallen. Das Zahnfleisch, gefüllt mit einer übelriechenden Substanz, schwillt an und wird schwarz, ebenso die Zähne, welche aus dem Munde zu fallen drohen; endlich färben sich auch die Schenkel, anschwellend, erst blau, dann dunkel, worauf der Tod eintritt; da man nicht im Stande ist zu kauen, weil die Zähne zu locker und der Schmerz zu groß ist, so verhungert man halb. Die Hauptursache dieser Krankheit war einmal das ewige Einerlei im Essen, und dann die Unregelmäßigkeit; auch soll der schlechte Speck, welchen wir seit Neujahr anstatt des bisherigen Rindfleisches bekamen (zwar nur 2—3 oder 3—4 Lot den Tag für einen Mann) und der in der Regel ranzig oder voller Würmer, selten aber gut war, viel mit dazu beigetragen haben. Da ich der Krankheit zeitig genug vorgebeugt hatte durch ein fortwährendes Einreiben mit Salz und Asche, Essen von rohen Sweet=Potatoes und Skorbut=Roots, wilde Zwiebeln usw, so konnte sich dieselbe nicht ausbreiten und verlor sich bald wieder, aber viele meiner Leidensgefährten, die die Sache zu leicht nahmen und nichts taten, wurden eine Beute des Todes.

Da ich glaube, daß der Leser aus dem, was ich über unser Leben geschrieben habe, sich ein ziemlich genaues Bild von dem Leben, das wir führten, machen kann, so schließe ich damit, und, indem ich nur noch erwähne, daß im Monat Februar unser Befreier noch einmal kam, um diesmal etwa 600 Mann der langersehnten Freiheit wiederzugeben, welche Anfang März von Camp Ford abmarschierten, glaube ich, daß es nun Zeit für mich ist, auch von unserer endlichen Befreiung etwas zu sagen. Der März, also das Frühjahr, war endlich gekommen und die Zeit, welcher wir mit so großem Bangen entgegensahen, nämlich die trübe und für uns so harte Regen= und Winterzeit war vorüber. Alles freute sich, als die Bäume um uns her wieder ihr schönes grünes Kleid anlegten und wir nicht mehr in das öde dunkle Grau der blattlosen Baumriesen zu schauen brauchten; diese Freude war aber auch außerdem sehr materiell, denn wir bekamen nun statt

des miserablen und ungesunden Speckes wieder unser altes und beliebtes Rindfleisch. Ein ungewohntes Ereignis erlebten wir noch im Staket; nämlich am 4. März, dem Tage der Wahl des Präsidenten der Vereingten Staaten schickte der Oberst, der Kommandant des Postens, Papier zu Stimmzetteln für uns, um aus dieser Wahl im kleinen die Wahl im großen im Voraus zu erraten (ebenfalls ein charakteristischer Zug der Amerikaner, nämlich entsetzliche Neugierde). Zweidrittel stimmten für den Vater Abraham, oder wie die Amerikaner nur sagten: der alte Abe; während eindrittel für McClellen, den Generalmajor und früheren Oberkommandeur der Potomac-Armee stimmte; auf ihn fiel auch meine Wahl. Im Staket wurde diese Festivität von den Bemittelten durch einen großen Schmaus begangen, welchen einer der Restauranten am Broadway, das Couvert zu viel Dollar, arrangiert hatte; auch ich beteiligte mich daran, da ich zufällig bei Kasse war. Die Hauptsache beim Essen war das Dessert, welches aus einer Menge verschiedenartiger Pies usw. bestand, doch auch sonst waren verschiedene Gemüse und Salat, selbst einige Gänsebraten und sonstige ungewohnte Leckerbissen, freilich nicht so wie sie sein sollten, zubereitet. Dieses war das letzte merkwürdige Ereignis im Camp. Nachdem wir uns in stiller Resignation schon dem Gedanken hingegeben hatten, noch einen Sommer im Camp verleben zu müssen und uns schon darauf vorbereiteten; denn viele hatten, wie auch ich und meine Kameraden, eine schön belaubte Veranda vor dem Hause errichtet, unter deren kühlen Schatten wir nun Schach spielten oder unsere Siesta abhielten, erhielten wir plötzlich die Nachricht von dem Tode des alten Vater Abraham. Groß war unsere Entrüstung über diese scheußliche Tat; selbst die uns bewachenden Rebellen äußerten sich sehr mißliebig und sprachen nur selten darüber; höchstens belästigten sie uns mit der neugierigen Frage: Was glaubst Du, wer wird wohl jetzt Präsident? Als sie erfuhren, daß Johnston gewählt sei, war eine Verstimmung aller Rebellenoffiziere leicht zu bemerken, die mit den von Richmond eintreffenden Nachrichten noch stieg. Wir erfuhren alles: den Fall Richmonds, Übergabe Lees und seiner Armee (ein Ereignis, welches bei uns ungeheuren Jubel erregte) durch die Rebellen selbst, welche nun selber von nichts weiter als vom

Frieden und unserer Befreiung sprachen. Unsere Freude war unaussprechlich und der Jubel, als der Parol-Offizier eines Tages, es war Ende April, eintraf, kannte keine Grenzen; alte Soldaten standen sprachlos und weinten vor Freude, wieder andere tanzten und sprangen in wilder Lust; die jüngsten endlich standen auf den Dächern der Blockhütten und winkten mit Tüchern und Mützen unserem Befreier entgegen, das herzlichste Willkomm, das wohl jemals einem zuteil geworden. Nachdem einige Tage vergangen, begann das Parolen, und sobald für die ärgsten Kranken einige notwendige Wagen angeschafft worden waren, schlug der Tag der Befreiung. Es war der 8. Mai 1865, ein Tag, welcher mir ewig unvergeßlich bleiben wird. Endlich, nachdem wir ein Jahr, einen Monat hier an diesem Platze nach Freiheit geschmachtet, war der langersehnte Tag der Abreise erschienen. Vergeblich warteten wir auf die Garde, welche uns nach Shreveport bringen sollte, und da der größte Teil des Milizregimentes, welches uns bisher bewacht hatte, in der Nacht und den Tag vor unserer Abreise die Waffen niedergelegt und ausgerissen war, so mußte der Rest des Regimentes, der uns treu geblieben war, uns nach Marshall bringen. Wie verschieden waren unsere Gefühle auf dem uns bekannten Wege nach Marshall gegen damals, wo man uns von Marshall in die Gefangenschaft führte, und wie verschieden der Marsch überhaupt! Während wir damals, vier Mann hoch, immer aufgeschlossen marschieren und mitunter laufen mußten, streng bewacht auf allen Seiten, sahen wir jetzt unsere paar Mann Wache, — etwa 15 Mann und einen Offizier, diese aber gingen nur zu unserem persönlichen Schutze mit und um etwaige Plünderungen unsererseits zu verhindern, — beinahe den ganzen Tag nicht, denn sie ritten bald in unserer Front, bald in unserem Rücken und wir selbst marschierten ganz nach unserer Bequemlichkeit. War einer müde, so legte er sich in den Schatten eines Baumes am Wege und schlief, bis ihn die langsam nachkommenden Krankenwagen, zum Teil mit Ochsen bespannt und die, den Zug beschließenden Rebellen aufweckten und mitnahmen, so dehnte sich unser Zug mehrere englische Meilen aus und rückte nur langsam vorwärts. Am vierten Tage, ganz in der Frühe trafen wir in Marshall ein. Hier wurden unsere Kranken und alle die, welche über zu große

Mattigkeit klagten, auf den Bahnhof gebracht und mit einem Zuge nach Greenwood, einem kleinen Städtchen dicht an der Grenze von Louisiana-Texas gefahren, von wo sie dann den Weg nach Shreveport, eine Entfernung von ungefähr 25 Meilen, marschieren mußten. Da ich ziemlich gut zu Fuß war, blieb ich bei dem Zuge. Nach einem kurzen Aufenthalt in Marshall, wo uns unsere bisherige Wache verließ, um nach Camp Ford und von da sofort nach ihrer Heimat zurückzukehren, und an ihre Stelle eine Kompagnie Infanterie zu uns stieß, brachen wir auf, und Marshall mit seiner schönen Umgebung Lebewohl sagend schlugen wir statt des, uns schon bekannten Weges nach Mansfield, den Weg nach Shreveport am Red River ein. Der Weg von Marshall nach Shreveport, etwa 60—65 engl. Meilen lang, führt, ähnlich dem schon von mir beschriebenen von Marshall nach Mansfield bald durch Urwald, bald durch schmale angebaute Striche, deren Enden man aber immer von Urwald begrenzt findet. Nachdem wir noch zweimal nachts auf Texasboden unser Lager aufgeschlagen hatten, passierten wir am dritten Tage, seit wir Marshall verlassen hatten, vormittags die Texas-Louisiana-Grenze, und nachdem wir das Städtchen Greenwood mit seinen großen südlichen Hospitälern, derzeit noch angefüllt mit Verwundeten, erreicht hatten, befanden wir uns wieder ganz in Louisiana. 2½ Meilen hinter Greenwod gingen wir ins Lager, mitten im dichten Busch an einem kleinen Bach, der aber, halb eingetrocknet, nur trübes und schlammiges Trinkwasser hatte. Dieses war unser letzter Abend auf dem Marsche und wir alle freuten uns schon auf den nächsten Tag, wo wir erlöst von allen Leiden, nach Shreveport und auf Steamboote zu kommen hofften. Nachdem sich nachts der größte Teil unserer Wache und sämtliche Maultiertreiber, ihre Wagen im Stiche lassend, mit den Maultieren aus dem Staube gemacht hatten, sodaß wir Gefangenen uns nur noch von einem Offizier und 4—5 Mann der Conföderierten bewacht sahen, traten wir morgens schon vor 3 Uhr den Rest unseres Marsches an. Auf dem heutigen Wege sahen wir deutlich, daß wir uns in einer anderen Gegend, d. h. in einem anderen Staate befanden, denn mit einem Male hörte der Wald ganz auf und wir sahen nun wieder die schönsten Plantagen mit ihren Welschkorn-, Zuckerrohr- und weißen Baum-

wollfeldern, ja, sogar einige Weizen-, Roggen- und Gerstenfelder, die freilich zum größten Teil schon gemäht waren. Nachmittags, nachdem wir, wie auch in Marshall, eine Menge von Rebellenlagern, teils Infanterie, teils Kavallerie passiert hatten, sahen wir von weitem schon die Befestigungswerke und auf den, die Stadt beherrschenden Hügeln starke Forts, alle mit schweren Geschützen armiert. Dicht an der Stadt, in der Nähe des roten Flußes, an einer prachtvollen, großen überbauten Quelle, welche die Stadt Shreveport mit Trinkwasser versieht, gingen wir ins Lager.

Ein Teil der Kranken und Maroden, welche von Marshall nach Greenwood mit der Bahn gefahren waren, war schon am Abend zuvor hier angekommen; der größte Teil wurde freilich noch erst erwartet, da ihr Marsch nur langsam von Statten ging. Am anderen Tag hatten wir einen Rasttag, hauptsächlich weil immer noch Marodeure und Kranke, auch einige freiwillige Nachzügler eintrafen, aber niemand war froher als wir, da wir uns so wieder etwas von den Anstrengungen des letzten Marsches erholen konnten. Da im Verlauf dieses Tages unsere Leute alle noch glücklich hier eintrafen, so erhielten wir am Abend für drei Tage Rationen, bestehend aus Biskuits aus Roggenmehl gebacken, Kornmehl und Speck und, was wir mit Jubel begrüßten, Lincoln-Kaffee und Zucker, mit der Ordre, das Kornmehl zu Brod aufzubacken, da wir am nächsten Morgen auf die schon bereit liegenden Dampfschiffe kämen. Diese Nachricht verbreitete einen ungeheuren Jubel unter uns und hatte eine wunderbare Tätigkeit zur Folge; die ganze Nacht sah man brennende Feuer und mit Brod backen und Kaffee brennen beschäftigte Gefangene, welche alle mit Sehnsucht den folgenden Tag erwarteten. Endlich brach derselbe an; nachdem man uns aufgestellt und geordnet hatte, marschierten wir ohne Bedeckung durch die Festungswerke und die Stadt und durch diese hindurch an den Fluß, wo drei, für unsere Aufnahme bestimmte Dampfboote lagen. Am Fluß angekommen hatten wir noch erst eine kurze Rast, dann ging es ans „Verladen", ich kann wirklich diesen Ausdruck gebrauchen, da wir einzeln an Bord marschieren mußten und von dem an Bord stehenden Austauschoffizier wie Güterstücke gezählt und dann verpackt wurden, d. h. unser Plätzchen angewiesen bekamen. Die Kranken aus dem Hospital wurden

auf ein Schiff geladen, wir übrigen auf die beiden anderen Schiffe verteilt; ich kam auf das größte mit Namen „General Quittmann", ein gewaltiger Dampfer mit Seitenrädern, berühmt durch seine früheren schnellen Fahrten auf dem Mississippi zwischen New Orleans und St. Louis. (Dann im Verlauf des Krieges, als der föderierte General Buttler und der Admiral Faragut den Mississippi anfangs blockierten, dann aber nach einem Bombardement der beiden Forts Jackson und Philipps vor New Orleans rückten, hatte man die dort liegenden Mississippi-Steamer teils verbrannt, teils den Mississippi hinauf und nach der Einnahme der Festung Port Huron, dem sogenannten Mississippi-Gibraltar, in den Red River hinein nach Shreveport geschafft.) Zum Glück für uns war der Fluß sehr hoch, sodaß solche großen Dampfboote fahren konnten, da wir sonst das Vergnügen gehabt hätten, etwa 250 engl. Meilen laufen zu müssen. Nachdem wir alle an Bord waren (auf „General Quittmann" allein über 800 Mann) setzten sich unsere drei Boote in Bewegung, und unter unserem größten Jubelgeschrei fuhren wir langsam längs der Stadt hin, welche sich sehr malerisch terrassenförmig vom Fluß aus den Hang eines Hügels hinaufzieht. Die noch in der Stadt befindlichen Einwohner, darunter viele Deutsche und besonders Juden, hatten sich am Ufer versammelt, um unsere Abreise anzusehen, und während sie zum Abschied mit weißen Tüchern wehten, erwiderten die Rebellentruppen unser Freudengeschrei auf gleiche Weise und dadurch, daß sie ihre Gewehre abschossen; es war ja bereits Frieden geschlossen. Bald war die Stadt unseren Blicken entschwunden und an mehreren starken Forts vorbei fuhren wir sozusagen in den Urwald hinein, da derselbe links und rechts bis an die Ufer reicht, welche jetzt freilich, des hohen Wasserstandes wegen, nicht zu erkennen waren, sodaß zwischen den Baumriesen, so weit man sehen konnte, nichts als Wasser stand.

Anfänglich, so lange der Fluß noch ziemlich gerade Richtung hatte, lief unser Schiff mit großer Schnelligkeit, seinen alten Ruf bewährend, sodaß die Wälder mit ihren gewaltigen Eichen, Ahorn, Magnolien, Pinien usw. an unseren Blicken vorüberflogen, allein schon am zweiten Tag begann die Schnelligkeit nachzulassen, denn der Fluß wurde immer enger und seine Krümmungen immer schlan-

genartiger. Da unser riesiges Boot bei den vielen Krümmungen des Flußes gewaltig arbeiten mußte, indem das Hinter- oder Vorderteil desselben mitunter in den Büschen und Ästen der Bäume hing oder in der unsichtbaren Uferbank festsaß, sodaß es jedes Mal geraume Zeit dauerte, bis es gewendet hatte, so passierten uns nachmittags die beiden anderen Boote, die wir anfangs weit hinter uns gelassen hatten. Zu unserem Unglück brachen in dem einen Seitenrad mehrere Schaufeln ab, denn schonungslos ging unsere Fahrt mitunter über Büsche und junge Bäume hin, die zu weit im Wasser, resp. zu nahe an der Uferbank standen, sodaß es stets an einer Seite von abgebrochenen Baumstämmen und Ästen krachte und prasselte. Endlich, als wir gar mit dem einen Rade hängen blieben, brach dasselbe und wir mußten liegen bleiben, um es zu reparieren. Zufällig befanden wir uns gerade einer Farm gegenüber, auf der sich eine kleine Dampfschneidemühle befand; nachdem die Nigger, welche wir an Bord hatten, etwa 24 an der Zahl, Baumstämme und Bohlen angeschleppt und zersägt, dann an Bord des Schiffes geschleppt hatten, begannen unsere Zimmerleute und Ingenieure das Rad zu reparieren, welches bis Mitternacht endlich fertig wurde. Da die Nächte aber zu dunkel und nebelig waren, konnten wir mit unserem gewaltigen Krachkasten nur bei Tage fahren und mußten also nachts still liegen, während die beiden anderen, jetzt vor uns fahrenden Schiffe, da sie bedeutend kleiner waren, auch nachts laufen konnten. Am anderen Morgen, nachdem alle wieder an Bord waren, — es stand uns nämlich frei, an Land oder an Bord zu schlafen, — ging unsere Reise langsam und etwas vorsichtiger weiter; abwechselnd im Urwald oder an fruchtbaren, angebauten Feldern und schönen Plantagen vorbei, mitunter zwischen bewaldeten Hügeln, dann wieder im flachen Lande; so ging unsere Fahrt nach dem kleinen Städtchen Grandduccorps, steil über dem Fluß auf einem von den Rebellen stark befestigten Bergrücken hängend. Hier nahmen wir Passagiere ein, zum Teil Rebellenoffiziere der dortigen Garnison, teils Farmerfamilien, die nach New Orleans wollten. Noch zwei volle Tage dauerte unsere Fahrt, nachdem wir noch einmal mit unserem Schiffe Pech hatten, indem nämlich das andere Rad auf dieselbe Art zerbrach, wodurch wir wieder einen ganzen Vierteltag auf-

gehalten wurden. Am zweiten Tag nachmittags passierten wir ein den Rebellen gehörendes Widderschiff „Missouri", mit Eisenbahnschienen gepanzert und mit schweren gezogenen Geschützen armiert, welches uns salutierte, indem es die konföderierte Flagge hißte. Nachdem wir nachmittags gegen 4 Uhr bei Fort Randolph, einer im Verlaufe des letzten Jahres von den Rebellen erbauten kleinen starken Festung, welche auf einer ziemlich steilen Anhöhe liegt und so den Fluß und darüber hin die Stadt Alexandria beherrscht, angekommen waren, konnten wir, um eine ungeheure Biegung herumfahrend, die Häuser der Stadt erblicken und in wenigen Minuten lagen wir vor Alexandria, welches den Lesern schon vom Anfang meiner Erzählung bekannt ist. Da wir hier wegen eines Konfliktes zwischen dem Platzkommandanten und unserem Schiffskapitän gegen zwei Stunden liegen mußten, stiegen wir ans Land und gingen etwas in die uns wohlbekannte Stadt; aber ach — ein schauriges Bild der Zerstörung bot sich unseren Augen dar. Kaum die Hälfte des Städtchens stand noch; überall sahen wir die Ruinen von schönen Gebäuden, die von unseren Truppen bei dem Rückzug nach der unglücklichen Schlacht bei Mansfield in Asche gelegt worden waren. Abgeschreckt durch dieses häßliche Bild und die Verwünschungen der einzelnen umherstehenden Einwohner der einstmals so schönen Stadt, begaben wir uns wieder an Bord unseres „General Quittmann", welcher nach Verlauf von etwa zwei Stunden seine Räder wieder in Bewegung setzte. Da von hier der Fluß eine stellenweise kolossale Breite bekommt, so begann unser Steamer, eingedenk seiner früheren berühmten Fahrten, eine ungemeine Schnelligkeit zu entwickeln, sodaß die prachtvollen Plantagen und das herrliche, fruchtbare Land auf beiden Ufern an unseren Blicken dahintanzten. Die Fahrt ging mit unverminderter Schnelligkeit die ganze Nacht hindurch und als der 22. Mai anbrach, befanden wir uns an der Mündung des Red River in den Vater der Gewässer, den Mississippi. Wegen des dichten Nebels und der unbekannten Lage unserer Kanonenboote, welche den Red River blockierten, mußten wir eine Zeitlang still liegen. Endlich hob sich der Schleier, der uns bisher alles umher verhüllte, und eine wunderbare Aussicht bot sich unseren Blicken dar. Zu unserer Linken teilte sich der rote Fluß (diesen

Namen haben ihm die Indianer wegen der Farbe des Wassers, welches, stets trüb und schlammig, eine rote Farbe hat, gegeben) in mehrere Arme, sodaß wir eine Menge von Eilanden, alle mit dichtem Urwald bis an die Uferbänke bewachsen, erblickten; zu unserer Rechten war das Ufer gleichfalls mit dichtem Urwald eingesäumt, der sich etwa 80—90 Meilen von der Mündung nach Alexandria zu an beiden Seiten des Flußes hinzieht; vor uns aber in majestätischer Breite die grünlichen Wellen des Mississippi, welcher mit einem wahren Wald von Schloten bedeckt war. Unsere gewaltigen eisengepanzerten Monitors kamen uns entgegen, und, das so lange nicht mehr erblickte Sternenbanner der U. S. A. hissend, donnerten sie aus ihren riesigen Feuerschlünden uns ein dreifaches Willkommen entgegen. Auf diese Einladung hin setzte sich unser Boot, welches bis dahin still gelegen hatte, wieder in Bewegung, und unter dem Jubelgeschrei der uns am Ufer erwartenden Menge stiegen wir, von unserem Parole-Agent in Empfang genommen, bei Magensia ans Land. Hier logierten wir uns in einer gewaltigen, jetzt freilich still liegenden Zuckerfabrik ein, doch schon nachmitags wurden wir auf unsere eigenen Booten, d. h. Boote unseres eigenen Gouvernements, umquartiert und, während die westlichen Truppen nach St. Louis hinaufgingen, dampfte ich stromab nach New Orleans, der Königin des Südens. —

Friedrich List in Amerika.*

Von William Notz,

Dr. phil., Professor an der Georgetown-University,

Abteilungsvorsteher am Department of Commerce, Washington.

Unter den Söhnen Deutschlands, die am wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau der Vereinigten Staaten einen hervorragenden Anteil genommen haben und die auf den Entwicklungsgang des amerikanischen Volkes und dessen Institutionen von bestimmendem und dauerndem Einfluß gewesen sind, ist Deutschlands großer Volkswirtschaftler Friedrich List mit an erster Stelle zu nennen. Wie so oft im Laufe der Geschichte wahrhaft Großes erst durch die Perspektive der Zeit ins rechte Licht gerückt und seinem vollen Wert nach beurteilt werden kann, so auch mit den Verdiensten, die sich List um seine neue nicht weniger als um seine alte Heimat in so hohem Maße erworben hat.

Heute, am Schlusse eines Jahrhunderts seit dem Jahre, da der junge 36jährige List als Exulant das Gestade der neuen Welt betrat, die ihm freundliche Aufnahme gewährte, reiche Schätze des Wissens und der Erfahrung schenkte, und der er wiederum mit hingebender Treue sich widmete, dürfte es wohl angebracht sein, der Verdienste dieses berühmten Sohnes der alten und der neuen Welt zu gedenken.

Leider sind im Laufe der Jahre Lists Verdienste um Amerika fast gänzlich in Vergessenheit geraten. Nicht nur der neueren amerikanischen Volkswirtschaftsliteratur, sondern auch der deutsch-amerikanischen Geschichtsforschung ist die Wirksamkeit Lists in Amerika kaum bekannt geworden. Erst den Bemühungen des Herrn Geheimrat Professor Harms, Kiel, der auf einer Studien-

---

* Vortrag, gehalten in der alten Aula der Universität Berlin am 29. Mai 1926.

reise in Amerika vor drei Jahren die hin und her zerstreut wohnenden Listfreunde miteinander in Kontakt brachte, ist es zu verdanken, daß das Andenken Lists wieder aufs neue wachgerufen und seine Verdienste um die Vereinigten Staaten von Amerika und besonders um den Staat Pennsylvanien in weiten Kreisen bekannt und gewürdigt wurden. So wurde in der amerikanischen Tagespresse der hundertjährigen Wiederkehr des Tages, an dem Friedrich List in den Vereinigten Staaten von Amerika landete, in zahlreichen Aufsätzen gedacht, und die am heutigen Tage erscheinende Nummer der American Economic Review, des Organs der American Economic Association, enthält einen längeren Aufsatz über „Frederick List in America". An etwa einem Dutzend amerikanischer Colleges und Universitäten standen im vergangenen Jahre Magister- und Doktorarbeiten über List in Arbeit. —

List kam auf das dringende Zureden des ihm befreundeten französischen Marquis de Lafayette nach Amerika, des bekannten Mitkämpfers Washingtons im amerikanischen Befreiungskriege. Diesem gefeierten Nationalhelden, der als Gast des amerikanischen Volkes in den Vereinigten Staaten weilte, schloß sich List zunächst auf einer Reise an, die ihn durch einen großen Teil der Union führte. So hatte er von vornherein Gelegenheit, Land und Leute unter den günstigsten Verhältnissen kennenzulernen. Drei Monate hindurch führte ihn die Reise durch die am dichtesten besiedelten und blühendsten Gegenden der Union, von Maine im Norden Neuenglands durch die nordatlantischen Staaten bis nach Maryland und Virginia im Süden. Und nicht minder interessant als das soziale und wirtschaftliche Leben, das da an seinem Auge vorüberzog, dürften seinem regen Geschichtssinne die Bilder aus der politischen und kulturhistorischen Entwicklung seiner neuen Heimat gewesen sein, die ihm auf den Schlachtfeldern des Revolutionskrieges, wo die Unabhängigkeit der Nation erkämpft, und an den Stätten, wo das Fundament des neuen Staatswesens geschaffen worden war, sowie in den Industriezentren und Ackerbaugegenden so unmittelbar entgegentraten.

Durch Lafayette wurde er mit den führenden Kreisen Amerikas bekannt, unter anderen mit den früheren Präsidenten John Adams,

Jefferson, Madison und Monroe, wie auch mit dem damaligen Bundesoberhaupt John Quincy Adams; ferner mit Andrew Jackson, Daniel Webster, Clay, Calhoun, Richard Rush, mit dem bedeutendsten Juristen, dem Chief Justice John Marshall, dem später als Essayist und Dichter bekannt gewordenen Ralph Waldo Emerson u. a. m.

Mit Ausnahme von Carl Schurz ist wohl kein anderer eingewanderter Deutscher jemals mit so vielen der leitenden Staatsmänner, Politiker, Industriellen, Literaten und überhaupt den führenden amerikanischen Kreisen seiner Zeit in Berührung gekommen wie Friedrich List. Es liegt auf der Hand, daß dies für einen Mann wie List, mit solch lebhafter Beobachtungsgabe, solch feinem Verständnis für die Eigenart anderer und solchen umfassenden Kenntnissen wirtschaftlicher, politischer und sozialer Fragen seiner Zeit von unschätzbarem Wert war, und dies erklärt zum großen Teil die erfolgreiche Tätigkeit, die er in dem verhältnismäßig kurzem Zeitraum von fünfundeinhalb Jahren in Amerika ausübte.

Lafayette trat im September die Heimreise an. Noch vom Schiffe aus richtete er einen Abschiedsgruß an List und dessen Familie und wies den jungen Freund daraufhin, wie nötig es sei, die englische Sprache zu beherrschen, wenn man sich in Amerika erfolgreich betätigen wolle.

Für List war nun die Zeit gekommen, ernstlich nach einem dauernden Unterkommen Umschau zu halten. Hatte er in der Begleitung Lafayettes zunächst den Osten des Landes und einen Teil der Südstaaten zu sehen bekommen, so beschloß er nun, etwas vom damaligen Westen kennenzulernen. Er unternahm zu diesem Zweck eine Reise, die ihn durch den Staat Pennsylvanien bis nach dem 350 Meilen von Philadelphia entfernten Pittsburg führte, dem westlichsten Punkt, den List während seines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten zu sehen bekam, damals hart an der Grenze des nur spärlich von Weißen besiedelten Westens gelegen. Dort, inmitten des Urwaldes, wo der Indianer erst langsam dem europäischen Kolonisten Platz zu machen begann, hatten schwäbische Landsleute unter ihrem Führer, Georg Rapp, sich

Heimstätten gegründet. Dorthin, nach Economy und Harmony, zog es List. Anschaulich berichtet er in seinem Notizbuch: „Hier haben vor kurzer Zeit erst die Söhne der Wälder vor den mächtigen Streichen der Schwaben sich gebeugt. Es ist Dämmerung. Ich stehe an. Währenddessen ertönt die Glocke. Es läutet wie im heimatlichen Schwabenland. Sehe endlich eine Menge Lichter. Schöne breite Straßen, schöne Forsten, hier muß es economical zugehen. Großes Wirtshaus. Jacob Ebensperger der Wirt. Guten Abend. Woher die Reise? Vom Asperg. Ich gebe meinen Namen an. Die Leute freuen sich und empfangen mich herzlich. Sie wußten meine Geschichte aus den Blättern. Sie kommen auf der Straße zu mir herangelaufen. Des Fragens und Antwortens ist kein Ende. Nach Tisch gehe ich zu Rapp. Empfängt mich herzlich, ein kräftiger Alter. Um ihn her sitzen die Nachbarn und Nachbarinnen, die bei ihm auf Besuch sind. Wir sprechen vom Vaterland. Diese Leute haben hier ihr Vaterland, Bruder, Schwester und Freunde, Gleichheit unter sich — ein Gemeinsinn, dessen Bewußtsein jeden Augenblick freuen muß, dessen Anblick jeden zur Arbeit stärkt."

Mit einem Gefühl der Wohlwollens nahm List Abschied von den braven Kolonisten und bewahrte ihnen, wie die häufigen Hinweise auf die Rappisten in seinen späteren Schriften dies bezeugen, Zeit seines Lebens ein lebhaftes, warmes Interesse.

Nach einem kurzen Versuch als praktischer Landwirt in der Nähe von Harrisburg, der Hauptstadt von Pennsylvanien, siedelte er mit seiner Familie im Jahre 1826 nach dem Städtchen Reading in Berks County. Malerisch inmitten der „blauen Berge" an einer Biegung des Schuylkillflußes gelegen, zählte es damals etwa 5000 Einwohner, von denen neun Zehntel deutscher, hauptsächlich schwäbischer und hessischer Abkunft waren. Rings um das Städtchen dehnte sich fruchtbares Ackerland aus, das ebenfalls meistens in den Händen von deutschen Farmern lag, deren Fleiß und Tüchtigkeit die ganze Umgegend ihren Wohlstand verdankte.

Dort übernahm List die Schriftleitung des Readinger „Adler", einer der ältesten und verbreitetsten deutschen Wochenzeitungen in Amerika. Hier entwickelte er gar bald eine in der Geschichte

der deutsch-amerikanischen Presse bis dahin geradezu einzigartige journalistische Tätigkeit, so daß der Einfluß des „Adlers" bald weit über die unmittelbare Nachbarschaft Readings hinausreichte. Die Beiträge aus seiner Feder, besonders seine wöchentliche Rundschau der Weltlage zogen bald die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich und wurden vielfach von Wechselblättern abgedruckt. Seine Aufsätze über volkswirtschaftliche Fragen haben noch heute, nach hundert Jahren, an Wert kaum etwas eingebüßt. So schrieb er längere Artikel über den Weinbau in Pennsylvanien, den Seiden- und Tabakbau, die Lohnverhältnisse in amerikanischen Fabriken, über das Thema „Wie aus einer kleinen Stadt eine große zu machen sei", sowie über die Frage: „Warum ist das Geld so rar?" Vor allem aber wandte er sich fort und fort handelspolitischen Fragen zu und befürwortete aufs eifrigste ein System von Einfuhrzöllen zum Schutz der damals noch in ihren Anfängen stehenden amerikanischen Industrie, die aber nach dem Kriege mit England im Jahre 1812 aufs schwerste von dem ehemaligen Mutterlande bedroht wurde. Mit großem Fleiß und Eifer, sowie mit der ihm eigenen praktischen Beobachtungsgabe, sammelte und verarbeitete er das ihm zugängliche Material und verstand es dann meisterhaft, mit seinem packenden, volkstümlichen Stil das Interesse seiner Leser für die Förderung der amerikanischen Industrie zu wecken. So schreibt er gelegentlich der englischen Cornbill des Lord Canning vom Jahre 1827: „Guter Bruder Jonathan! Deine Hoffnung auf hohe Kornpreise ist zerronnen. John Bull, dein Rabenvater, kann es Dir immer noch nicht vergessen, daß Du für Dich selber aufgesetzt hast. Er will immer noch Dein Brot nicht in Tausch nehmen für die schönen Kleider, die er Dir verkauft, und begünstigt lieber den faulen, jungen Sohn am Lorenzfluß, der ihm Knechtsdienste leistet. Dir wird wohl nichts übrigbleiben, als ihm seine Kleider zu lassen, wie er Dir Deinen Weizen läßt, und Dich selbst hinter den Webstuhl zu setzen. Ich denke, du wärst alt genug, um klug zu sein."

Unter der Überschrift „Die Blinden werden sehend" bemerkt List: „Unsere Baumwollpflanzer im Süden fangen bereits an, ihren wahren Vorteil zu begreifen, indem sie allerlei Vorschläge machen, die inländischen Baumwollfabriken zu heben, um für

ihre Baumwolle im Inland Absatz zu finden. Es sind dies dieselben Leute, die von wenigen Jahren den Untergang der Union weissagten, im Fall die inländische Fabrikation durch einen Tarif begünstigt würde."

Mit dem ihm eigenen stark entwickelten Gemeinsinn des geborenen Reichsstädters war List allzeit auf das Wohl seiner engeren neuen Heimat bedacht. In dem bereits angedeuteten Aufsatz: „Rezept, aus einer kleinen Stadt eine große zu machen", wandte er sich insbesondere an die Bürger Readings mit Vorschlägen, wie dem lokalen Handel und Gewerbe zu neuer Blüte zu verhelfen sei. Heute — nach hundert Jahren — erscheint so mancher in jenem Aufsatz geäußerte Gedanke Lists, im Lichte der Gegenwart und in Anbetracht der Tatsache, daß Reading heute neben Philadelphia und Pittsburg unter den Großindustriestädten Pennsylvaniens an dritter Stelle steht, wie ein Prophetenwort. —

Lists scharfer Blick, sowie sein reges historisches Interesse tritt einem besonders entgegen in den kurzen, erläuternden Anmerkungen, die er den wichtigeren in- und ausländischen Nachrichten beizufügen pflegte. Dazu boten ihm die Vorgänge in Rußland häufig Gelegenheit. Als sich im Jahre 1828 die Anzeichen des russisch-türkischen Krieges immer deutlicher zeigten, heißt es in einem Artikel über „Die jetzige Lage von Europa" u. a.: „Der Riese vom Norden steht am Pruth, mit anscheinend friedfertigen, diplomatisch-klugen und sogar auch philosophisch-enthaltsamen Gedanken, aber in seinen Adern rauscht ein wildes, hitziges Blut und die Kraft seiner Muskeln und Nerven, der langen Ruhe und Tatenlosigkeit müde, reißt ihn unwillkürlich hin, Schlacht und Kampf zu wagen, um sich einmal wieder zu vertoben. Wie lange er diesem Instinkt noch wird widerstehen können, ist mit Bestimmtheit noch nicht zu sagen. Aber einmal wird er losbrechen — früher oder später. Rußland ist ein Riese und hat Appetit wie ein Riese. Ein halber Weltteil, weit entfernt ihn zu sättigen, erregt nur noch seine Begierde zur anderen Hälfte." Ein anderes Mal heißt es: „Rußland und die Vereinigten Staaten werden also nach hundert Jahren die zwei volkreichsten Reiche der Erde sein. Jedes wird so viel Einwohner haben, als gegenwärtig alle

Staaten von Europa zusammengenommen. Sie werden, in ihren Interessen wie in ihren Verfassungen einander entgegengesetzt, jedes in seiner Art ein Riese sein, Amerika eine kolossale Republik, Rußland eine kolossale Monarchie. Daß diese zwei so verschiedenen Riesenkörper dermaleinst feindlich aufeinanderstoßen werden, wenn Frankreich und England längst in Unbedeutsamkeit verfallen sind, kann wohl kaum fehlen und es ist sehr bedeutungsvoll, daß sie, obwohl in ihren stärksten Punkten weit voneinander getrennt, sich doch in ihren schwächsten berühren, nämlich im Nordwesten von Amerika und im Nordosten von Asien."

Lists sachliche Darstellungsweise und sichere, ja überragende Beherrschung nationaler und internationaler politischer Vorgänge wirkten so überzeugend, daß der „Adler" allgemein im Volksmunde die „Berks County Bibel" hieß. So konnte es nicht fehlen, daß, als in dem mit maßloser Heftigkeit geführten Kampf zwischen John Quincy Adams und Andrew Jackson um das Amt des Bundespräsidenten die Entscheidung von der Stellungnahme Pennsylvaniens abhing, und die Mehrzahl der deutsch-amerikanischen Zeitungen, allen voran der „Adler", für Jackson eintraten, das nach Tausenden zählende pennsylvanisch-deutsche Votum dem Volksmann Jackson, dem „Sieger von New Orleans", am 4. November 1828, zum Siege verhalf. Es ist in der ganzen parteipolitischen Geschichte der Vereinigten Staaten wohl kaum jemals von einem deutschamerikanischen Journalisten auf den Ausfall einer Nationalwahl ein ähnlich entscheidender Einfluß ausgeübt worden, wie damals von List.

Bezeichnend für List ist, daß er während seines Aufenthaltes in Amerika gleich von Anfang an zu den führenden anglo-amerikanischen Kreisen in Beziehung trat, daß er es verstand, sich sofort in spezifisch national-amerikanische Probleme einzufühlen, und daß sein stets auf das Große, Allgemeine gerichteter Blick ihn rasch die Kernpunkte erkennen ließ, um die es sich jeweils handelte.

So trieb es denn bald den schaffensfreudigen Mann in die vorderste Reihe derer, die in der wirtschaftlichen Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von dem Joche Englands das Heil der amerikanischen Industrie erblickten. List wurde ein Vorkämpfer

des sogenannten „amerikanischen Systems". Am eingehendsten setzte er seine Ansichten darüber, soweit er sich dazu der Spalten des „Adlers" bediente, in folgendem Aufsatz, betitelt „Das amerikanische System", auseinander: „Die Vereinigten Staaten können füglich in zwei große Abteilungen geschieden werden, nicht nach ihrer geographischen Lage, sondern nach der Natur und Beschaffenheit des verschiedenen Erwerbfleißes ihrer Bürger. In einem Teil derselben beschäftigt sich das Volk mit Landwirtschaft, Handlung, Schiffahrt und Manufakturen, während in dem anderen Teil das Pflanzen gewisser eigentümlicher Landesprodukte die vornehmste und beinahe ausschließliche Beschäftigung ausmacht. Zu unserem Glück bildet die Sklaverei, obschon sie in allen Pflanz-Staaten existiert, keine Unterscheidungslinie. Delaware, Maryland und Virginien haben sich so sehr den Manufakturen, der Handlung und dem Ackerbau gewidmet, und Kentucky und Missouri fühlen in einem so hohen Grade die Notwendigkeit, einheimischen Erwerbsfleiß zu nähren und zu unterstützen, daß zwischen diesen und mehr Ackerbau und Manufakturen betreibenden Staaten eine direkte und unauflösliche Gemeinschaft von Interesse statthaben muß — daß jedoch irgendein wirkliches Gegeneinanderstreiten verschiedener Interessen zwischen irgend einigen Teilen der Union obwaltet, wird hier gänzlich geleugnet. Wir verbrauchen die Baumwolle, den Reis, den Zucker, den Indigo, den Tabak, die Seide: sollten wir dafür nur allein bares Geld, sollten wir nicht auch die Erzeugnisse unseres Gewerbfleißes zu geben haben? Wenn wir sie mit mancherlei Fabrikwaren, mit Eisen und Schneidegeschirr ebenso wohlfeil oder vielleicht noch wohlfeiler versehen können, als sie dieselben vom Auslande zu erhalten imstande sind, ist es nicht recht und billig, daß uns die Mittel werden sollten, dies zu tun? In vielen von den am weitesten gegen Süden gelegenen Pflanz-Staaten existiert jedoch irrigerweise ein starker Widerwille gegen die Staatsklugheit, wobei Pennsylvanien tief interessiert ist. Woher kommt das wohl? Die vornehmsten Landesprodukte der südlichen Gegenden haben bis jetzt noch immer einen guten Markt, hohe Preise und schnellen Absatz gehabt, und es kümmerte sie wenig, daß für unsere Erzeugnisse dagegen schon lange Zeit nur schlechte Nachfrage war und äußerst niedrige Preise

geboten wurden. Zehn Jahre schon hat der Landeigentümer in den mittleren Staaten kaum ein bequemes Auskommen erschwingen können, während das durch Sklaverei in Gang gehaltene Kapital einen jährlichen Profit von zwanzig Prozent abwarf. Wo und wie sollen wir ein Hilfsmittel für diesen Zustand der Dinge finden? Es wäre jedoch ebenso unvernünftig, plötzlich und auf einmal Befreiung von aller Not zu erwarten, als dieselbe gar nicht suchen zu wollen. Wir müssen unsere Zuflucht nehmen zu derjenigen Verfahrungsart, welche so nachdrücklich und mit so vollem Recht das Amerikanische System genannt wird. Dieses System muß am Ende jeder Abteilung der Vereinigten Staaten zu gleichem Vorteil gereichen. Es allein ist es, das uns unabhängig machen und uns einen gewissen und hohen Grad von Wohlfahrt zusichern kann. Dem Erwerbfleiß unserer Bürger muß durch Errichtung und kräftige Unterstützung einheimischer Manufakturen aufgeholfen werden. Es muß dem Bauern einleuchten, daß er darauf bedacht sein sollte, die Erzeugnisse seiner Felder gegen solche Bedürfnisse auszutauschen, welche unsere Werkstätten in der Heimat ihm zu liefern fähig sind, da es nicht länger möglich ist, sie gegen ausländische Produkte abzusetzen. Ein Teil von unserer Bevölkerung muß dem Ackerbau und der Landwirtschaft entzogen werden, damit diejenigen, welche noch ferner dabei verharren wollen, einen bequemen Lebensunterhalt von ihrem Fleiß zu erhalten hoffen dürfen. So sehr sich ein Teil unserer Bürger auf eine sehr ungeziemende Weise diesem mit Recht so genannten Amerikanischen System widersetzt, so gewinnt es dennoch mit jedem Tag mehr Freunde unter uns, und selbst in den südlichen Staaten wird die Zahl seiner Anhänger immer stärker."

Im Auftrage der Pennsylvania Society for Promotion of Manufactures, die den Mittelpunkt der damaligen Schutzzollbewegung bildete, griff List nun sachkundig und zielbewußt in die alle Schichten des amerikanischen Volkes bewegende handelspolitische Kontroverse ein, bekämpfte die Freihandelslehren Adam Smiths und Says und zeigte, wie ein gedeihliches Wachstum der amerikanischen Industrie eine Schutzzollgesetzgebung bedinge.

Seine damals veröffentlichten "Outlines of American Political Economy" wurden in tausenden von Exemplaren ver-

breitet und sind zweifellos die bedeutendste amerikanische handelspolitische Schift jener Zeit. Die Hauptstreitschrift der Freihandelspartei, der sogenannte „Boston Report", wurde von ihm in einer Gegenschrift im Namen der Pennsylvania Society beantwortet. Eine Reihe von Briefen, die er an den Gouverneur Giles von Virginien richtete, fanden in den Pflanzerstaaten des Südens allgemeine Beachtung. Vor den Mitgliedern der Legislatur von Pennsylvanien in Harrisburg behandelte er das Tarifproblem in einem längeren Vortrage, auf welchen später in den Debatten im Bundeskongreß wiederholt Bezug genommen wurde. In einer weiteren im Auftrage der Pa. Society verfaßten Schrift unterzog er einen von dem Senate Committee of Ways and Means veröffentlichten Bericht einer scharfen Kritik und trat für die Vorschläge des ihm befreundeten Schatzamtministers Rush in die Schranken.

Es fehlte seinen Bemühungen denn auch nicht an Erfolg und Anerkennung. Er hatte es verstanden, in überaus geschickter Weise sich den amerikanischen Verhältnissen anzupassen. Sein gewandter Stil, die populär-wissenschaftliche Einkleidung, die Methode, die strittigen Fragen vom historischen Gesichtspunkt aus zu behandeln, das loyale Eintreten für amerikanische gegenüber britischen Handelsinteressen — all dies fand beim Publikum einen sympathischen Widerhall. Es lag zutage, daß die Sachkenntnis Lists und seine Vertrautheit mit handelspolitischen Fragen der Sache der Schutzzollbefürworter erhebliches Prestige verlieh.

Seine engeren Gönner von der Pa. Society waren sichtlich stolz auf seine Leistungen und bekundeten dies öffentlich durch ein Festmahl, das ihm zu Ehren in Philadelphia veranstaltet wurde. Bei dieser Gelegenheit hielt List eine bemerkenswerte Rede, in der er u. a. die Kernpunkte seiner wirtschaftstheoretischen Ansichtn darlegte und in deren Verlauf er sich dann auch noch über einen anderen Gegenstand verbreitete, dem er, solange er in Amerika lebte, großes Interesse entgegenbrachte: das amerikanische Erziehungswesen.

Lists auf das Praktische gerichteter Blick hatte nämlich auch das Fehlen einer technischen Hochschule in Amerika erkannt. In

jener Philadelphiaer Rede nun nahm er die Gelegenheit wahr unter Hinweis auf ähnliche Institute in Bayern, der Schweiz und Frankreich den großen Nutzen hervorzuheben, der aus der Gründung eines nationalen Polytechnikums in Philadelphia für die Hebung der amerikanischen Industrie zu erwarten stünde. Es ist daher als ein weiteres Verdienst Lists anzusehen, daß er, als einer der ersten, leitende Kreise Amerikas auf die wirtschaftliche Bedeutung eines technischen Erziehungswesens hinwies und praktische Vorschläge für dessen Aufbau machte. Lists Name darf daher mit Fug und Recht in dieser Hinsicht neben dem Benjamin Franklins genannt werden. —

Als dann im April 1828 der Kongreß ein neues Schutzzollgesetz schuf, war der Erfolg zum großen Teil der Tätigkeit der Pa. Society zu verdanken, sowie ihrem gewandten Konsulenten List.

Leider sind die Verdienste Lists um die Handelspolitik der Vereinigten Staaten später mehr und mehr in Vergessenheit geraten. Es mag dies u. a. darauf zurückzuführen sein, daß List nur eine verhältnismäßig kurze Reihe von Jahren in Amerika lebte und daß seine amerikanischen Schriften zumeist anonym und in Form von Pamphleten und Zeitungsartikeln erschienen. Aus seinen vorhin genannten, neuerdings wiedergefundenen, handelspolitischen Schriften, die er in den Jahren 1827—29 schrieb, sowie aus den Spalten der maßgebenden Tagespresse jener Zeit, ist jedoch zu ersehen, daß List in viel größerem Umfange an der Gestaltung der Handelspolitik der Vereinigten Staaten im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts teilnahm, als bisher bekannt war. Ferner läßt sich jetzt feststellen, daß List die zwei damals bekanntesten Vertreter der Schutzzollbewegung, Matthew Carey und Hezekiah Niles, an Sachkenntnis, Methode und Theorie weit überragte. Mit Fug und Recht ist deshalb List als einer der Väter des amerikanischen Schutzzollsystems anzusehen, ja als dessen bedeutendster Theoretiker. Zudem ist darauf hinzuweisen, daß die Grundsätze, die List damals vertrat, von Unterbrechungen abgesehen, bis in die Gegenwart die Handelspolitik der Vereinigten Staaten beherrscht haben und noch heute einen Hauptbestandteil des Programms der herrschenden republikanischen Partei bilden.

List war jedoch nicht Schutzzöllner um des Prinzips willen. Im Hintergrunde seines „nationalen Systems“ stand vielmehr die Freiheit des Weltverkehrs. Das betonte er von vornherein in seinen „Outlines“ im Jahre 1827. Weiteres Zeugnis davon findet sich in einem Konsularbericht, den er im Jahre 1835 von Leipzig aus, in seiner Eigenschaft als Konsul der Vereinigten Staaten, an den damaligen Außenminister Forsyth nach Washington erstattete. List macht darin den Vorschlag, daß Präsident Jackson einen internationalen Kongreß einberufe, der beraten solle, auf welche Weise die der internationalen Handelsfreiheit im Wege stehenden Hindernisse am besten zu beseitigen wären: „Ich hoffe,“ schreibt List, „Sie werden gestatten, daß ich mich wegen eines Gegenstandes an Sie wende, der eigentlich nicht in meine Amtssphäre fällt, durch dessen Erörterung ich aber möglicherweise meinem Adoptivvaterlande — sind doch seine Wohlfahrt und sein Ruhm das Hauptziel meiner Nachforschungen gewesen, seit ich ein Einwohner und Bürger der Vereinigten Staaten bin — einen Dienst erweisen dürfte.“ List erinnert dann daran, daß die Vereinigten Staaten durch Tarifermäßigung vom Jahre 1833 mehr als irgendein anderes Land der zivilisierten Welt dazu beigetragen hätten „jenes große Prinzip in die Praxis einzuführen, durch das die Wohlfahrt der Menschheit mehr gefördert werden will, als durch irgendein anderes: die Handelsfreiheit“. Es sei zu bedauern, daß die führenden Staaten Europas dem großen Vorbild nicht gefolgt, sondern teilweise sogar zu Prohibitivsystemen übergegangen seien. „Diese Politik hat ihren Grund nicht so sehr in dem Mangel an Intelligenz der Regierungen, als vielmehr in den Privatinteressen und Vorurteilen des Volkes und folglich auch seiner Vertreter. Daher ist keine Änderung zu erwarten, bis die öffentliche Meinung zur anderen Seite hinneigen wird.“

Nichts dürfte so sehr dazu beitragen, fährt List fort, einen Wechsel der öffentlichen Meinung herbeizuführen, wie ein Kongreß von Vertretern der leitenden Völker, dessen Aufgabe es wäre, gemeinsam über die Hindernisse der Handelsfreiheit sowie über die Art und Weise, wie das erstrebenswerte Ziel erreicht werden könne, zu beraten. „Sie würden keine Verträge abzuschließen, noch auch bestimmte Vorschläge zu machen haben, sondern hätten

lediglich den Grundsatz klar herauszustellen, daß die Zugeständnisse jedes Volkes zur Förderung des allgemeinen Freihandels auf den Zugeständnissen aller anderen Völker beruhen müssen, um so die öffentliche Meinung auf diese Veränderungen vorzubereiten und die Regierungen in ihren Vorschlägen an die Vertreter des Volkes zu unterstützen." „Ob nun ein solcher Vorschlag die sofortige Zustimmung der einzelnen Regierungen finden würde, mag dahingestellt bleiben; soviel steht fest, daß er später einmal auf- und angenommen wird. Auf jeden Fall würde es die Zustimmung aller aufgeklärten Geister unseres Zeitalters finden und deshalb viel zum Ansehen der gegenwärtigen Regierung beitragen, wenn der Präsident der Vereinigten Staaten sich in seiner nächsten Botschaft an den Kongreß über diesen Gegenstand äußern würde, wenn auch nicht durch einen formellen Vorschlag, so doch wenigstens auf die Weise, daß er den Gedanken einer solchen Maßnahme anregt."

Am Schlusse dieses Berichts sagte List wörtlich das Folgende: „Ich hätte nur noch hinzuzufügen, daß diese Vorschläge im vollen Einklange mit den Ansichten stehen, die ich bei früheren Gelegenheiten geäußert habe; denn ich bin stets ein Befürworter der Handelsfreiheit gewesen, vorausgesetzt, daß alle anderen leitenden Völker sich diesem Ziele in dem gleichen geraden und aufrichtigen Sinne nähern. Ich habe nur behauptet, daß keine Nation diesen Weg allein gehen kann, ohne dem Grunde ihrer Prosperität zu schaden." —

List hat sich aber auch noch auf anderen Gebieten um sein Adoptivvaterland verdient gemacht. Sein weitblickendes Auge erkannte gar bald die Zukunftsmöglichkeiten der reichen Bodenschätze Pennsylvaniens. Es war ihm geglückt, wertvolle Anthrazitkohlenflöße in dem benachbarten Schuylkill County, an der Mündung des Little Schuylkill-Flusses, eines Zweiges des Schuylkill, zu entdecken. Mit dem ihm eigenen Unternehmungsgeist ging er sofort daran, eine Gesellschaft, die „Little Schuylkill Navigation Railroad & Canal Company" zu gründen, um die Kohle von den Gruben per Eisenbahn zu dem zwanzig Meilen entfernten Schuylkill-Kanal und von dort nach Philadelphia zu befördern. Im November des Jahres 1831 wurde die Bahn dem Betrieb über-

geben, und das Unternehmen erwies sich, trotz aller Schwierigkeiten und anfänglichen Mißerfolge, im Laufe der Jahre als überaus erfolgreich und wurde später zu einem integrierenden Bestandteil der Philadelphia & Reading R. R. Co., eines der bedeutendsten Eisenbahnsysteme Amerikas. Auch die damals von List erworbenen Kohlenländereien haben sich im Laufe der Zeit als ein wertvolles und ergiebiges Eigentum erwiesen und haben jahrzehntelang eine vorzügliche Qualität Kohle geliefert, von der alljährlich gewaltige Mengen nach New York und den Neuengland-Staaten befördert wurden und dort mit dazu beitrugen, das zu verwirklichen, was List vorausgesehen und für dessen Schöpfung er mit so glühenden Worten geworben hatte: eine lebenskräftige amerikanische Industrie.

Trotz aller Erfolge und glänzenden Aussichten hielt es List auf die Dauer nicht in Amerika. Eine tiefe Sehnsucht nach der deutschen Heimat hatte sich seiner bemächtigt. Davon zeugt schon ein Passus in den von ihm an den bayerischen Oberbergrat Josef von Baader in München im Jahre 1827 gerichteten Briefen, worin List über die Entwicklung des amerikanischen Transportwesens des längeren berichtete. Dort heißt es: „Ich kann nicht umhin, Ihnen einige der Beobachtungen, die sich mir bei Betrachtung dieses Landes aufgedrungen haben, mitzuteilen, in der Hoffnung, daß Sie vielleicht dieselben zum Besten Ihres Vaterlandes benutzen könnten. Wo nicht, so nehmen Sie den guten Willen für die Tat. Mein Herz hat immer das Bedürfnis gefühlt, zum Besten meines Vaterlandes nach Kräften mitzuwirken; ich kann auch im fernen Weltteile, obwohl ohne Hoffnung, das schöne deutsche Land wiederzusehen und mich der Redlichkeit, der Gemütlichkeit, des Fleißes und des echt sittlichen Strebens seiner Bewohner zu erfreuen, nicht davon lassen. Alles, was sich hier mir zeigt, betrachte ich mit Beziehung auf Deutschland.“ Und ein Jahr später schreibt er: „Ich war in Philadelphia auf Besuch und habe dort Hamburger Zeitungen gelesen. Ich kann Dir nicht beschreiben, was ich fühlte. Gleich bei meiner Zurückkunft habe ich die Handelsvereins-Korrespondenz, die seit Jahren in einem Winkel liegt, durchstöbert. Welche Erinnerungen! Das waren die goldenen Tage der Hoffnungen. Nun habe ich wieder Heim-

weh für sechs Wochen und bin solange für amerikanische Geschäfte fast nicht zu gebrauchen. Mir geht's mit meinem Vaterlande wie den Müttern mit krüppelhaften Kindern, sie lieben sie um so stärker, je krüppelhafter sie sind. Im Hintergrunde aller meiner Pläne liegt Deutschland."

Die Ausführung seines Wunsches, in die Heimat zurückzukehren, wurde ihm im Jahre 1830 dadurch ermöglicht, daß Präsident Jackson ihn zum amerikanischen Konsul in Hamburg und später für Baden, dann, 1934, für Leipzig, und zuletzt, 1943—45, was seither vergessen war, auch für Württemberg ernannte. Er blieb im amerikanischen Konsulardienst bis zum Jahre 1845 und seine jetzt im Archiv des U. S. Dpt. of State in Washington aufbewahrten offiziellen Berichte an die Außenminister van Buren, Livingston und Forsyth legen ein beredtes Zeugnis ab von der staatsmännischen Begabung, der Pflichttreue und der Loyalität dieses verdienstvollen Deutsch-Amerikaners. —

Die Stellung Lists als amerikanischer Konsul war für ihn schon deshalb von größtem Wert, weil es ihm dadurch ermöglicht wurde, in Deutschland trotz der feindseligen Stellung der Behörden wieder Fuß zu fassen und weil ihm seine amtliche Stellung ein Prestige verlieh, das seiner damaligen Tätigkeit sehr zustatten kam. Gerade während seiner Leipziger Konsularzeit hat er seine Hauptarbeit für ein deutsches Eisenbahnsystem geleistet, und vor allem hat er in dieser Zeit am Zustandekommen der Bahn von Leipzig nach Dresden mitgewirkt. Die Möglichkeit, auf diese Weise seine in Amerika gesammelten Erfahrungen für Deutschland zu verwerten und seine Ideen und Pläne praktisch zur Ausführung zu bringen, hätte ihm eben gefehlt, wenn er nicht das Ansehen und den politischen Rückhalt gehabt hätte, die das Amt eines Konsuls der Vereinigten Staaten mit sich brachte. —

Um Lists Amerika-Epoche richtig einzuschätzen, wird man zweierlei im Auge behalten müssen: einmal die nachhaltigen Einwirkungen, die von ihm auf das politische, soziale und wirtschaftliche Leben der Vereinigten Staaten ausgegangen sind, und zum anderen die Bedeutung, die seine Amerikajahre für seine spätere Lebensarbeit hatten.

Zunächst war es ja seine journalistische Tätigkeit, die er als Schriftleiter des Readinger Adler ausübte und die seinen Hauptberuf bildete, solange er in Amerika weilte, die seinem dortigen Wirken den Stempel aufdrückte. Es lag in der Natur der Sache, daß Lists Beziehungen hier in erster Linie auf deutsch-amerikanische Kreise sich bezogen, aber gerade die eigentümliche Rolle, die der Readinger Adler bei der deutschen Bevölkerung Pennsylvaniens damals spielte, als Mentor, als Ratgeber, als Hauptkulturvermittler neben der deutschen Bibel, brachte es mit sich, daß Lists Einfluß viel weiter reichte und nachhaltiger wirkte, als es bei irgend sonst einem der vielen deutschamerikanischen Journalisten mit Ausnahme von Carl Schurz je der Fall war. Ja, Lists sichere, geniale Beherrschung nationaler und vor allem internationaler politischer und wirtschaftlicher Vorgänge berechtigt dazu, ihn unter die besten und vornehmsten Führer zu reihen, die die amerikanische Presse hervorgebracht hat.

Erstreckte sich Lists journalistische Tätigkeit aber mehr auf das Deutsch-Amerikanertum, so kamen seine Eisenbahn- und Kohlenminengründungen dem pennsylvanischen Gemeinwesen im allgemeinen zugute. Sie bildeten einen wichtigen Beitrag zum wirtschaftlichen Aufbau jenes Staates; denn Lists weiter Blick, die praktische Durchführbarkeit seiner Pläne und sein beharrliches und überzeugendes Werben und Agitieren dafür schufen die Grundlage für den späteren gewaltigen Konzern der Phila. & Readg. Coal & Iron Co., noch heute eine der bedeutendsten „coal-carriers" der Vereingten Staaten.

Pennsylvanien schuldet List noch weiteren Dank, denn jener blühende Industriestaat verdankt seinen heutigen Wohlstand zum großen Teil der amerikanischen Schutzzollpolitik, die in Friedrich List einer ihrer schöpferischen Pioniere und Wegbereiter fand. Auf diesem Gebiete reichte Lists Einfluß weit über die Grenzen Pennsylvaniens hinaus. Hier griff er als einer der Führer in Fragen ein, die von nationaler, ja internationaler Tragweite waren, und übte einen bestimmenden Einfluß auf den Gang der Dinge aus.

Neben Alexander Hamilton, Matthew Carey und Hezekiah Niles ist List als einer der bedeutendsten handelspolitischen Schrift-

steller des ersten Viertels des 18. Jahrhunderts in der Geschichte der Vereinigten Staaten anzusehen. Von den Dreien ist er der bedeutendste Theoretiker der amerikanischen Schutzzollbewegung und zweifellos neben Hamilton deren vornehmster wissenschaftlicher Vertreter gewesen.

Auch vom praktischen Gesichtspunkt aus betrachtet läßt sich Lists Einfluß auf die amerikanische Handelspolitik bis auf die Gegenwart verfolgen, denn jener handelspolitischen Doktrin, die damals vor hunhert Jahren in Pennsylvanien ihren Anfang nahm, und in List einen ihrer hervorragendsten Vertreter fand, ist jener Staat bis heute treu geblieben und die Grundsätze des „amerikanischen Systems", zu dessen Ausbau List ganz wesentlich mithalf, finden noch heute ihren Niederschlag im jetzigen U. S. Tariff law.

Aber auch für Lists spätere Lebensarbeit waren die Jahre, die er in Amerika zubrachte, von tiefgreifender Bedeutung und Roscher hat mit Recht Amerika die hohe Schule genannt, wo List für seine Hauptlebensarbeit vorbereitet wurde. In der Tat, wenn man den späteren Werdegang Lists überblickt, so wird man unschwer bei jeder Etappe, ja fast auf Schritt und Tritt unschwer Anhaltspunkten begegnen, die auf Amerika zurückführen, dessen Leben und Treiben, dessen Land und Leute, dessen Institutionen und Geschichte, wie er später in seinem Nationalsystem selber bemerkte, für ihn ein großes Buch bildeten, das er begierig und fleißig gelesen und die daraus geschöpften Lehren mit den Resultaten seiner früheren Studien, Erfahrungen und Reflexionen in Einklang zu stellen gesucht habe.

List war „ein Bürger zweier Welten", der alten und der neuen. Er hat nicht nur als erster Deutscher die Weltwirtschaft der Vereinigten Staaten wissenschaftlich durchforscht, sondern hat auch, als hervorragender Bildner am werdenden Kulturtypus Amerikas, diesem sein Siegel aufgedrückt. Und in den Werkstätten der neuen Welt, wo man ihn vorurteilslos zur Mitarbeit willkommen hieß, hat er sich die Rüstung geschmiedet, die es ihm ermöglichte, mit erneuter Kraft bahnbrechend in die Kulturarbeit der alten Welt einzugreifen.

So ist denn List ein Mittler zwischen Deutschland und den

Vereinigten Staaten, beide haben ein Anrecht auf ihn und dürfen auf ihn stolz sein, beide sind ihm aber auch den größten Dank schuldig.

Heute, wo die Fäden wieder mühsam gezogen werden, die das Wirtschaftsleben Deutschlands und das der Vereinigten Staaten menschenalterlang verbunden haben, die dann der Weltkrieg mit rauher Hand zerriß, ist das Lebenswerk Lists wie das keines anderen seiner Zeitgenossen dazu geeignet, anregend, verständigend, verbindend zu wirken. Er hat beide Länder im reichsten Maße beglückt, sein Name ist unauslöschlich mit der Geschichte beider verwoben, seine Gedanken leben und sprossen noch heute nach hundert Jahren diesseits wie jenseits des Weltmeeres.

Und so möge denn heute, in Deutschland und in Amerika, die Erinnerung an Friedrich List, den beide stolz zu den ihrigen zählen, dazu beitragen, den Geist aufs neue zur Entfaltung zu bringen, der ihn daheim und in der Fremde beseelte und den er zum Wahlspruch seines Lebens wählte:

"Et la patrie et l'humanité."

Aufruf der deutschen Friedrich List Gesellschaft.

Wenn wir den nachstehenden Aufruf den Lesern des Jahrbuches unterbreiten, so leitet uns hierbei die Absicht, noch einmal laut und vernehmlich auf das Werk der List=Gesellschaft hinzuweisen und um die Unterstützung weitester Kreise zu werben. Nichts braucht mehr gesagt zu werden über die Bedeutung Friedrich Lists und einer Gesamtausgabe seiner Werke. Daß List zu den größten Deutschen gehört, die im 19. Jahrhundert handelnd und leitend in unsere Geschicke eingegriffen haben, ist bereits wieder das lebendige Bewußtsein der Mitlebenden; daß er als Politiker wie als Wirtschaftler wie als Wissenschaftler, als Eisenbahn= wie als Zollfachmann spezialistische Kenntnisse von seltenem Ausmaß und spezialistische Leistungen von bis heute nachwirkender Bedeutung aufwies, ist dankbar anerkannt von den Fachvertretern der verschiedensten Gebiete; daß er in der Reinheit seines menschlichen und politischen Wollens vor=

bildlich ist für alle tätige Mitarbeit auch an den heutigen Fragen von Volk und Staat und Welt, macht ihn zum Helden und Vorbild neuer deutscher Jugend. Aber so sicher gegründet heute der Ruhm seines Namens ist, so undeutlich im Einzelnen ist Lists Bild in der Geschichte, und nur die Gesamtausgabe seiner Schriften, Reden und Briefe wird imstande sein, die ganze Fülle seines Geistes, seines Planens und Handelns, seiner glückhaften Einsichten und Programme und seiner glücklosen Werke und Schöpfungen sichtbar zu machen.

Dieses ist der Plan der Gesamtausgabe, so wie er aus vorläufiger Übersicht über den vorhandenen Stoff sich ergab:

I. Band. Schriften des jungen List. (1815—1825). Herausgegeben von Dr. Karl Goeser, Stuttgart.

II. Band. Die amerikanischen Schriften. Herausgegeben von Prof. Dr. William Notz, Washington.

III. Band. Schriften zur Verkehrspolitik. Herausgegeben von Prof. Dr. E. v. Beckerath, Köln.

IV. Band. Vorbereitungsschriften für das Nationale System. Bearbeitet von Dr. Artur Sommer, Heidelberg.

V. Band. Das Nationale System der politischen Ökonomie. Bearbeitet von Dr. Artur Sommer, Heidelberg.

VI. Band. Schriften der Spätzeit (1842—1846). Herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Lenz, Gießen.

VII. Band. Nachlese. Persönliche Dokumente. Briefe von und an Friedrich List. Herausgegeben von Prof. Dr. Edgar Salin, Heidelberg.

Als Ergänzungsband wird im Auftrage der Friedrich List-Gesellschaft und der Deutschen Akademie von Prof. E. Salin eine Biographie Friedrich Lists erscheinen.

Reiche Ernte dürfen wir schon jetzt von unserer Arbeit versprechen. Eine Fülle unbekannten Materials ist in Amerika durch die hingebungsvolle Arbeit von Prof. Notz zutage gekommen —

sein Vortrag, der im Vorstehenden abgedruckt ist, gibt eine erste Übersicht über die Bedeutung dieses Stoffes. Wichtiger noch ist, daß es Dr. Sommer gelang, in Paris jene Preisschrift aufzufinden, die List im Jahre 1838 der Pariser Akademie eingereicht hat — sie ist ein Werk, dessen Gehalt und Stärke kaum hinter dem „Nationalen System" zurückbleibt. Band IV unserer Ausgabe, den wir zu Beginn des nächsten Jahres herauszubringen hoffen, wird dieses Listsche Hauptwerk enthalten.

Aber unsere Ausgabe will und darf nicht totes Material bleiben; sie will gelesen und verarbeitet werden und die Grundlage neuer wissenschaftlicher Erkenntnis und neuen politischen Handelns bilden. So ergeht unser Ruf an alle Interessenten — und wer wäre nicht Interessent an diesem großen Werk, sei er Politiker oder Gelehrter, Unternehmer oder Ingenieur, Kaufmann oder Journalist, sei er Deutscher oder Amerikaner, Österreicher oder Ungar oder zu welcher selbstbewußten Nation auch immer gehörig: tretet der List-Gesellschaft bei und subskribiert die Listschen Werke. Ebenso ergeht unsere Bitte an alle, die noch List-Material besitzen oder den Zugang dazu uns öffnen können (Zeitungen, Antiquariate): uns alles, in ihrem Besitz befindliche Material zur Verfügung zu stellen und auf alles, ihnen sonstwie bekannte Material uns aufmerksam zu machen, damit unsere Ausgabe den höchstmöglichen Grad der Vollständigkeit erreicht.

Die Friedrich List-Ges. e. V.

A Letter from a German Jew to the President of the American Continental Congress

By Edwin H. Zeydel, Ph. D., *University of Cincinnati.*

In the Library of Congress at Washington, among the books pertaining to Moses Mendelssohn, there is a small duodecimo pamphlet of 23 pages bearing the following title: "Schreiben eines deutschen Juden an den amerikanischen Präsidenten O* *. Herausgegeben von Moses Mendelssohn. Frankfurth und Leipzig, 1787." The title-page bears the stamp "Smithsonian deposit," and the last page shows that the work came into the possession of the Smithsonian Institution on May 18, 1860. From there, apparently, it went over to the Library of Congress. The fly-leaf contains, in German script, the name "Edmund Hy. Locella," evidently an early owner.

The pamphlet seems to be an extremely rare and unknown work. It is listed nowhere in Goedeke's *Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung,* neither under Mendelssohn nor anonymously, nor do the other German bibliographical works, such as Kayser's *Bücherlexikon* contain any reference to it. The only references to it that I have been able to find are in the *Publications of the American Jewish Historical Society,* vol. 6, p. 5, and vol. 9, p. 94, and in an article "German American Jews" by Herman Eliassof in *Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter,* vol. XIV (Jahrgang 1914), p. 327 f.

The fact that it was published by Moses Mendelssohn makes it all the more interesting, of course. Judging by its date—1787—it seems to have appeared posthumously, for Mendelssohn died in January, 1786. On the other hand there is the possibility that it was antedated—a frequent practise in those days. As a matter of fact, the work itself had already appeared earlier—in June, 1783—as an article in the *Deutsches Museum.*

Who the author was is impossible to say with any degree of certainty. It is not likely that Mendelssohn himself wrote the pamphlet. Both the style and certain details of orthography argue against his authorship. It is rather more plausible to assume that the author is to be found among his wide circle of Jewish friends in Berlin, perhaps Markus Herz (1749-1803), the Berlin physician who was the husband of Henriette Herz and the anonymous translator of the English work of Manasseh ben Israel on the salvation of the Jews.[1] The anonymity in both cases, the fact that Mendelssohn contributed a preface for each work, the frank dependence of each of the two writings upon the book of Christian Wilhelm von Dohm, *Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden,*[2] and finally the general similarity of subject-matter and purpose—a plea in the interest of better living conditions for the Jews,—all these things tend to confirm the conjecture that Herz is the author of the *Schreiben.*

The reason for Mendelssohn's endorsement and publication of the pamphlet is not difficult to find. No Jew wielded greater moral influence over his own race in all civilized countries, and at the same time enjoyed more profound respect among Christians than did Moses Mendelssohn.[3] Of the interest in Mendelssohn, even in England and America, we have proof not only in a host of more or less spurious anecdotes, but also in the following publications:

> Elegy on the death of Moses Mendelssohn. From the Hebrew of Wesseley. As published in 1786. By

[1] Manasseh ben Israel, Rettung der Juden. Aus dem Englischen übersetzt. Nebst einer Vorrede von Moses Mendelssohn. Als ein Anhang zu des Herrn Kriegsrats Dom Abhandlung: Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden. Berlin und Stettin 1782. Here the name of Herz, who preferred to remain anonymous in such cases, is not mentioned either. The translation is usually included among Mendelssohn's works. See Goedeke, IV, 163. For the literary activity of Herz generally see Goedeke, IV, 165-166.

[2] Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai, 1781.

[3] For evidence of this see the "Lebensgeschichte" of Moses by his son Dr. G. B. Mendelssohn in the latter's edition of *Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften,* 1. Band, Leipzig, 1843, p. 43 ff.

Felix Adler. Broadside. (Copy in New York Public Library).

Moses Mendelssohn. Letter to Lavater. New York, 1821. (Copy ibid.)

M. Samuels, Memoirs of Moses Mendelssohn, 2 vols., London, 1827. (Copy ibid.)

A. S. Isaacs, Step by Step. A Story of the Early Days of Moses Mendelssohn. Philadelphia. The Jewish Publication Society of America, 1910. (Copy ibid.)

Although Mendelssohn's biographer M. Kayserling[4] says (p. 270):

> Von den Kabinetten der Grossen und von Allem, was auf dieselben Einfluss hat, war er allzuweit entfernt, um an dem grossen Geschäfte der politischen Verbesserung der Juden auch nur den mindesten Anteil nehmen und mitwirken zu können. . .

it is a matter of record that Mendelssohn attempted to intercede for the Jews in Switzerland and Saxony,[5] that he gave his introduction to Herz's translation of Manasseh's work the form of a strong plea for religious toleration, and that in another work, *Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum* (1783), he repeated this plea. Hence it is not surprising that he took an interest in the effort of his anonymous friend—Herz or some other Jewish writer—to draw the attention of the government of the newly born republic of the United States of America to the sad plight of the German Jews. It should be remembered, incidentally, that it was an age abounding in lively discussion of religious tolerance, particularly toward the Jews, but that the condition of the Jews in Prussia, economically, politically and socially, was still wretched indeed. No one had made this clearer than C. W. von Dohm in the work which has already been mentioned.

There are at least two passages in Mendelssohn's own works revealing an interest in America. One of them is a footnote at

---

[4] *Moses Mendelssohn. Sein Leben und seine Werke*, Leipzig, 1862.

[5] Kayserling, op. cit., p. 271 ff.

the very end of his *Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum.* Speaking of religious prejudices, he says:

> Leider! hören wir auch schon den Congress in Amerika das alte Lied anstimmen, und von einer herrschenden Religion sprechen.[6]

The other is No. IX of "Einzelne Gedanken" among the "Kleine vermischte Schriften":

> Die Europäer würgen sich einander um den Ohiofluss, und kein Amerikaner hat sich je gelüsten lassen, die Spree zu bekriegen. Und dennoch nennen wir die Amerikaner die Wilden. Nun möchte ich einen amerikanischen Sittenlehrer vom Hochmute reden hören.[7]

It has been noticed, perhaps, that our *Schreiben* is addressed "an den amerikanischen Präsidenten O* *"—a rather puzzling designation when one considers that Washington did not become president until 1789. But this difficulty is explained in part by the fuller, more exact title of the letter as given on page 4: "Schreiben eines deutschen Juden an den Präsidenten des Kongresses der vereinigten Staaten von Amerika." A note on the entry card of the Library of Congress (E 184 J 5 537) states that "the president of the Continental Congress in 1784 was Arthur St. Clair." The cryptic O* * of the title-page, then, simply indicates that the name of the addressee was not known to the writer and that he did not take the trouble to ascertain it, or that he purposely suppressed it. At any rate, if the *Schreiben* was delivered at all, it probably went to Arthur St. Clair. But there is nothing to indicate that any action whatever was taken upon it by the hard-pressed Continental Congress. And yet, in spite of this, the present writer cannot help but feel that the pamphlet is an important document, both from the point of view of the history of the German Jews and from that of early American history as well. The following is a faithful transcription of the entire letter. The page numbers of the original are given in brackets.

[3] Moses Mendelssohn an Isak Tr......n.

---

[6] *Moses Mendelssohn's sämmtliche Werke.* Ausgabe in einem Bande als Nationaldenkmal, Wien, 1838, p. 291.

[7] Ibid., p. 1004.

Werthester Freund! Vermutlich haben Sie Hrn. D...s vortreffliche Schrift von der politischen Verbesserung der Juden gelesen? Wo nicht, so lesen Sie diesen kurzen Aufsatz in Form eines Briefes von einem deutschen Juden an den Präsidenten des Kongresses der Vereinigten Staaten in Amerika; der Verfasser dieser kleinen Schrift hat gewissermassen alles konzentrirt, was Sie in der oben angeführten D...schen Schrift weitläufiger finden können.

[4] Schreiben eines deutschen Juden an den Präsidenten des Kongresses der Vereinigten Staaten von Amerika.

Ehrenvoller Herr Präsident! Verzeihen Sie mir vor allen Dingen, wenn ich Ihnen nicht den gewöhnlichen Titel gebe; denn dieser ist mir unbekannt. Sie könnten als ein Mann, der an der Spitze eines vereinigten Staates steht, welcher mit dem mächtigsten Königreiche der Welt Krieg geführt, und noch mehr als das, warum er kriegte, gewonnen hat, als solcher allein könnten Sie von jedem europäischen Hofe (wie viel mehr von einem Juden) den Titel: Durchlauchtigster eher fodern, als mancher Durchlauchtige bei uns der jährlich keine 500 Pf. St. zu [5] zehren, und etwann fünf Bedienten zu befehlen hat, dessen Vorfahren auch irgend einmal weniger gewesen sind, als ihr Herr Vater und Grossvater. Ich werd' es noch erleben, dass die Gesandten der Könige, welche die Freundschaft ihres Staats aus Politik oder Interesse suchen, Ihnen ihr Beglaubigungsschreiben mit tiefen Bücklingen überreichen, oder dass die Fürsten, welche vor einigen Jahren ie. (Hier ist etwas ausgelassen, das ohnehin nicht zur Sache gehört.)

Einem solchen Manne kann es so wenig auf eine vollständige Titulatur ankommen, als den grossen Joseph von Österreich der die seine ganz, oder auch nur zum zehnten Teil hinzusetzen verboten hat; denn gesetzt, dass Sie nach holländischem Style auch nur ein wohledler Herr wären; so hörten sie darum dennoch nicht [6] auf, für ganz Europa eine wichtigere Person zu seyn; als die mehresten Durchlauchtigkeiten Deutschlands.

Einem Manne, der diesen Schnickschnack verachtet; weil er sich über seinem Titel erhaben fühlt, sollte in Deutschland schon fast desshalb die Lust zum Auswandern ankommen; weil er aus der Titulatur ein Studium zu machen gezwungen ist, wenn er nicht alle Augenblicke sich Verdrüsslichkeiten aussetzen will. Aber leider! Haben wir arme Juden noch unendlich wichtigere Ursachen ein anders Vaterland — aber was sag ich ein anders? Da wir gar keins haben — zu suchen.

Wo man uns duldet! und wieder Gewaltthätigkeiten, aber nicht wieder Verachtung schützt, da müssen wir diesen Schutz sehr theuer

bezahlen. Der Schutz [7] welchen die Christen von ihrer Landesherrschaft geniessen, ist zwar auch nicht wohlfeil, und macht in manchen Provinzen gerade so viel aus, als das, was sie unter diesem Schutze verdienen, um ihren Hunger zu stillen, und ihre Blösse zu decken. Aber sie sind doch wenigstens darinn unendlich glücklicher, dass ihnen hundert Wege offen stehen, ihr Salz Brod und ihre Kartoffeln zu erwerben. Wir Juden haben nur einen, und dieser eine ist so schmal, so holpricht, und auf beiden Seiten mit so vielen Dornbüschen versehen; dass wir wohl das geduldigste Volk auf Erden sein müssen, weil man dennoch unter uns nur ausserordentlich selten von einem Selbstmorde hört. Auf diesem Wege sein Glück machen ist schwer, und dieses setzt schon eine von den Vorfahren erhaltene Anlage voraus: Eine solche Anlage durch sich selbst zu erwerben, [8] ist beinah ganz und gar unmöglich, wenn man dabei ein ehrlicher Mann seyn will. Von hundert Juden, die Vermögen besitzen müssen neun und neunzig ihrer Väter Betrüger gewesen seyn. Ich würde nothwendig über ein solches Geständniss von einer Nation, zu der ich selbst gehöre, errathen müssen; wenn die Schuld des Verbrechens unserer Väter und Grossväter zunächt auf sie fiele. Aber wenn Jemand schlechterdings verdammt ist, einen holprichten mit Dornhecken besetzten Fusssteig zu gehn; so wird man sich wohl nicht wundern dürfen, wenn er jede Gelegenheit wahrnimmt, um auszubiegen, gesetzt auch, dass er den Bauer seinen Flachs, und den Edelmann seinen Spargel niederträte, oder ihm gar etwa dabei die Lust ankäme, von jenem etwas auszuziehen, und diesen zu stechen. Die Christen wollen bemerkt haben, dass selten eine Diebs- [9] bande eingezogen werde, worunter nicht ein- oder mehrere Juden befindlich wären. Ich wundre mich nicht weit mehr darüber, dass solche Banden nicht grösstentheils aus Juden bestehen. Sobald ein Jude durch irgend einen Zufall um das kleine Kapital kömmt, durch dessen Umsatz er sich bisher erhalten hat, so bleibt ihm nur die Wahl: Ob er entweder ein umherschweifendes Bettlerleben führen, oder ein Spitzbub werden will, denn von seiner Hände Arbeit kann er sich nicht ernähren, und als Soldat nicht anwerben lassen. Gewöhnlich ergreift er die erste Lebensart; allein der Uibergang von dieser zur zweyten ist so leicht, besonders wo der jüdische Bettler von einer Gränze immer wieder nach der andern zurück gewiesen wird; dass alle unsere Unterstützung nicht hinreicht die Armen von Betteln, und den Bettler von Stehlen abzuhalten. [10] Dennoch erinner' ich mich nicht jemals gehört zu haben, dass irgend ein Richter bei dem Verhör eines jüdischen Diebes schon untersucht hätte, wie der Jude der sein Leben so lieb hat, und den Strang so sehr fürchtet, auf den Entschluss fallen konnte, einen Weg zu gehn, dessen Grenzpfahl gewöhnlich der Galgen ist. Der Richter glaubt

genug gethan zu haben, wenn er ausfindig gemacht hat, dass der Jude wirklich gestohlen habe, um dann sicher das Urtheil sprechen zu können: Du musst hängen! Unter hundert gefangenen Juden ist indess noch nicht einer gewesen, den Liederlichkeit an Galgen gebracht hätte. Sie würden hochgebietender Herr Präsident über die Unverdrossenheit eines deutschen Juden erstaunen, wenn sie eben so gut Zeuge davon seyn sollten, als ich. Ein grosser, ja vielleicht der grösste Theil von ihnen bringt sein Leben fast immer auf [11] der Landstrasse zu, um den kleinen Handel nachzugehn, und der Handelnde verzehrt für seine Person weiter nichts dabei, als täglich einen Hering und ein Kreuzerbrod, seinen Trunk muss ihm der erste Bach oder nächste Brunnen geben. Alles was er sonst erwirbt, hebt er gewissenhaft auf, um es am Freytage mit nach Haus zu bringen, Weib und Kindern Nahrung und Kleider zu geben. Uiber die anderthalb Tage, die er dann im Schosse seiner Familie bei etwas besserer Kost zubringt, vergiesst er das elende Leben, welches er den nächsten Sonntag wieder anzufangen genötigt ist. Und wollen sie wohl glauben, dass selbst dieser Elende, der allen seinen Witz anstrengen muss um ein Kapital von 50 fl. fast eben so vielmal im Jahre umzusetzen; wenn er mit einer Familie davon leben will, dennoch von anderen Juden nicht selten beneidet wird? [12] Diess würde ganz unbegreiflich seyn, wenn der Trieb sich zu verheurathen nicht dadurch bei uns verstärkt würde, weil die Ausschweifungen bei uns mit grösserer Schande verknüpft sind, und die Christen uns das Heurathen erschweren. Gesetzt, ein Jude ist endlich Herr über ein Kapital geworden das in seinen Händen hinreichend wäre, eine Familie davon zu ernähren; so ist er dennoch nicht im Stande, sich mit dem Mägdchen, das er liebt zu verbinden. Die mehreste Zeit, und in den mehresten deutschen Provinzen ist er gezwungen, das Schutzrecht um eine gewisse Summe zu erkaufen, die sein Eigenthum wieder auf die Hälfte; oder ein Drittel herab bringt. Aber die Liebe überwindet auch diese Schwierigkeit. Er strengt sich von neuem an, macht sein Kapital wieder vollzählig, und sucht nun die Erlaubniss an, sich verheurathen zu dür- [13] fen. Erhält er sie, geht's ihm abermal so wie vorhin; denn er muss diese Erlaubniss theuer bezahlen, und die Kosten einer Hochzeit (wiewohl diess freylich unsere eigene Schuld ist) sind unter den Juden nicht geringer, als unter den Christen. Freylich würde er noch immer im Stande seyn, sich und seine Frau zu ernähren, wenn er wirklich das Vermögen besässe, welches er in einigen Ländern vor seiner Verheurathung beschwören muss; denn die festgesetzte Summe, ohne deren beschworenes Eigenthum kein Jude einen Taufschein erhält, beläuft sich in manchen Provinzen auf 1500 fl. Allein unter allen Menschen, von welcher Religion sie auch immer seyn möchten, wird die Liebe zu Meineiden verführen; wenn

ein solches Gesetz ihr im Wege steht, und sich Sophisten finden, die das Gewissen durch irgend eine Mentalreservation zu beruhigen [14] wissen. Gesetzt aber auch, was ich zur Ehre meiner Nation glauben muss, dass selten oder nie ein solcher falscher Eid von einem Juden geschworen werde, und dass in denen Ländern, worin die Söhne Erlaubniss haben, sich auf das Schutzrecht ihres Vaters anzusetzen, die Verheurathung weniger schwierig und kostbar sind; so muss doch ein Jud ein viermal grösseres Kapital in Händen haben, wenn er es wagen will, eine Familie zu ernähren, als der Christ unter gleichen Umständen nöthig hat; oder der Jud muss sich gezwungen sehn, viermal elender zu leben, als unter gleichen Umständen der Christ. Man wird durch ganz Deutschland finden, dass ein Christ, der 100 fl. zur Anlage hat, darauf heurathet, Kinder zeugt, das Feld baut, oder ein Handwerk treibt, bei minderer Anstrengung seine Steuern bezahlt, alle Tage warm isst, geräumiger [15] wohnt, und sich mit Frau und Kindern besser kleidet, als der Jud, der 200 fl. im Verkehre hat. Freylich bringt das Kapital des letzteren zehnmal so viel im Handel ein, als ein Grundstück, das 200 fl. kostet. Aber was hilft das dem Juden? Er muss von seinen 100 fl. mehr Steuer bezahlen, als der Christ von seinen zwey Hunderten, und zur Unterhaltung der öffentlichen Bedienten zehnmal mehr beitragen, als der Christ zur Besoldung der obrigkeitlichen Personen. Der Jud ist überdiess dem Betruge weit mehr ausgesetzt; weil er theils keine Grundstücke erwerben darf, theils um der höhern Zinsen willen, die selbst ihm die Rechte gestatten, gezwungen ist, sein Geld auf Wechsel auszuleihen. Der Pöbel unter den Christen hat sich aber noch immer eben so wenig ein Gewissen daraus gemacht, einen Juden zu betriegen, als der Pöbel unter [16] den Juden es für Schande hält einen Christen auf alle mögliche Art zu bevortheilen. Hierinn, und nicht in zu gewagten Unternehmungen, noch weniger in der Verschwendung muss der Grund liegen, dass selten das Vermögen einer Judenfamille auf den dritten Erben kömmt. Wollten die Christen sagen: eben dieses sei ein Beweis von der Wahrheit des Sprichworts, dass ungerechtes Gut dieses Schicksal habe; so würden sie gestehen müssen, Gott mache bei den Christen allein Ausnahmen, welches sich nicht denken lässt. Zeitliches Gut kömmt und geht, ohne zu fragen, wie gut oder böse der Mensch sei. Wenn man das zusammen rechnen wollte, was die deutschen Juden nur seit einigen Jahren durch die Wechselschuldner verloren haben; so würden sicher einige Millionen herauskommen. Ja selbst angenommen, dass die [17] Gläubiger dieses Geld vorher erst auf eine unerlaubte Weise erworben hätten, könnte dieses ihren Schuldnern wohl zustatten kommen? Stiehlt der nicht auch, wer dem Diebe das Gestohlene nimmt, um es selbst zu behalten?

Bei diesem drückenden Sturm, diesen lästigen Gemeindebeiträgen, wozu noch die den Juden so kostbare Unterhaltung ihrer Armen kömmt, bei dieser Einschränkung im Ansetzen, Heurathen und Erwerben, bei dieser Ausschliessung von allen Hantierungen, Künsten und Wissenschaften, die ein wenig mühsames Brod, und mehr bürgerliche Ehre geben, bei dieser wenigen Sicherheit des erworbenen Eigenthums verlangt man, das die ganze Nation (denn einzelne Glieder von ihr dürfen sich kühn neben die edelsten Christen stellen) besser, und edler seyn soll? Wel- [18] cher Menschenkenner muss sich nicht wundern, dass sie nicht noch tiefer in dem Schlamme versunken ist, in welche sie gestossen ward?

Was auch einige Menschenfreunde unter den Christen wünschen! Und die armen Juden hoffen mögen; so lässt sich doch nicht erwarten, dass unsere Nation in Deutschland ein erträglicheres Schicksal haben werde. Wenn man hier und dort etwas für uns gethan, aber das ist grad, als wenn man einem Menschen, der zwey Zentner schleppt, zwey Pfunde davon abnimmt. Ich sage gar nicht, dass es unrecht sey uns in Deutschland, wo man am meisten von Duldung schreibt, und spricht, noch immer so sehr unter dem Drucke zu halten, denn die Regenten mögen es vielleicht unbillig finden, uns denen im Lande gleich, oder ähnlich zu ma- [19] chen, die durch ihre Vorfahren ein näher Recht an Grund und Boden, und durch die Landesreligion ein Vorrecht zum Erwerb aller Arten von zeitlichen Gütern haben.

Aber was für ein Bedenken könnte den Staat abhalten, uns aufzunehmen, der noch grosse unbewohnte Strecken Landes hat? Dass es Gottes Wille sey, dass auch wir leben sollen, davon wird wohl jeder dadurch überzeugt seyn, dass wir wirklich leben. Es macht dem Menschen mehr Freude, wenn er ein Stück Land mit Rocken bestellt, als mit Disteln überwachsen sieht, wenn er gleich von jenem für sich kein Brod backen, und mit diesen nie seinen Esel füttern wird. Sollte sich wohl diese Freude blos desshalb in Aerger verkehren; weil ein Jud den Rocken gesät hat? Ich hoffe das nicht we- [20] nigstens hab ich nie etwas ähnliches bei dem Rocken der Christen gefunden, wenn er gleich auf einem Acker stand der neben einem Judenhause lag.

Das phisische Wohl meiner Brüder, hochgebietender Herr Präsident geht mir zwar nah; aber das moralische noch ungleich näher. Dieses in ihrer gegenwärtigen Lage verbessern wollen, wäre thöricht. Die Nation muss sich im Gegentheil immer mehr verschlimmern. Dass die Christen selbst unter dieser Verschlimmerung mit leiden müssen, sehen die Weisen des Landes wohl ein, und wünschen eine Revolution in unserer ganzen Lebens- und Denkart, die niemand als

Sie gnädiger Herr Präsident hervorzubringen vermag; wenn sie anders geruhen wollen eine Bitte den hochlöbl. Kon- [21] gress vorzulegen, deren Gewährung der Menschheit Ehre machen würde.

Mit grosser Theilnehmung haben viele von uns aus dem von den hochmögenden amerikanischen Staaten mit England geschlossenen Frieden ersehn, dass ihnen darinn grosse Strecken Landes eingeräumt werden, die so gut als gar nicht bewohnt sind. Es kann noch mehr als ein Jahrhundert vergehn, eh die Einwohner der 13 vereinigten Provinzen sich so sehr vermehren, dass sie nur einmal dasjenige Land, welches diese Provinzen an sich schon besassen, in dem Grunde zu bevölkern, und zu bebauen im Stande seyn sollten, als: z. E. Bei uns das Herzogthum Württemberg bevölkert und bebauet ist. Sollten nun jene Strecken während den hundert Jahren wüst liegen, oder ein zu grosses Jagdrevier für wenig her- [22] umstreifende Wilde bleiben? Ihre Religion kann Ihnen nicht verbieten uns diese Wiesen zum Ackerbau zu überlassen; auch dulden Sie ja schon Juden unter sich. Ob die Politik Ihnen solches untersagen könne? Weiss ich nicht. Indess haben Sie die gesetzgebende Macht in Händen, und wir verlangen weiter nichts, als Unterthanen der 13 Provinzen zu werden, die gern zweyfache Steuern für das Beste dieser Provinzen beitragen wollen, wenn sie nur die Erlaubniss erhalten auf ihre Kosten Kolonien anzulegen, Ackerbau, Handel, Künste und Wissenschaften treiben zu dürfen. Glauben wir nicht an denselbigen Gott, an welchen die Quäker glauben? Kann unsre Aufnahme gefährlicher oder bedenklicher seyn, als dieser ihre? Gesetzt, dass 2000 Familien von uns sich in einer Wüste von Amerika niederliessen, und sie zu einen fruchtbaren Lande [23] machten? Würden die alten Einwohner der Provinzen darunter leiden? Lassen sie uns gnädiger Herr, Bedingungen vorschreiben, unter denen sie uns aufnehmen wollen. Wir werden überlegen, ob wir sie annehmen und halten können. In wiefern durch diese Verpflanzung unser moralisches Wohl sich verbessern würde, will ich sodann ebenfalls darthun.

Ich bin etc.

Ein ungedruckter Brief von Friedrich Gerstäcker.

Von Professor A l f r e d E d w i n L u ß k y,
University of Kansas.

„Ew. Exzellenz möchte ich hiermit eine Sache an's Herz legen, die wohl schon in kurzer Zeit, und sobald sich unsere äußeren Verhältnisse nur erst geregelt haben, Ihre und des Landes ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wird — die Sache des armen Erzgebirges und seiner unglücklichen Bewohner.

Ich habe in diesem Winter das Gebirge durchstreift, die Leute dort kennen gelernt und Ew. Exzellenz Vorgänger, dem Herrn von Falkenstein, den nachfolgenden Bericht darüber geliefert; die Revolution kam aber dazwischen, und das Gebirge mußte sich für den Augenblick selber überlassen bleiben. Für dieses Jahr ist denn auch in solcher Art, wie ich sie als die allein mögliche zur Rettung der Unglücklichen erkenne, die Zeit verflossen, daß dieses aber nicht auch für das folgende geschieht, da v o r b e r e i t e n d e S c h r i t t e noch in d i e s e m Sommer nötig sind, bitte ich Ew. Exzellenz die nachstehenden Zeilen zu erwägen und zu berücksichtigen.

Ich bin fest davon überzeugt, daß der Not und dem nackten Elend unseres Erzgebirges auf keine andere Art abgeholfen werden kann, als durch eine A u s w a n d e r u n g, und zwar Auswanderung, nach einem großartigen allgemeinen Plan, der von der Regierung selbst ausgeht und geleitet werden muß. Das Geschlecht jener Gebirge ist durch Not und Mangel langer Leidensjahre entnervt und erschlafft, und die ungeheure Bevölkerung jenes armen Landstriches hat es, allen Bemühungen der Regierung zum Trotz, unmöglich gemacht, so auf die Erziehung der heranwachsenden Jugend einwirken zu können, um das unwissende Geschlecht aus seiner Lethargie aufrütteln, und mit dem jetzt rasend schnell weiter treibenden Leben fortreißen zu können. In

seine Berge eingeschlossen, deren Horizont ihm die Welt scheint, verbrütet der Gebirgler seine Tage, und kommt er je einmal hinaus in's flache Land, treibt ihn die entsetzlichste Not den heimischen Herd zu verlassen, so sieht er sich bald, seiner Ungeschicklichkeit wegen, verlacht, oder die Umgebung fehlt ihm auch nur, die Umgebung der eigenen Familie, die er von frühester Jugend an nicht einen einzigen Tag gewohnt war zu vermissen — die Familie, mit der er Mangel und Elend getragen, und zurück flieht er, in einem Anfall von Heimweh, dem seine, keiner Energie fähige Natur nicht zu widerstehen vermag.

Es ist denn auch, meiner Ansicht nach, mehr die geistige Stumpfheit die den Armen gleichsam in den Fluch seiner Umgebung bannt, und es würde den angestregtesten Bemühungen des Staates sicherlich nur nach langen langen Jahren und mit ungeheuren Opfern — wenn je— gelingen, ihn soweit heranzubilden, um diese Art von Wahnsinn (wie in solchen Verhältnissen ein Heimweh fast genannt werden kann) zu besiegen. Die Not ist dort aber gegenwärtig zu einem Grad gestiegen, der jeden Menschenfreund mit der größten Besorgnis erfüllen muß. Die Arbeiter jener Distrikte, denen das englische Fabrikwesen eine so fürchterliche und nicht zu bekämpfende Konkurrenz eröffnet hat, gehen nicht mehr mit langsamen Schritten, nein, sie fliegen förmlich ihrem Verderben entgegen. Im vorigen Jahre war die Not im Gebirge groß — der Preis der Lebensmittel war zu einer fast unbezahlbaren Höhe gestiegen und selbst um solche Summe kaum zu bekommen; dennoch erhielten die Arbeiter auch einen Lohn, der sie, mit den zahlreichen Unterstützungen des Staates und der Privaten wenigstens vor dem Verhungern schützte. Die Lebensmittel sind nun in diesem Jahr um ein Bedeutendes gefallen, aber — dasselbe ist mit dem Arbeitslohn geschehen. Viele der Armen, und zwar nicht nur die Insassen eines einzigen Dorfes, sondern überall, in den verschiedenen Distrikten, wo ich sie aufsuchte, antworteten mir auf meine Frage, ob es denn dies Jahr besser gehe als das vorige: „Ach, nicht viel — voriges Jahr bekamen wir für unsere Arbeit teueres, dies Jahr kriegen wir billiges Brod dafür — aber auch nicht mehr.

Die Arbeit- wie die Brodpreise sind gefallen; die ersten werden aber **n i e** wieder steigen, im Gegenteil steht zu erwarten, daß sich die englischen Fabrikate immer mehr vervollkommnen und sogar noch billiger geliefert werden — was aber nun, wenn einmal ein neues Teuerungsjahr das ganze Land wieder heimsucht, wie es von 46—47 gewesen? Wenn dann die Unglücklichen mit den heruntergedrückten Löhnen nicht einmal mehr imstande sind ihr elendes Leben zu fristen und nun **g ä n z l i c h** vom Staat erhalten werden **m ü s s e n**, wenn sie nicht elendiglich verderben sollen, denn jenes entnervte Geschlecht der Klöppler fiele eher verhungert von seinen Stühlen, ehe es sich von der ihm zur anderen Natur gewordenen Gewohnheit losreißen könnte.

Allerdings tragen die sogenannten Faktoren oder Verleger ebenfalls große Schuld mit an den nicht selten heruntergedrückten Preisen, und viele von ihnen stehen mit dem Fluch der Armen gebrandmarkt, indem sich der unglückliche Klöppler, der seine Arbeit augenblicklich verkaufen **m u ß**, um nur das notwendigste Brod zu haben, gezwungen sieht, ihren oft niederträchtigen Bedingungen nachzugeben. Auch das scheußliche Trucksystem fängt an von einigen dieser Menschen wieder eingeführt zu werden. Besonders hörte ich in dieser Hinsicht über einen gewissen Carl Grund in Buchholz und Ficker in Großböhla klagen.

Freilich sind unter den jetzigen Verhältnissen, diese Faktoren, zwischen denen es jedoch auch rechtliche und brave Leute gibt, eine Art notwendigen Übels, und nicht allein die Ursache des Erzgebirgischen Elends, sondern eher eine Folge desselben. Denn wären die Armen eben in besseren Umständen, so brauchten sie sich nicht solchen Bedingungen zu fügen, und könnten ihre Preise selber stellen. Aber auch das würde ihre Lage nur um ein sehr Geringes verbessern; die Zeit für solche Arbeit ist vorüber, sie schützt nicht einmal mehr vor dem Hungertod und Tausende, in milden Gaben hinausgeworfen, sind immer nur Mittel, die für den Augenblick eine Thräne trocknen, einen hungrigen Magen füllen, den Gesättigten aber nur mit desto größerer Angst auf den folgenden Tag blicken lassen, der ihm ja unrettbar das alte Elend zurückbringen muß.

Hier, in diesem fürchterlichen, endlosen Jammer, ist es nur die Auswanderung die helfen, retten kann — mir brach fast das Herz, als ich in die Hütten der Elenden trat, als ich die Jammergestalten sah, die hier vergingen und verdarben, und mir nun sagen mußte, „dort, dort liegt ein Land, in dem alle diese Elenden glücklich werden könnten, — gar nicht soweit von hier, dehnt es sich mit seinen fruchtbaren Flächen und Wäldern aus, für alle — alle eine Heimat, aber sie können es nicht erreichen, die Hände sind ihnen gebunden, nicht einmal ein Blick nach dem hoffnungsleuchtenden Gestade ist ihnen vergönnt, der sie zu höherer Energie antreiben könnte und müßte — ihr Geist wie ihr Körper liegen in den Banden der Gewohnheit und des Elends. Aber welch ein Gefühl wäre das auch für den Einzelnen, für Sie, Exzellenz, diesen Tausenden geholfen, diese Tausende gerettet zu haben; die Segenswünsche eines ganzen Volkes würden für Sie zum Himmel emporsteigen und Sie brauchten das nicht einmal — Sie trügen den Himmel in der eigenen Brust.

Vielleicht glauben Sie, Exzellenz, daß ich die Übersiedlung so vieler Tausende zu leicht nehme, und es ist möglich, daß ich, mit dem herrlichen Ziel im Auge, manche Schwierigkeit die noch aufsteigen wird, leicht anschlage, nichtsdestoweniger kenne ich sie aber alle und bin nur der Überzeugung, daß bei einem solchen Schritt nicht allein die kalte und allerdings höchst nötige Berechnung, sondern auch ein fröhliches Vertrauen dazu gehören, es gut und glücklich zu Ende zu führen.

Die größte Schwierigkeit übrigens, und gerade die, welche bei uns zu einem allgemeinen Vorurteil geworden zu sein scheint, halte ich für leichter überwunden als sie gemacht wird. Es ist die, welche sich im Charakter des Erzgebirgischen Volkes selbst zeigt. Der Einwand, daß es zu schwach und entkräftet, zu entnervt und verwöhnt in seiner Klöppelarbeit sei, muß mit der Auswanderung selbst verschwinden, denn Schwäche und Entnervung sind wahrlich nur eine ganz natürliche und unausbleibliche Folge ihres jetzigen Lebens und werden sich, sobald dieses aufhört, auch von selbst wieder heben. Und sind das wirklich schwächliche Naturen, die im Stande waren Jahre lang mit solchen Nahrungsmitteln solche Not und solches Elend zu ertragen? Werden die nur aus

ihrem Jammer herausgerissen, hat nur erst, was schon während der Überfahrt geschieht, eine gesunde nahrhafte Kost ihren Körper gestärkt und gekräftigt, dann werden sie auch leichten Mutes jede Arbeit verrichten, die im Anfang auch nicht einmal übermäßig zu sein braucht. Es gilt ja doch zuerst nur einzig und allein ihren Unterhalt zu erwerben, den ihnen der dortige Boden reichlich liefern wird, reichlich und im Übermaß, denn verwöhnt sind die Erzgebirgler in der Hinsicht nicht.

Und wie leicht arbeitet sich's, wenn jeder Axtschlag für das Eigentum geschieht, und der Vater jetzt plötzlich in Erstaunen und Freude sieht, wie ihm die Kinder zum Segen werden, die ihm in Europa nur ein Fluch gewesen, so daß selbst die Erzgebirgische Mutter, als sie das Begräbnis eines Kindes wohlhabender Eltern sah, mit thränenlosem stieren Blicke sagte: „Mir stirbe keins!"

Nichtsdestoweniger ist, wie ich recht gut weiß, eine Auswanderung so vieler und solcher Menschen, mit ungeheuren anderen Schwierigkeiten verknüpft, aber es sind doch immer nur Schwierigkeiten und nicht unüberwindlich —eine solche Auswanderung ist keine Unmöglichkeit. So will ich denn versuchen meine, vielleicht in mancher Hinsicht noch einer Verbesserung fähige Ansicht über die Hauptzüge derselben zu geben, die wenigstens aus gut gemeintem Herzen kommt und so kurz als möglich sein soll. Vorher aber möchte ich noch ein paar Worte über eine, dies selbe Thema behandelnde Broschüre des Herrn Traugott Bromme sagen, die neben mir liegt und ebenfalls einen Auswanderungsplan für Proletarier enthält.

Bromme sagt darin, daß man den Regierungen nicht zumuten solle, solche Auswanderungen zu leiten, sondern fordert zur Gründung eines Ansiedlungsvereins für deutsche Proletarier auf und fährt fort:

„Nur diesen Zweck verfolgend, der nicht durch Anleihen, nicht durch Aktienunternehmungen, sondern lediglich durch den Wohltätigkeitssinn der Vaterlandsfreunde erreicht werden kann, zur Ausführung aber, wenn achthundert bis tausend Armen eine frohe Zukunft in Aussicht gestellt werden soll, ein Betriebskapital

von 50,000 fl. erfordert, tritt ein Verein zusammen, der durch eine freiwillige, größere oder geringere unverzinsliche Einzahlung, durch Eröffnung einer Kollekte und durch Beteiligung wohlhabender Menschenfreunde, die im Bezirke des zu gründenden Asyls Land erwerben wollen, das erforderliche Kapital zusammenzubringen sucht, in einer Generalversammlung den nachfolgenden Entwurf seiner Statuten diskutiert, etc. etc."

Nun kennt Herr Bromme allerdings, durch einen längeren Aufenthalt dort, Amerika genau genug, und weiß ebensogut wie ich, von wie segensreicher Wirkung eine Übersiedlung von Proletariern dorthin, und zwar nicht allein für die Übersiedelten, sondern auch für die, durch Hinwegschaffung so bedeutender Konkurenz sich freier regenden Zurückbleibenden sein würde, er scheint aber die Menge unserer Proletarier doch noch nicht in's Auge gefaßt zu haben, er hat noch keinen Blick in des massenhafte Elend getan, er würde sonst nicht von 800—1000 Auswanderern für ganz Deutschland reden, wo, meiner Meinung nach, 20,000 allein aus dem Erzgebirge fortgeschafft werden müßten, wenn nicht selbst die Auswanderung nur zu einem der alljährlich angewandten Palliativmitteln werden soll.

Er hegt auch da einen schönen Glauben an die Menschlichkeit und den Eifer der Vereine, den ich aber, durch viele trübe Erfahrungen leider belehrt, keineswegs teilen kann. 50,000 fl. wären allerdings vielleicht zusammenzubringen, was aber ist eine solche Summe, einem solchen Unternehmen gegenüber. Dann hofft und baut er auch zu viel auf die Uneigennützigkeit freiwilliger Agenten, denn Leute, die gewöhnlich am meisten befähigt sind solche Sachen zu leiten, werden auch, wenn sie wirklich den guten Willen hätten, gewiß nur sehr selten im Stande sein, ihre Zeit und Tätigkeit einem derartigen Unternehmen zu opfern, wo sie sich selbst und ihre Familien zu unterhalten haben. Und wer bürgte denn auch, nicht allein diesen Vereinen, nein auch der Regierung dafür, daß sich nicht gerade gewissenlose Agenten unter menschenfreundlichem Vorwand hinzudrängten, und namenloses Elend über die armen Auswanderer brächten —wo das Aas ist sammeln sich die Adler — und eine so gute Gelegenheit würde

gewiß von manchem heimlichen Blutsauger mit nur zu großer Freude ergriffen werden.

Meiner Ansicht nach müßten aus dem Distrikt der Klöppelbevölkerung, da gerade das Klöppeln seine Opfer dem gewissen Verderben entgegenführt, zwanzig Tausend Arme, und zwar keineswegs durch Vereine, deren Kräfte das weit überstiege, nein, durch die Regierung selbst, in drei oder vier hintereinander folgenden Jahren, oder womöglich in noch kürzerer Frist nach Nordamerika übergesiedelt und der Anfang damit, da eine solche Auswanderung nicht so rasch ausgeführt ist, sobald als möglich gemacht und eröffnet werden.

Das Nötigste, was in dem Fall geschehen müßte, wäre: zwei tüchtige ehrliche Männer, die aber womöglich nicht selbst durch dortigen Landbesitz interessiert sein dürfen, voraus zu senden, um nicht sowohl den Ankauf, als die Wahl einer passenden Landstrecke zu ermitteln; gekauft ist das Land bald, denn Millionen Acker liegen noch der Axt und des Pfluges gewärtig, aber die Wahl ist schwierig und müßte, mit den Bedürfnissen und Eigenschaften der Auswanderer im Auge, geschehen. Besonders muß, neben einer gesunden Lage, auch das berücksichtigt werden, daß der Boden nicht so schwierig zum Bebauen ist und auch wieder nicht zu weit entfernt von einem Wassercours liegt, damit der Binnentransport der Übersiedelten soviel als möglich erleichtert werde.

Ist dies geschehen und die Übersiedlung selbst eingeleitet, so müssen zu gleicher Zeit von eben diesen Beauftragten oder von anderen, aber gut besoldeten Agenten Lebensmittel und Ackerwerkzeuge besorgt und angekauft und temporäre Wohnungen errichtet werden. Gut besoldet sollten aber meiner Meinung nach diese Agenten sein, damit sie nicht, wie das leider schon so häufig der Fall gewesen, in Versuchung kommen, sich durch den Mißbrauch des ihnen geschenkten Vertrauens selbst zu bereichern, wodurch dann nicht allein viel bedeutendere Summen verloren gingen, während die Armen, für deren Unterhalt doch eigentlich gesorgt werden sollte, ebenfalls entsetzlich darunter litten. Selbst dem Vorwurf möchte ich bei dieser Bemerkung im Voraus

begegnen, daß man zu solchem Auftrag natürlich nur Ehrenmänner wählen würde — man kann niemanden in's Herz sehen und die Erfahrung hat eine derartige Vorsicht gewiß bestätigt, denn wer dabei unehrlich sein will, kann es, trotz aller eingelegten Kaution nur zu leicht, selbst ohne große Gefahr entdeckt zu werden.

Die amerikanische Regierung wird einer solchen Übersiedlung sicherlich keine Schwierigkeiten in den Weg legen, sondern sie im Gegenteil eher noch zu befördern suchen, denn so sehr sie sich, und mit Recht, dagegen sträubt den Auswurf unserer Gefängnisse aufzunehmen, so willkommen sind ihr besonders in jetziger Zeit ehrliche und fleißige Arbeiter, die Arme mitbringen ihr Land zu kultivieren, denn das dehnt sich mit jedem Jahre mehr nach Westen und Süden, ja vielleicht auch bald sogar nach Norden aus. Eine vorherige Erlaubnis derselben brauchte aber keineswegs eingeholt zu werden, denn es soll ja für die Übersiedelten nichts erbeten, sondern ihnen von hier aus gleich der Platz angewiesen werden, auf dem sie ihre Tätigkeit beginnen können.

Was nun die Auswanderer selbst betrifft, so zweifle ich keineswegs daran, daß sich sogar dort noch Schwierigkeiten zeigen werden, wo man sie am wenigsten erwarten sollte, und daß ein Teil von denen, zu deren Rettung das ganze Unternehmen eingeleitet wurde, vor der Ausführung desselben zittern wird. Wie ist das auch anders möglich, ihre Begriffe erstreckten sich bisher nicht über ihre heimatlichen Berge hinaus, Amerika war ihnen ein Fabelland, aus dem nur manchmal wunderliche geheimnisvolle Klänge, wie wirklich aus einer „anderen Welt“ zu ihnen herüberdrangen. Wenn es nun auch bei ihnen, in ihrer Not und Sorge, oft Seelenwunsch gewesen sein mag, das schöne fruchtbare Land dort zu betreten, mußten sie nicht, da selbst der mögliche Gedanke einer solchen Ausführung ihre Begriffe weit weit überstieg, vor demselben zurückschrecken? Die Ärmsten von ihnen fand ich freilich durch den immerwährenden Jammer endlich dahin gebracht, daß sie auf meine Fragen: ob sie denn nicht Lust hätten, und sei es auch noch so weit, nach einem Land zu ziehen, wo sie diesem Elend enthoben würden,“ antworteten: „Ach Gott ja, wir gingen wohin

es wäre, wo wir nur nicht, wie hier, verhungern müssen, aber wovon? —"

Tausende gibt es dagegen die, wenn auch in Jammer und Elend, doch noch einer Auswanderung, in Angst vor dem Unbekannten, widerstreben würden. Für diese möchte es daher wohl geraten sein, da kein Staat seine Untertanen gewaltsam fortschaffen darf und wird, eine kurze, leicht faßliche Schrift über die Auswanderung an die Schullehrer und Pastoren zu verteilen, damit diese, denen der Gebirgler mehr glauben wird als fremden Menschen, die beabsichtigten Auswanderer keineswegs durch übertriebene Schilderungen, aber wohl mit wahren Worten auf das vorbereiten könnten, was sie dort hoffen und erwarten dürften. In Amerika ist denn auch weit weniger als in ihrer nächsten Nähe ein Heimweh zu fürchten, da sie ja dort mit ihren Familien zusammen leben und arbeiten können und bald nur noch mit Schaudern, nein, auch die Regierung segnend, die ihre Untertanen als Kinder betrachtete und die eigenen Opfer nicht scheute jene glücklich zu machen.

Wohl mag sich freilich bei solch gewaltiger Auswanderung ein Gedanke in die Brust stehlen, der sie mit Angst und Zittern für die *Folgen* erfüllt — der Gedanke an die *Verantwortlichkeit*, welche sich der Staat scheinbar auflädt, indem er so viele Tausende in ein anderes Land und Klima versetzt, wo gewiß viele dem ungewohnten Leben und Wirken, vielleicht noch ehe sie die segensreichen Folgen solcher Tat begriffen, erliegen werden. Das sind aber immer nur *einzelne* — hier dagegen ist die Gewißheit, daß *das ganze Volk verderben muß*, wenn es sich nur noch wenige Jahre auf solche Art selbst überlassen bleibt. Und wer von den Auswanderern wird untergehen? Die Alten und Schwachen, die den Todeskeim schon jetzt im Herzen tragen, und das Gift auch, falls sie noch länger in den alten Verhältnissen blieben, auf die jüngere Generation vererbt hätten, wie sie es selbst von *ihren* Eltern geerbt. Das junge Volk aber wird wie aus einem Traum erwachen und lustig keimen und blühen, und die Kinder, wenn sie einmal herangewachsen sind, und von den älteren Geschwistern das früher erlebte erzählen

hören, werden es gar nicht mehr glauben, daß ihre Großeltern hatten solchen Jammer ertragen können.

Nein, unglückliche Folgen sind hier, und unter richtiger Leitung, nicht zu fürchten, im Gegenteil muß eine solche Auswanderung nur zum Segen werden, da die Aussicht auf das fürchterlichste, was in Schlesien schon seinen unseligen Anfang genommen (diese Zeilen sind anfangs Februar niedergeschrieben) auch hier vor Augen liegt. Das arme Volk des Erzgebirges lebt jetzt fast nur von faulen Kartoffeln, von denen es, besonders in Breitenbrunn, den etwas wohlhabenderen Bauern solche Frucht für schweres Geld abgekauft hat, die diese als Schweinefutter zurückgeworfen. Gebe Gott, daß ich mich irre, aber ich fürchte, wir haben sogar schon in diesem Frühjahr eine Seuche im Erzgebirge zu erwarten. Unter solchen Verhältnissen, und da Hilfe auf andere Art zur Unmöglichkeit geworden, wird denn auch gewiß nicht die Furcht vor schlimmen Folgen die hilfreiche Hand der Regierung zurückhalten dürfen. Tausend und Tausend sind dafür gerettet und selbst der Tod der wenigen, die noch an den Folgen des alten Leides sterben, wird eher einen Dank als ein Wort des Vorwurfes auf die Lippen der Hinterbliebenen rufen.

Und nicht allein die sind gerettet, die ihrem Elend hier entrissen wurden, und jetzt in einem neuen Weltteil ein neues Leben beginnen, nein, auch die Zurückbleibenden, und ob sie selbst so arm wären als die, welche man fortschafft, könnten in dem Fall frei aufatmen. Zwanzigtausend Wesen fehlen plötzlich, die bis dahin, durch eine nicht zu vermeidende Arbeitsmasse, die überdies schon ruinierten Preise noch mehr und mehr herunterdrängten. Zwanzig tausend Mägen fehlen plötzlich, die bis dahin mit den übrigen dem beschränkten, unfruchtbaren Boden ihrer Heimat eine Existenz abforderten. Und doch ist das alles nur Nebensache, kaum der Rede wert, gegen den moralischen Eindruck, den ein solcher Schritt auf die Zurückbleibenden fast hervorbringen muß. Der zurückbleibende Erzgebirgler nämlich, der sich bis dahin fast krampfhaft an die Scholle klammerte die ihn hervorgebracht, sieht jetzt zu seinem unbegrenzten Erstaunen, wie ein ganzes Volk den heimischen Herd verläßt und nach dem fabelhaften Amerika hinüberzieht; gewaltsam wird er aus seinem Starrsinn aufgerüttelt,

ehe er es nur selber ahnt, steht er mit dem Land seiner Träume in inniger Verbindung. Verwandte und Freunde von ihm sind dort drüben, und er fühlt den Drang in sich — einen Drang, den er bis dahin weder kannte noch zu kennen verlangte — von ihnen, von der Außenwelt etwas zu erfahren. Er will jetzt wissen, wie es ihnen dort geht, was sie treiben, wovon sie leben und ob das, was er bis jetzt noch gar nicht fassen, nicht begreifen kann, was ihm aber schon sein Pastor und andere erfahrene Leute gesagt haben, wirklich wahr und begründet sei: daß sie nämlich dort leben und existieren, ja sogar an nichts Mangel leiden, und das alles *ohne zu klöppeln*. Das Eis ist gebrochen, der seinen Geist bis dahin in düstere Banden schlug — die Krisis der Krankheit ist gehoben und jetzt, wo auch die *Masse* der Schulkinder den einzelnen nur dürftig besoldeten Schullehrer nicht mehr zur Verzweiflung bringt, jetzt ist die Zeit gekommen, an dem alten Erzübel der Gebirgler zu rütteln und den Schaden mit der Wurzel auszureißen. Gleich werden sie sich freilich nicht fügen, zu fest hängen sie noch an ihren alten Vorurteilen, an ihren alten Gewohnheiten, aber die Bahn ist geebnet, die sie in das Leben einführen soll, sie fangen an zu begreifen, sie fangen an zu *denken*; wenn dann tüchtige und eifrige Lehrer nur die rechten Saiten anschlagen, die rechten Herzensfasern der Jugend treffen, dann dürfen wir nachher auch hoffen die jetzt nur vegetierende Bevölkerung jener schönen Berge zu wirklichen Menschen, zu Ebenbildern ihres Gottes und nicht blos seelenlosen Klöppelmaschinen heranzubilden.

Ebensowohl aber, wie eine solche Operation dem Volke hilft das es betrifft, so nützt sie auch unserem ganzen schönen Land; geheilt wird dann vielleicht das alte Krebsübel, das jetzt mit unermüdlicher Gier an seinen Säften zehrt, und nicht das allein — Sachsen hat auch dann dem ganzen übrigen Europa die Bahn gezeigt, und mit großmütiger Liebe selbst das schwerste Opfer gebracht sein Volk glücklich zu machen.

Wie die Auswanderer im Frühjahr an die Seehäfen zu schaffen und dort auf Schiffe zu verteilen seien, darüber würde der Rat besser unterrichteter Personen als ich es hierin bin, sicherlich genügende Auskunft geben, das geringste Kapital aber, womit die

Regierung eine solche Auswanderung von 20,000 Personen beginnen könnte, wäre: Eine Million, wobei ich 50 fl. durchschnittlich auf den Kopf gerechnet, mögen dann noch die Bemittelten zu freiwilligen Beiträgen aufgefordert werden, dann noch Vereine, wie sie Herr Bromme vorschlägt, zusammentreten und Geldvorschüsse liefern und Kollekten sammeln, es wird kein Thaler Überschuß bleiben, denn einesteils müssen die Ärmsten nicht allein wie unmündige Kinder geleitet, hier sogar mit Matratzen und Kleidungsstücken förmlich ausgestattet, dort mit Land und Ackergerät versorgt werden, um nur erst einmal ein menschliches Leben beginnen zu können, und anderenteils gibt es noch immer Tausende von Armen hier, die mit dem Reste, und nur zu ihrem und des Landes Vorteil nachgeschickt werden könnten. Eine Million, vom Lande dazu bewilligt, ist aber auch, wie ich fest glaube, genügend, denn aus den Beisteuern der Privaten, die dadurch endlich einmal eine wirkliche Heilung sähen, würden noch Tausende zufließen, um wenigstens die erste Ausstattung und den Transport bis zur Seeküste bestreiten zu können.

Das, Exzellenz, ist nur der flüchtige Plan eines großen Werkes, den ich, gleich nach meiner Rückkehr aus dem Erzgebirge, dem damaligen Minister des Innern, dem Herrn von Falkenstein, vorlegte, nachdem ich ihm vorher mündlich mitgeteilt, was mich, nach einem sechsjährigen Aufenthalt in Amerika berechtigte, ein solch schwieriges Unternehmen mit solcher Zuversicht anzuraten. Ich würde es aber sicherlich jetzt unterlassen haben einen Plan in Anregung zu bringen, wo Ew. Exzellenz zu derselben Zeit von anderen Geschäften bedrängt sind, der erst im nächsten Frühjahr seine Erledigung finden sollte, wären nicht vorbereitende Schritte nötig, die unerläßlich zu seiner segensreichen Ausführung sind. Das Wichtigste jener Übersiedlung ist eine glückliche Wahl des Landes, wohin man die Auswanderer schaffen will und eine solche ist im Winter, wenn Schnee den Boden bedeckt, nicht möglich, sie muß im Sommer, und wenn das irgend sein könnte, noch im Frühsommer geschehen, wird aber dieser Sommer versäumt, so rückt dadurch auch das ganze Unternehmen um noch ein Jahr weiter hinaus und wehe dann unseren armen Gebirglern.

Was Amerika selbst betrifft, so konnte ich hier, ohne zu breit zu werden, nicht gut näher darauf eingehen, erbiete mich aber, jener armen Leute wegen, mit Freuden und zu jeder Zeit, wenn Ew. Exzellenz freimütigen und offenen Bericht darüber wünschen sollten, nach Dresden hinaufzukommen und das, was ich an manchen Erfahrungen in jenem Weltteil gesammelt, zu Ihrer Disposition zu stellen. Ich stehe dabei der Sache vollkommen unparteiisch und neutral gegenüber, verlange nichts für mich selber, will keineswegs dabei beteiligt sein und trage Ihnen, Exzellenz, nur den wahren Tatbestand und meine innige Überzeugung deshalb vor, weil ich es für meine Pflicht halte nicht zu schweigen, wo ich mir bewußt bin nicht blos nach leeren Vermutungen und Phantasien zu reden.

Das Weitere Ihrer eigenen höheren Einsicht anheimgebend, zeichne ich mit mit wahrer Hochachtung als Ew. Exzellenz

treu ergebenster

Friedrich Gerstäcker."

Leipzig, den 15. April 1848.

Das Original des hier mitgeteilten Briefes Gerstäckers befindet sich gegenwärtig im Besitze des Herrn J. N. Heiskell, Herausgeber der Arkansas Gazette in Little Rock, der sich schon jahrelang wegen des einstigen längeren Aufenthaltes Gerstäckers in genanntem Staate für diesen Schriftsteller interessiert. Derselbe hat dieses wertvolle Schriftstück vor einiger Zeit von einem Buchhändler namens Otto Lange in Florenz in Italien erstanden und dem Schreiber dieser Zeilen für den Druck gütigst zur Verfügung gestellt. Auf dem Umschlag des Briefes ist mit Bleistift, wohl von einem deutschländischen Antiquar, folgende Bemerkung gemacht: „Friedr. Gerstäcker an den Staatsminister Oberländer. Auswanderung nach Amerika und Erzgebirge betreffend. Reise- u. Romanschriftsteller. *10/5. 1816, in Hamburg. † 31/5. 1872, in Braunschweig. Eigenh. Br. in U. 14 S. v. 15/4. 1848."

Dieser Brief Gerstäckers bezieht sich auf die Klöppler in dem sächsischen Erzgebirge und ihre überaus traurige Lage. Das

Klöppeln war damals eine jenem Gebirge fast eigentümliche Kunst und bestand darin, aus Gold- und Silberdrähten oder sonstigen Gespinnsten Spitzen und allerlei Geflechte herzustellen. Barbara Uttmann hatte zuerst diese Kunst im sächsischen Erzgebirge eingeführt, wo sich dieselbe zu einer wichtigen Erwerbsquelle entwickelte und in vielen vom Staate unterstützten Schulen zumal der weiblichen Jugend beigebracht wurde.[1] Die einzige Weise, die man nämlich in den ersten Zeiten kannte, diese Kunstgeflechte herzustellen, war die durch geschickte menschliche Hände; als aber später diese Herstellungsweise durch die Klöppelmaschine ersetzt wurde, gerieten die Klöppler in Not und Elend. Gerstäcker wandte sich nun, um diesen Unglücklichen zu helfen, an den Staatsminister.

In diesem Briefe Gerstäckers findet sich aber auch ein Hinweis auf die entsetzlichen Zustände, die ebenfalls in dem nahe benachbarten Eulengebirge herrschten und welche die dortigen schlesischen Weber nur wenige Jahre zuvor sogar zum Aufstand getrieben hatten.[2] Bekanntlich fand später Gerhart Hauptmann in dieser Not der Schlesier den Stoff zu seinem gewaltigen Drama Die Weber, in welchem er eine ergreifende Schilderung des schlesischen Weberelends gibt. Gerstäcker hat freilich das Elend der sächsischen Klöppler nicht in so künstlerischer Weise beschrieben und in dauernder literarischer Form festgelegt, wie der Verfasser jenes Dramas das inbetreff der schlesischen Weber getan hat; aber das war ja auch gar nicht Gerstäckers Absicht. In allem jedoch was soziales Mitleid, strengsten Uneigennutz und praktische Nächstenliebe zu den Armen und Verwahrlosten betrifft, darin steht der Verfasser des oben wiedergegebenen bisher ungedruckten Briefes Hauptman keineswegs nach. Es verdient daher gewiß dieser schwungvolle, edel begeisterte Brief der Öffentlichkeit übergeben zu werden, damit er als beredter Zeuge für die Herzensgüte des Verfassers dastehe, den gelegentlich selbst ein hochansehener Litera-

[1] **Brockhaus' Konversations-Lexikon,** Brockhaus, Leipzig, 1908, Bd. X, S. 419, siehe unter **Klöppeln.**

[2] Paul Schlenther, **Gerhart Hauptmann Leben und Werke,** S. Fischer Verlag, Berlin, 1912, S. 86.

turhistoriker geringschätzig den „harmlos-heiteren" Gerstäcker nennt.[3]

Daß der damalige Staatsminister Oberländer auf Gerstäckers Schreiben geantwortet hat, dafür zeugt eine wahrscheinlich von jenem selbst oben am Briefe gemachte Notiz: „Beantwortet d. 23/IV. 48. Obl."; daß es aber eine abschlägige Antwort gewesen, die dem Bittsteller geworden, ist fast als gewiß anzunehmen, denn es wird nirgends erwähnt, daß auch nur ein Versuch gemacht worden wäre, den gutgemeinten Plan Gerstäckers zur Ausführung zu bringen.

Bei dem Lesen des hier mitgeteilten Briefes steigt vielleicht in manchem, der Gerstäckers Schriften kennt, die Frage auf: Sollte Gerstäcker wohl im Sinne gehabt haben, die von ihm vorgeschlagene Auswanderung nach Arkansas zu lenken? Er selbst macht freilich hiervon in seinem Schreiben an den Staatsminister keine Andeutung, aber darf man aus seinen sonstigen Schriften einen Schluß ziehen, so möchte man wohl geneigt sein, das als nicht unwahrscheinlich anzunehmen. Denn erst vor fünf Jahren war er ja von einem mehrjährigen Aufenthalt in jenem Staate voll Begeisterung für denselben in seine Heimat zurückgekehrt; und wie hoch er von Arkansas dachte, dafür zeigen Stellen wie diese aus seinem erst etliche Jahre vor Abfassung seines Briefes geschriebenen Roman Die Regulatoren in Arkansas: „Gentlemen, dies ist das Land, um drinnen zu leben — es geht nichts über Arkansas,"[4] oder auch diese Stelle aus seiner kleinen Geschichte „Ein Versuch zur Ansiedlung, oder: Wie's dem Herrn v. Sechingen im Urwald gefiel": „Ich halte Arkansas für den besten Staat der Union, das heißt, er ist mir der liebste; ich möchte in keinem andern wohnen, und hoffentlich werden Sie dasselbe sagen, wenn Sie erst einmal im Land umhergestreift sind und

---

[3] R. M. Meyer, **Die deutsche Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts,** Bondi, Berlin, 1912, S. 85.

[4] Friedrich Gerstäcker, **Ausgewählte Werke,** Hermann Costenoble, Jena, Neunte Auflage, Bd. 1, S. 104.

die verschiedenen Gegenden selbst besucht haben."[5] So interessant nun auch diese Frage ist, so läßt sie sich doch nicht mit Bestimmtheit beantworten. Vielleicht findet sich aber mit der Zeit irgendwo noch etwas, was auch darüber Auskunft gibt.

---

[5] Ibid., Bd. 19, S. 508.

Zur Geschichte des Deutschtums von New Haven, Conn.*

Von Charles F. Vollmann.

Ein würdiges Begehen des deutschen Tages bedingt vor Allem einen Rückblick auf Amerikas deutsche Einwanderung, sowie auf das Entstehen und Wachstum der Stadt, die wir uns zur Heimat erwählt haben, und dann, besonders, ein treues Gedenken Derer, die uns den Weg nach hier gezeigt und die vor uns, oder an unserer Seite, dazu beigetragen haben, uns diese Stätte zuerst erträglich und später angenehm zu machen. Zu einem derartigen Rückblick soll Nachstehendes einladen und als Leitfaden dienen; es soll aber außerdem den Pionieren des New Havener Deutschtums gewissermaßen einen, wenn auch nur bescheidenen, Gedenkstein setzen, der sie uns oft in Erinnerung bringen und sie auch noch nach uns vor zu frühem Vergessen schützen wird. Wohl mögen nicht alle diese Pioniere von gleicher Bedeutung sein; doch ist ihre hierin enthaltene Aufzählung schon deshalb so vollständig wie möglich gemacht, weil ein Jeder von ihnen doch noch irgend jemand von Wichtigkeit sein dürfte. Auch ist, dem Beispiele unserer Vorgänger folgend, kein engherziger Maßstab betreffs der Landsmannschaft angelegt worden. Was Ernst Moritz Arndt gesungen, das wurde hier ausgeführt; wer sich zur deutschen Zunge bekannte und sich deutschen Gebräuchen anschloß, der wurde als Deutscher angenommen, wenn auch seine Wiege etwas außerhalb der strikten Landesgrenzen gestanden hat.

---

* Die hier abgedruckte Studie zur Geschichte des Deutschtums von New Haven, Conn., erschien ursprünglich als Beitrag zur Feier des deutschen Tages 1905 und wurde dem Jahrbuch durch Herrn Dr. E. H. Arnold in New Haven zur Verfügung gestellt. Ihr jetzt verstorbener Verfasser war Advokat in New Haven, wo er jahrelang das Amt als „coroner" und später als Polizeichef bekleidete. Die treffliche Studie hat mit den Jahren an geschichtlichem Wert für die deutsche Einwanderung in New England nicht verloren und regt hoffentlich in anderen Teilen des Landes zu ähnlicher Forschung an.

Deutsche Einwanderung.

Es scheint eine Hauptbestimmung des deutschen Volksstammes zu sein, anderen gefährdeten, doch erhaltungswerten Völkern in den richtigen Momenten starke geschickte Arme und gutes lebenskräftiges Blut zuzuführen, um so die Verbesserung des Menschengeschlechts zu fördern. Schon vor Christi Geburt sehen wir Deutsche unter Ariovist in der Ausübung dieser Mission bei den Galliern im heutigen Elsaß; andere Beispiele während der ersten siebenhundert Jahre der jetzigen Zeitrechnung zeigt die Geschichte in Italien, Frankreich, England, Spanien und Portugal, ja, unter Genserich mit seinen schwer verläumdeten Vandalen, sogar im nördlichen Afrika. In allen diesen Ländern blieb der gewordene deutsche Zuzug und verbesserte durch Mischung die vorgefundene Bevölkerung. So führte denn auch der lenkende Weltengeist Germaniens Söhne, trotz Meer und Sturmesgraus, nach dem entdeckten Amerika mit seinen fast unendlichen Länderstrecken. Das Lichten der Wälder, der Bau der Städte erforderten starke, geschickte, deutsche Arme; die schwache weiße Bevölkerung bedurfte der Mischung mit kräftig zeugungsfähigem deutschem Blute, um mit dem Lande auch die Bewohner desselben in Einklang zu bringen.

Auch nicht als ungeladene Gäste kamen die Deutschen nach diesem Lande. William Penn, der Gründer und erste Governor von Pennsylvania, bereiste Deutschland in eigener Person, um es zur Hauptquelle der Einwanderer für sein amerikanisches Landgebiet zu machen. Von dortan bis in die Neuzeit hat es an lockenden Einladungen zur Einwanderung seitens der amerikanischen Bundesregierung, der einzelnen Staaten, der Städte und großer Privat-Unternehmer nie gefehlt. Unser New Haven hatte von 1784 bis '85 eine derartige vom Stadtrat beschlossene Einladung als stehende Annonce in jeder Nummer der damaligen zwei lokalen Zeitungen. (S. Barber's Hist. N. H., S. 43.)

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei dieser Einwanderung der größere Gewinn dem neuen Lande wurde. Aber, trotzdem wohl die meisten Zugezogenen in den ersten Jahren ihres Hierseins gern wieder bleibend nach der alten Heimat zurückgekehrt

wären, so haben doch auch sie schließlich im großen Ganzen durch diesen Landeswechsel gewonnen. Des vielen Guten, das die neue Welt den aus Deutschland Gekommenen geboten und gegeben hat, stets in erkenntlicher Weise eingedenk zu sein, ist unsere und zwar nicht geringste, Pflicht: dabei ist es indessen nicht erforderlich die Wahrheit außer Acht zu lassen, daß diesem zum großen Teil unbewohnten Lande die Einwanderer notwendiger waren, als es dies Land den Einwanderern war.

Als Anfang der deutschen Einwanderung in Nord-Amerika gilt der 6. Oktober 1683, der Tag, an dem Daniel Pastorius aus Sommershausen mit einer beträchtlichen Anzahl seiner Landsleute in Philadelphia landete und damit anfing, Pennsylvania zu einem zweiten Vaterlande der Deutschen zu machen. Ähnliche, doch kleinere, deutsche Ansiedlungen finden wir während der darauf folgenden 5 Jahre in New York, New Jersey, Maryland, Virginia, North Carolina und South Carolina, 1739 in Maine und 1753 in Nova Scotia. Unser Unabhängigkeitskrieg von 1775—1783, dann die Napoleonischen Umwälzungen und unser letzter Krieg mit England von 1812 bis 1814 machten alle Einwanderung fast unmöglich. Doch bald nach 1815 fingen Europa-Müde wieder an, ihre Schritte nach hier zu lenken.

Besonders zahlreich war dieses Kommen in den einzelnen Jahren 1852, 1853 und 1854, — wohl weil der Staatsstreich Napoleon III., ausgangs 1851, die Unausführbarkeit des europäischen Freiheitstraumes der vierziger Jahre besiegelte und die Befürchtung eines baldigen großen Krieges (Krim-Krieg 1854) erregte. Von 1850 bis 1859 kamen Deutsche nach den Vereinigten Staaten, wie folgt:

1850	63,182	1855	71,918
1851	88,196	1856	71,028
1852	145,918	1857	91,781
1853	141,946	1858	45,310
1854	215,009	1859	31,784

Und im Jahre 1862, infolge unseres Bürgerkrieges, kamen nur 27,529.

Rodenberg — Quinnipiac, New Haven.

Der erste Weiße, der je die Stätte sah und betrat, wo jetzt unsere Ulmenstadt New Haven liegt, war der niederdeutsche Seefahrer Adrian Block, und es war dies im Jahre 1614. Nach den roten, steilen Süd-Seiten des East Rock und West Rock, die vom Hafen aus zuerst in die Augen fielen, wurde die Stätte von ihm „Rodenberg“ getauft und unter diesem Namen auf der von ihm aufgenommenen Küstenkarte verzeichnet. Diese Karte liegt noch im Landes-Museum zu Haag. Allerdings war Block ein Holländer, da aber Holland damals, und noch bis zum westphälischen Frieden 1648, als Reichslehn, wenn auch nur in loser Weise, zum deutschen Reiche gehörte, so sind wir gewissermaßen berechtigt ihn als unseren Landsmann zu betrachten. Die Holländer hatten bekanntlich im Jahre 1609 Manhattan Island entdeckt und darauf ihr New Amsterdam, das jetzige New York, gegründet. Von dort aus machte Block 1614 mehrere Reisen durch den „Long Island Sund“ und bis „Cape Cod“, teils um Karten aufzunehmen von den gänzlich unbekannten Küsten, teils um Tauschhandel mit den Indianern einzuleiten. „Block Island“ am Nord-Ost-Ende des Sundes erhielt von ihm seinen Namen. In unserem Hafen „Rodenberg“ landete er bei zwei Gelegenheiten, verhandelte mit dem hier ansässigen Stamme der Quinnipiacs, sah wie diese im Hafen mit ihren Füßen geschickt „Clams“ und andere Schaltiere aufzufinden und aufzuwühlen verstanden, konnte jedoch keinen lohnenden Verkehr mit ihnen anbahnen.

Erst 23 bis 24 Jahre später kamen englische Kolonisten; — 7 in 1637 und ungefähr 250 in 1638, — unter der Leitung von Theophilus Eaton und John Davenport und legten den Anfang zu unserer Stadt, die sie zuerst nach den Indianern „Quinnipiac“, 1640 aber schon „New Haven“ nannten. Tüchtige Männer waren diese englischen Gründer, denen wir alle Achtung schulden. Ihre strengen religiösen Ansichten sind nach dem Maßstabe der damaligen Zeit und Umstände zu beurteilen; ihr moralischer und physischer Mut erregt noch heute unsere Bewunderung. Vor Allem wußten sie stets, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen, praktisch Hand ans Werk zu legen.

Die zuerst gegründete Gemeinde New Haven hatte ein bedeutendes Areal. Es erstreckte sich über die jetzigen Nachbargemeinden East Haven, North Haven, Hamden, Woodbridge und zum Teil auch über Orange, hatte 5085 Einwohner im Jahre 1756 und 8295 in 1774. Der Kern dieser Gemeinde lag aber gleich von Anfang an in den neun gleich großen Quadraten, von denen die jetzige „Green" den Mittelpunkt bildet. Dieser Kern wurde im Jahre 1784 zur Stadt (City) erhoben, deren Wachstum folgende, den Zensus-Angaben entnommene Zahlen veranschaulichen.

Einwohnerzahl der Stadt (City) New Haven.

Jahr		Jahr	
1780	3,540	1850	22,529
1790	4,484	1855	31,549
1800	5,157	1860	39,267
1810	6,967	1870	50,886
1820	8,327	1880	62,882
1830	10,678	1890	81,298
1840	14,390	1900	108,027

Deutsche Einwohner.

Soweit ermittelt wurde, haben sich Deutsche hier niedergelassen:

Von 1750 bis inklusive 1840	23
1841 bis inklusive 1850	103
1851 bis inklusive 1860	1241

laut Adreßbücher jener Jahre.

Und im Jahre 1861 wohnten hier laut Adreßbuch 738. Wie sie alle hießen, was ihre Beschäftigung und wo ihre Wohnung war, wird im Nachstehenden angegeben werden. Man vergesse nicht, daß diese Aufzählung nur erwachsene Männer enthält. Um die gesamte Seelenzahl der Deutschen, einschließlich der Frauen und der Jugend, annähernd zu bestimmen, multipliziere man die Zahl der Männer mit etwa fünf; doch erst von ungefähr 1860 ab; denn vorher war der Frauen- und Kinder-Segen noch nicht

genügend angewachsen. Demnach wäre bei Anfang des Bürgerkrieges unser Deutschtum ungefähr 3700 Seelen stark gewesen.

Die ersten deutschen Ankömmlinge in New Haven.

Daß schon vor der großen Einwanderungs-Periode, die bald nach 1830 ihren Anfang und 1854 ihren Höhepunkt hatte, Deutsche in New Haven ihre bleibende Heimat gehabt haben, werden die meisten Leser jetzt zum ersten Male erfahren. Dennoch ist aus hiesigen Kirchenbüchern, Stadt-Archiven und Grabsteinen klar zu ersehen, daß unser altes deutsches Vaterland seit 1750 wohl nie ohne seinen oder seine Vertreter in der heute feiernden Ulmenstadt gewesen ist. Man ist nur deswegen darüber unwissend geblieben, weil bisher niemand Zeit und Neigung hatte, darüber ernstlich nachzustöbern.

Soweit aus den soeben angedeuteten und einigen anderen zuverlässigen Quellen ersichtbar, war der erste Deutsche, der zu den Einwohnern New Havens gezählt hat, Johann Rhode, Doktor der Medizin, gebürtig aus Preußen.

Dr. Johann Rhode, 1723—1775.

Die schon angedeuteten Bücher und Archive, ferner das „Connecticut Journal“ vom 25. Januar 1775 und die veröffentlichten Geschichten der Familien Bonticou und Starr stimmen darin überein, daß Dr. Rhode, geboren im Dezember 1723 in Heiligenbad (soll wohl Heiligenstadt heißen) in Preußen, am 23. September 1756 hier durch den Pastor Russell mit der Witwe Rebecca Tyler, geb. Starr, ehelich verbunden wurde und am 24. Januar 1775, im Alter von 51 Jahren, dahier verstarb.

Diesem Anfänger kann eine etwas eingehendere Betrachtung, als sie den Nachfolgenden wegen Mangel an Raum zu Teil werden wird, nicht wohl versagt werden. Bei seiner gemeldeten Trauung war Dr. Rhode nahe 33 und seine Frau 23 Jahre alt. Letztere war eins von 18 Kindern des Schneidermeisters, Constables und Grand Jurors Joseph Starr aus Middletown, Conn., eine lang gefeierte Schönheit, die im Laufe der Zeit vier Ehemänner hatte

und überlebte. Aus ihrer ersten Ehe mit Thomas Tyler aus Middletown, Con., von Juli 1753 bis 7. November 1754, führte sie dem Dr. Rhode eine 2⅓ Jahre alte Tochter „Miriam" zu, deren Vormund Letzterer unter Bürgschaft von 400 Pfund im Mai 1767 wurde (Band 10 S. 114). Thomas Tyler, wahrscheinlich ein Seekapitän, war auf der westindischen Insel St. Eustache 1754 gestorben. Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß auch Dr. Rhode, ehe er hierher kam, sich in WestIndien aufgehalten hatte. Das Datum seiner Landung oder Ankunft in New Haven ist bisher nicht genau festgestellt. Nach Allem, was über ihn bekannt ist, muß es jedoch um 1750 gewesen sein.

Gar nicht uninteressant ist es, sich in jene Zeit zurück zu denken und sich ein Bild davon zu entwerfen, wie es in dieser heute 125,000 Seelen zählenden Stadt aussah, als sie vor 155 Jahren unser Landsmann Dr Rhode zuerst betrat.

Eine vom General Wadsworth in 1748 aufgenommene Spezial-Karte New Havens, sowie andere Quellen, geben darüber recht ausführlichen Aufschluß. Die ungefähr 1800 Einwohner wohnten in 180, meist zweistöckigen Holzhäusern, von denen 8 blau, 37 rot und die übrigen gar nicht angestrichen waren. Zwei Drittel davon lagen innerhalb der durch spätere Straßen noch ungeteilten, neun großen Gevierte des Ansiedlungsplans; also innerhalb des jetzt durch die Straßen York, Grove, State und George begrenzten Terrains. Die anderen Häuser standen am Hafen entlang, auch an der jetzigen Meadow Street und am Strom, wo jetzt die Commerce Street ist. Der Hafen bespülte die East und West Water Streets und der Strom, von dem aus in 1638 die ersten englischen Ankömmlinge an der George Street, am Fuße der College Street, gelandet waren, war noch schiffbar bis zur Broad Street. Ein durch Ebbe und Flut bedeutender Buch floß, wo jetzt Eisenbahnschienen liegen, von der Grand Street Brücke nahe Elm bis in den Hafen. In diesen Bach ergoß sich, nahe State Street, ein zweiter der seinen Anfang nahm, wo jetzt die Orange Street in die Crown Street mündet. Die Straßen waren noch ohne amtliche Namen, ohne Pflaster und ohne Beleuchtung. Beim abendlichen Ausgehen bediente man sich der Handlaternen. Die „Green", noch „Marktplatz" geheißen, lag

ohne jedwede Umzäunung offen da, diente zum Teil als Weideplatz und entbehrte aller Bäume. (Das Ulmenpflanzen nahm erst 1759 seinen Anfang.) Auf der „Green" befanden sich, in der Mitte der unteren Hälfte, die 1668 gebaute Kirche; zwischen dieser und der College Street der Gemeinde-Kirchhof und, zwischen Kirchhof und Elm Street, an der College Street entlang, Schulhaus, Gefängnis und das 1717 errichtete County-Gerichtsgebäude. Sonst nichts. An der N. W. Ecke von Chapel und College Streets, bestehend aus einem einzigen und zwar dreistöckigen Gebäude, lag Yale College, von Saybrook im Jahre 1718 nach hier verpflanzt. Außer der erwähnten Kirche auf der „Green" hatte New Haven nur noch eine zweite, die 1748 fertig geworden war und an der S. O. Ecke von Church und Elm Street stand. Eine dritte errichtete man 1753 an der O. Seite von Church Street, südlich von und nahe Chapel Street. Gasthöfe mit Unterkommen für Mann und Fuhrwerk hatte man vier; gelegen waren diese, — das von Samuel Cook, wo A. Träger zuletzt war, S. Seite der Chapel Str., zwischen College und Temple; — das von Mr. Mix, N. W. Ecke von College und Elm; das von Israel Munson, N. W. Ecke von College und Wall — und das von J. Peck, am Wharf, jetzt Custom House Square. In allen war Ausschank nach englischem Muster. Lokale Zeitung keine; 1755 machte die N. H. Gazette den Anfang.

Unter den ca. 1800 zählenden Einwohnern wurden unserem studierten Landsmanne seine Kollegen, die Aerzte, und dann die Advokaten und Pastoren wohl zuerst bekannt. Ohne Zeitverlust machte er gewiß den drei Doktoren, John Hubbard, L. Hubbard und Timothy Mix, seine Aufwartung. Diese wohnten respektive Chapel Street, neben und nördlich vom Cook'schen Gasthause, — N. W. Ecke von College und Elm, — und Nord-Seite von Elm Street, östlich von Church Street. Die Pastoren James Noyes und Curtis fand er an der Elm Street, nahe der Church Street, und die Advokaten Jared Ingersoll und Samuel Darling, den ersten an der West-Seite der Church Street, wo jetzt Crown Street, und den zweiten an der Nord-Seite der Elm Street, zwischen York und High. Auch die Barbiere und Frisierer wird er in jener Zopf- und Perrücken-Zeit recht bald aufgesucht haben; von

diesen fand er hier drei, nämlich J. Townsend, N. O. Ecke von Elm und College; Wm. Scott, S. O. Ecke von Elm und High, und einen Ungenannten auf dem „Campus".

Man vergesse nicht, daß Dr. Rhode, als Kavalier jener Zeit, einen Dreimaster auf dem Kopfe hatte, darunter gepuderte Perrücke und Zopf, (in seinem Nachlasse waren deren 12), daß er einen halblangen offenen Rock mit langer gestickter Sammt- oder Seidenweste trug, auch Spitzenkravatte und Spitzenmanchetten, sowie Kniehosen und Schuhe mit Silber-Schnallen usw. und an der Seite den unentbehrlichen Kavaliers-Degen. — Nun ist ja keiner der Eingeborenen so anständig gekleidet in dies Land gekommen, wie wir Adoptiv-Bürger; doch gewiß recht wenige von seinen Landsleuten haben es im Punkte der Garderobe dem Dr. Rhode gleichgetan.

Die früheste beurkundete, hier von Dr. Rhode vollzogene Handlung ist seine schon erwähnte Verheiratung 1756. Drei Monate später finden wir ihn tätig in dem langen ersten Kirchenzwist auf hiesigem Boden, in dem es sich darum handelte, ob die einzige Kirchengemeinde, mit Pastor Noyes als Hauptprediger, ungeteilt fortbestehen, oder ob man, angesichts der vermehrten Bevölkerung und der teilweisen Unzufriedenheit mit dem alten Geistlichen, nicht eine neue Gemeinde unter Pastor Samuel Bird in's Leben rufen sollte. Schließlich, am 10. Januar 1757, wurden in der Kirche zwei Listen aufgelegt, eine für und eine gegen die neue Gemeinde. Dr. Rhode unterschrieb zu Gunsten der letzteren und diese seine eigenhändige Unterschrift ist noch heute in Band 1, Seite 78, der Archiven der I. Ecclestastischen Gemeinde von New Haven einzusehen. Sie lautet „John Rhode, M. D." Die Staatsgesetzgebung bewilligte später die Trennung und unter Leitung des General David Wooster zogen Rhode und viele andere zum Rev. Samuel Bird nach der „White Haven Church", im „Blue Meeting House", Ecke Church und Elm Streets. Von hier scheint er später zur episkopalischen Trinity-Gemeinde, die ihre Kirche von 1753 bis 1815 an der Ost-Seite der Church Street, südlich von Chapel Street, hatte, übergesiedelt zu sein; denn in den Büchern der Gemeinde befindet sich die Eintragung seines Begräbnisses, am 26. Januar 1775.

Rhode's hiesige Praxis war eine nach damaligen Zeiten bedeutende und einträgliche. In den Archiven unseres Probate-Gerichts zeugen davon verschiedene, ganz ansehnliche, Rechnungen, die er gegen Nachlasse gestorbener Patienten eingereicht hat; z. B. eine von über 27 Pfund in Band 12, S. 95. Zu verschiedenen Malen wurde ihm auch als Sicherheit oder Zahlung für seine Dienste Grundeigentum übertragen. Siehe Grundbücher, Band 25, 26 und 38. Band 26, Seite 271, zeigt gleichfalls, daß er sich „John Rhode" zeichnete, obgleich andere seinen Namen Rhodes und auch Rhoads schrieben. Trotzdem er seine Rechnungen geschäftsmäßig und vorsichtig eintrieb, schuldete man ihm doch, als er starb, über 141 Pfund, also über 700 Dollars nach jetzigem Gelde, denn damals gab es Leute, die nicht gern Doktor-Rechnungen zahlten. H., ein Kollege unseres Landsmannes, konnte davon eine schnurrige Geschichte erzählen. Am stürmischen Winterabend kommt zu ihm ein Farmer aus Hamden und wünscht seine sofortige Hilfe für die schwer erkrankte Ehefrau, die bisher unter Behandlung eines anderen Jüngers der Heilkunst gewesen war. H. zögert und zögert lange. „Stirbt ihre Frau, wie wahrscheinlich, dann heißt es, ich habe sie umgebracht, gesundet sie, dann dankt man das dem ersten Arzte", erklärt er dem Farmer. Dieser aber, in seiner Herzensangst, fleht: „Bitte, bitte, liebster Doktor, nur schnell mitkommen; ich zahle ihnen $10, „kill or cure." Der Angeflehte geht nun mit; die Frau stirbt und der Farmer braucht später nicht zu zahlen, weil der klagbar gewordene Doktor die Frau nicht „kuriert" hatte und nicht beschwören kann, oder will, daß er sie ge„killed". — Doch zurück zum Dr. Rhode.

Seine Wohnung in den letzten 16 oder 17 Jahren befand sich an der Südwest-Ecke von Chapel und Olive Streets, ziemlich zurück von der Chapel Street, wo die Stadt damals aufhörte und die Felder anfingen. Die dazu gehörigen 48⅛ Rods Land hatte ihm 26. April 1758 Theophilus Munson verkauft. Hier, am „Rhode's Ecke", wie man sie noch lange nachher allgemein nannte (siehe „City Record" vom 22. Sept. 1784), führte unser Landsmann einen nicht unbedeutenden Hausstand und, nach aller Wahrscheinlichkeit, ein behagliches Leben. Im Stalle, oder auf der nahen Weide, hatte er sein gutes Roß, auch zwei Kühe, zwei Jähr-

linge und drei Schweine; während vier Puter, drei Enten und anderes Federvieh die Hofmusik lieferten. Eine alte Negerin, eine jüngere Schwarze, „Flora" genannt, und ein farbiges Mädchen „Sylvia", alle natürlich Rhode's Sklaven, machten die weibliche Bedienung aus. Um 1773 gebar „Flora" eine Tochter, die den Namen „Jennie" erhielt. Ja, unser Doktor war wirklicher Sklavenhalter und es gab deren hier nie sehr viele, doch bis gegen 1825, als der letzte Sklavenverkauf in New Haven stattfand, immerhin einige. Hinterlassene „Decanters" und „Mugs" usw. belehren uns, daß dieser Sklavenhalter auch kein Temperenzler war. Zog es ihn trotz des vielen Angenehmen, das seine Häuslichkeit bot, hinaus ins Freie, dann nahm er eins von seinen sechs Gewehren und ging oder ritt als wilder Jäger hinüber in die Jagdgefilde von North Branford. Gelesen hat er hier nicht viel, denn er hinterließ keine Bücher und hatte auch keine Gelegenheit, sich solche oft zu borgen; dafür blies er aber, wie sein früherer Landesherr, der „Alte Fritz", desto eifriger die Flöte, das damalige Mode-Instrument. — In dieser Wohnung fand am 28. Oktober 1773 die Hochzeit seiner 19jährigen Stieftochter Miriam Tyler mit dem in England geborenen Seekapitän Wm. Powell statt. Sie starb kinderlos im Jahre 1808.

Sieben Söhne und eine Tochter jedoch gebar ihre Mutter dem Dr. Rhode in einer 18jährigen Ehe. Schon sehr früh starben die Tochter und zwei der Söhne. Ihr gemeinsamer Grabstein wurde 1821 von der Green nach dem Grove Street-Kirchhofe gebracht und dort, an die Nord-Mauer angelehnt, steht er noch heute. Seine Inschrift lautet in der Übersetzung: „Dem Andenken der Kinder von Dr. John und Rebecca Rhode: Frederick, geb. 14. Jan. 1759, starb 22. Nov. 1759; Catharine, geb. 27. Jan. 1770, starb 14. Jan. 1773; ein totgeborener Sohn 8. Juli 1772."

Rhode's Testament finden wir in Band 12, Seite 23, im Probate-Gericht. Es ist datiert 19. Jan. 1775, — fünf Tage vor seinem Tode, — beglaubigt von seinem Freunde, Nachbar und Glaubensgenossen, dem Friedensrichter, Kaufmann und General David Wooster, und gab der Witwe den lebenslänglichen Nießbrauch von einem Drittel der Hinterlassenschaft. Alles übrige gleichmäßig den überlebenden Kindern. Merkwürdigerweise be-

nennt das Testament als solche nur vier, nämlich: 1) Thomas, geb. 10. Sept. 1760; 2) Joseph, geb. 12. Nov. 1763; 3) William Fred., geb. 24. Jan. 1766, und 4) Andreas Southmayd, geb. 9. April 1768; also respektive 14, 11, 9 und 7 Jahre alt beim Ableben ihres Vaters. Was aus einem anderen Sohne „John" geworden ist, der schon am 4. März 1757 geboren wurde, kann nicht konstatiert werden. Von den Genannten überlebte Joseph seinen Vater nur um ein Jahr. Über Thomas liegt, außer Landübertragung, Band 43, Seite 26, und daß er hier noch Abkömmlinge hat, weitere Auskunft jetzt nicht vor. William Frederick Rhode(s) blieb in New Haven, war Schiffskapitän und hinterließ Kinder. Ein Enkel von ihm war der Marinelieutenant John Underwood Rhodes, der vor ca. 25 Jahren wegen außergewöhnlicher Tapferkeit beim Untergang eines Schiffes vom Congreß mit einer Ehren-Medaille belohnt wurde. Andreas Southmayd bereiste früh West-Indien, kehrte jedoch nach den Vereinigten Staaten zurück und war laut Brief vom 4. April 1816 in Charleston, S. C., verheiratet; wenigstens zwei seiner Nachkommen fielen im Bürgerkriege als konföderierte Offiziere.

Laut Inventar in Band 12, Seite 43, und Band 13, Seite 63, war die Hinterlassenschaft des Verstorbenen von einem Werte von 1354 Pfund, 6 Shilling und 11 Pence. Dieser, wie aus späteren Verkäufen hervorgeht, viel zu niedrig taxierte Nachlaß, repräsentiert für jene Zeiten einen ganz anständigen Wert. Das Grundeigentum war auf 900 Pfund, die bewegliche Habe auf 312 Pfund, 15 Schillinge und die ausstehenden Guthaben auf 141 Pfund, 11 Shilling und 9 Pence abgeschätzt.

Unter der beweglichen Habe sind aufgeführt: 1 goldene Uhr im Werte von 12 Pfund; 12 Perrücken; eine Anzahl Silberschnallen und „Clasps"; 1 Degen; 1 Fernrohr; 6 Gewehre; 1 Flöte; eine Anzahl „Decanters", „Mugs", Flaschen und Körbe; 1 Pferd; eine Kutsche; 1 Schlitten; 1 Sattel; 2 Kühe; 2 Jährlinge; 3 Schweine; 4 Puter und 3 Enten.

Auch eine alte Negerin im Werte von 33 Pfund (wurde nach West-Indien verkauft), ein Neger-Mädchen, „Sylvia", wert 35 Pfund, eine Negerin, „Flora", mit ihrem Kinde „Jennie", wert 30 Pfund. Diese „Jennie" wurde am 1. Sept. 1780, als 7jährig,

von der Frau Rebecca Bonticou an Job. Potter für 30 Pfund verkauft; ihre Mutter „Flora" war schon früher an den Dr. Daniel Bonticou käuflich übergegangen, blieb aber im Haushalte der ehemaligen Frau Rhode, wie wir bald sehen werden.

Dr. Rhode's Begräbnisplatz war zweifelsohne auf dem Kirchhofe auf der Green, doch scheint weder ihm noch seinem Nachfolger in der Ehe ein Grabstein zu Teil geworden zu sein.

Dieser Nachfolger war der schon genannte Dr. Daniel Bonticou, ein jüngerer Arzt, der 1771 seine Praxis hier eröffnet hatte. Er war französisch-hugenottischer Abstammung, hier geboren, hatte jedoch in Frankreich studiert und war auch dort Militär-Arzt gewesen. Nach seiner Rückkehr 1771 bewohnte er das seinem Vater Timothy, oder seinem Onkel Peter, Bonticou gehörende, jetzt noch vorhandene Haus an der N. O. Ecke von Wooster und Olive Street. Als Nachbar und Kollege war er mit Dr. Rhode befreundet geworden und nach dessen Tode in 1775 fungierte er als einer der Taxatoren seines Nachlasses, sowie als Vormund des 14jährigen Thomas Rhode. In diesen Eigenschaften hatte er natürlich regen Verkehr mit der ihm um vier Jahre älteren, aber immer noch schönen und anziehenden Witwe Rebecca und schon am 12. Sept. desselben Jahres, in dem Dr. Rhode das Zeitliche gesegnet hatte, heiratete er sie. Am 20. August 1778 riß ihn der Tod von ihrer Seite, nachdem er in der dreijährigen Ehe mit ihr zwei Kinder gezeugt hatte, Rebecca und Daniel, die zahlreiche Nachkommen hinterlassen haben. Sein Nachlaß (Band 16, Seite 86) wurde auf 38 Pfund abgeschätzt; er enthielt unter anderem unsere Bekannte „Flora", die zur Zeit nicht viel wert gewesen zu sein scheint und nur auf 10 Pfund taxiert wurde; außerdem eine „geborstene" Punch-Bowle und drei Bände Tacitus, — die einzigen Bücher, die in der Geschichte beider genannter Ärzte vorkommen. Auch ist weder bei dem einen noch dem anderen irgend welche Spur von ärztlichen Instrumenten oder Apparaten vorzufinden. Die Person des Arztes allein war alles, was in den damaligen „guten" Zeiten zum Kurieren oder Sterben nötig war.

Noch einmal, zwei Tage vor Weihnachten 1787, also neun Jahre nach dem Tode ihres dritten Mannes, machte die vielbegehrte Witwe den vierten Gang als Hauptperson zum Trau-

altar. Jetzt mit dem 68jährigen, reichen Kapitän (der Miliz?) Ephraim Pease aus Enfield, Conn., der außer Friedensrichter auch Mitglied der damaligen Staats-Legislatur war. Kapitän Pease, ein erfahrener und vorsichtiger Mann, fand, daß in der Nachlaß-Regulierung seiner beiden Vorgänger Rhode und Bonticou nicht alles genau so hergegangen war, wie es das Gesetz vorschrieb, und veranlaßte 1788 eine neue Regulierung beider Nachlasse. (Band 15, S. 215—216). Nach einer fast 14jährigen, diesmal kinderlosen, Ehe mit der früheren Doktoren-Witwe und nachdem er derselben die, trotz Verkauf ihrer Tochter, treue und ausharrende Sklavin „Flora" testamentarisch vermacht hatte (Allen, Hist. Enfield, Band III, S. 2252 und 2366), erreichte Kapitän Pease am 22. Juni 1801, im Alter von 82 Jahren, sein Lebensende und am 6. April 1802, im Alter von 69 Jahren, wurde auch seine Witwe in Enfield, Conn., zur letzten Ruhe bestattet. Sie hatte das seltene Los, vier wohlangesehene Ehemänner zu haben und einer beträchtlichen Anzahl von Kindern das Leben und eine gute Erziehung zu geben; Kindern, die trotz ihrer verschiedenen Vaternamen getreulich zu einander gehalten haben. Schwerlich hat sie geahnt, daß sie nach mehr als hundertjähriger Ruhe im Schoße der Erde, als Ehefrau des in New Haven zuerst ansässigen Deutschen den heutigen Deutschen dahier Gegenstand reger und pietätvoller Betrachtung sein würde.

Weitere deutsche Ankömmlinge vor 1800.

Eliefer Oswald ließ sich in New Haven um 1770 nieder, half 1774 die „Foot Guards" gründen und unterschrieb am 2. März 1775 eine Petition an die Staats-Legislatur. In Thomson's kurzer Geschichte der „Foot Guards", N. H. S. Register, 1, Juli 1894, wird er als ein gebildeter Ausländer, ein Mann der Muse und starker Freund der Freiheit beschrieben.

Joseph Knevals, deutsch Kniefels, geb. in Hannover, 1757, wurde als reisender Schneider in Hessen unter das Militär gesteckt und an England verkauft. Er gehörte zu den englisch-hessischen Truppen, die am 5. und 6. Juli 1779 New Haven besetzt hielten, und blieb bei dieser Gelegenheit auf eigene

Faust hier. Er heiratete, schloß sich der 2. Presbyterianischen Kirche an, starb am Schlagfluß 23. März 1830 und liegt am Grove Street-Kirchhofe, Reihe 8, Platz 50, begraben. Sein Grabstein bekundet, daß er ein Hannoveraner war. Sein Sohn „Jesse" war New Haven's erster und langjähriger Polizei-Chef ohne Mannschaft. Andere Söhne, oder Enkel, Sherman W. und Stephen M., führten bis 1870 an der Chapel Street ein bedeutendes Kleider-Magazin. Ein Enkel war als Advokat in New York mit dem späteren Präsidenten Arthur assoziiert.

Einige andere hessische Soldaten, worunter Le Forge, Clyme und Brumley genannt werden, blieben gleichfalls am 6. Juli 1779 in unserer Stadt ohne Erlaubnis ihrer Vorgesetzten zurück und wohnten später am oder in der Nähe vom Broadway. Nachkommen von Le Forge und Brumley (Bromley) sind noch unter uns. (Atwater, H. N. H. 402.)

John Heyliger war Großmeister der hiesigen Freimaurer-Loge „Hiram" von 1785 bis 1790. Nach Aussagen seines am 5. Juli 1863 im Alter von 71 Jahren hier verstorbenen Sohnes (oder Enkels?) Alfred Heyliger, war er im Hannöverschen gebürtig, in Virginien zum wohlhabenden Manne geworden und behufs Erziehung seiner Kinder nach New Haven gekommen. Wann, ist nicht festgestellt. Seine Frau Elisabeth starb 1802, 47 Jahre alt, und ist in Reihe 2, Platz 40, im Grove Street-Kirchhofe begraben. Genannter Alfred graduierte 1809 in Yale. John Heyliger's Wohnung war an der N. W. Ecke von Chapel und Olive Street, gegenüber dem Rhodeschen Grundstück.

Zuwachs von 1800 bis 1840.

John Christian Dunße, geb. in Bremen 1787, landete im 4. Lebensjahre mit seiner Mutter in Charleston, S. C. Um 1803 kam Dunße nach hier und starb hier am 20. Oktober 1862 als Besitzer einer Töpferei an der Water Street, wo jetzt die Holzstrecke von der J. Gibb Smith Lumber Co. Unter anderen arbeitete dort für ihn um 1858 Jacob Kraus. Dunße war früher Mitglied der Governor's Foot Guards. Am 6. September 1814 wurde diese Kompagnie alarmiert, um eine drohende Landung

der Engländer in Branford zu verhindern. Die „Muster-Roll" für diese Gelegenheit zeigt, daß unsere Landsleute: Dunke (als Pfeifer), Le Forge, (der Hesse, oder schon sein Sohn), und Lewis Albrecht, der Sohn des folgenden, als Mitglieder der Foot Guards an jenem Tage dem Landesfeinde mutig entgegen zogen. Da die Engländer nun nicht zu landen wagten, so ging es ohne Blutvergießen ab; aber den guten Willen hatte man gezeigt. (Thompsons Geschichte der Foot Guards, und Sund. Register, 1. Juli 1894.) Dunke hatte eine Amerikanerin zur Frau und hinterließ drei Kinder: Henry A., John, und Maria S. Er ruht Reihe 5, Platz 9, Grove Street Cemetery.

G. Frederick Albrecht, gewöhnlich Albright, genannt, Landsmann und Freund des 1783 eingewanderten, späteren Millionärs Johann Jacob Astor in New York, kam gleichfalls vor 1804 nach New Haven, betrieb, von Astor unterstützt (siehe Grundbücher), ein Pelzwaren-Geschäft an der Ost-Seite der State Str., nahe und nördlich von Chapel Street und starb 4. Jan. 1821 im Alter von 74 Jahren. Sein Sohn Lewis Frederick betrieb das Geschäft weiter, wurde 1. März 1810 als „Albrecht" Mitglied der Hiram Loge, heiratete Betsy Wallace und zeugte vier Kinder.

William Myers, geboren in Hannover 1769, war wider Willen in die englische Armee gesteckt worden, entwich in West Indien und kam um 1804 nach New Haven. Er betrieb hier das Geschäft eines Fuhrherrn, wurde Mitglied der „North Church" und am 7. Januar 1813 Mitglied der „Hiram" Loge, war als lokaler Politiker tätig, heiratete zweimal; seine erste Frau war eine geb. Adams, seine zweite hieß Elisabeth Allen. Er wohnte in der kleinen Orange Street, später an Crown Street und wurde von dort aus am 11. März 1846 im Alter von 77 Jahren in Reihe 5, Platz 38, Grove Street Kirchhof begraben. Noch viele werden sich seines Sohnes, des 1884 verstorbenen Fracht-Agenten John Allen Myers erinnern. Ein anderer Sohn war Frederick Myers, der 1846 in West Point graduierte und unter dem Beinamen „Old Honesty" in der Potomac Armee bekannt war. Letzterer starb 1874 in Santa Fe als Brigade-General der Ver. Staaten Armee. Eine Enkelin vom Erstge-

nannten wohnt noch hier. Wm. Myers wird eines abends in den dreißiger Jahren in Bishop's Hotel (wo jetzt die Post,) gerufen, um, wie schon öfter, den Dolmetscher zu spielen. Man wünscht einem soeben angekommenen Fremden verständlich zu machen, daß kein Platz mehr im Hotel für ihn sei und wohin er sich wenden solle. Myers findet der Fremde spricht deutsch, erklärt ihm das schon Angedeutete und fragt ihn darauf beiläufig, woher er sei, wie er hieße und ähnliches. Plötzlich, zum großen Erstaunen aller Anwesenden und besonders der Fremden, fällt Myers diesem mit Tränen in den Augen um den Hals unter dem Ausrufe: „Mein Gott, Du bist mein Bruder.“ (Atwater Hist., N. H. S. 401.)

Henry Gruenert, 1784 bei Kiel in Schleswig geboren, war Matrose, wurde New Havener um 1804, (nach anderen in 1807 infolge des „Embargo“ Gesetzes,) fabrizierte „Wurzelbier“ und ähnliche leichte Getränke und hielt zum Verkauf dieser und anderer, hauptsächlich anderer, eine Wirtschaft an der Meadow Str., wo sich jetzt die „Armory“ befindet. Seine Frau war vielleicht die zuerst hier gesehene Deutsche. Sie hieß Elisabeth, geb. Semler, und war am 31. Mai 1789 im Dorfe Uttershausen bei Kassel, in Hessen geboren. Wann und wie sie hier angekommen, ob nicht die erwähnten am Broadway wohnhaft gewesenen hessischen Veteranen damit in Verbindung standen, ist unbekannt; ebenso wann und wo Gruenert und sie sich verheiratet haben. Am 11. September 1819 ließen sie hier eine 1½jährige Tochter begraben und am 26. April 1838 starb die Frau. Später nahm Gruenert eine Engländerin zur zweiten Frau. Gruenert, ein kleiner hagerer Mann mit sehr rundem Kopf, auf dem fast immer ein unentbehrlicher hoher Zylinderhut thronte, war seiner Zeit eine sehr bekannte und allgemein beliebte Persönlichkeit. Manche drollige Geschichte erzählten alte Amerikaner von ihm. Eines Abends auf dem Wege vom lustigen Kreise nach Hause wird er irre, wo er ist, obgleich nicht mehr weit von seiner Wohnung. Höflich frägt er einen Vorübergehenden, ob er ihm nicht zeigen könne, wo Henry Gruenert wohnt. „Recht gerne,“ sagte dieser willig, bückt sich, sieht unter den Zylinder und dann: „Aber Sie sind doch wohl Herr Gruenert selber.“ Darauf unser Freund:

„Gewiß, der bin ich selber; aber ich möchte wissen, wo der wohnt." Der Mann zeigte es ihm. Gruenert starb am 12. August 1857 und liegt in Reihe 9, Platz 14, im Grove Street Kirchhofe begraben. Am 20. Oktober 1819 war er schon zur Hiram Loge gegangen. Vor kurzem wohnte noch eine Tochter von ihm in New Haven.

John F. Uhlhorn, geb. in Bremen 30. November 1785, war als Kaufherr auf der west-indischen Insel St. Thomas, kam von dort 1810 und holte sich aus Fair Haven eine Frau, (Harriet Barnes?). 1816 kam er mit derselben nach hier zurück, nahm seine Wohnung No. 37 Meadow Str. und blieb bis zu seinem Tode 12. August 1822, Einwohner unserer Stadt. Er galt als sehr reich. Von seinen drei Töchtern wurde eine die Frau von Hayes Trowbridge aus der bekannten New Havener Trowbridge Familie; eine zweite heiratete P. N. Lorillard, den bekannten New Yorker Millionär und eine dritte den Advokaten Cone in Hartford. Ein Sohn, Charles L. Uhlhorn, führte unter der Firma Young & Uhlhorn einen Bücherladen im Exchange Gebäude an der Church Street; er und sein Bruder John E. waren Mitglieder der Hiram Loge.

L. Lehmann und Charles Lehmann waren anfangs der dreißiger Jahre gleichfalls hier heimisch geworden. Beide hatten Kleidergeschäfte, der eine an der Church Street, der andere an der Fleet Street. Deren Nachkommen (Schulhafer, Fierstein u. A.) zählen noch zu unseren Einwohnern.

Frederick Wohlrabe, gebürtig aus Frankfurt a. Main, ein gelernter Bäcker, wurde hier am 19. Mai 1833 mit der Jungfrau Betsy Smith ehelich verbunden und fing in demselben Jahre an der N. W. Ecke von Wooster und Chestnut Street (wo jetzt Dietter,) eine Bäckerei an. Bis dahin hatten die New Havener Hausfrauen ihr Brod selber gebacken; Wohlrabe war der erste, der es im Großen fabrizierte und auch ausfahren ließ. Im Jahre 1839 erkrankte er, ging zur Kur nach New York, starb dort und wurde auf dem dortigen Trinity Kirchhofe begraben. Wohlrabe's Witwe führte das hiesige Geschäft fort und seine Nachkommen sind noch jetzt in New Haven und West Haven vertreten.

Erster Keim des deutschen Vereinswesens.

Noch zu Wohlrabe's Lebzeiten eröffneten auch Gorham & Smith (später Gorham & Klein, jetzt S. S. Thompson) an der York Street eine zweite große Bäckerei. Hier, sowohl wie bei Wohlrabe, waren die Arbeiter alle kürzlich eingewanderte Deutsche, meistens ledige Süddeutsche. Da ihnen alle Kenntnis der englischen Sprache fehlte, so waren diese notgedrungen für jedweden Gedankenaustausch auf einander angewiesen und so kam es denn, daß sie bald, verstärkt durch einige gleichfalls „grüne" Schneider und andere, an jedem Sonnabend im Wohlrabe's Hause regelmäßig ihre geselligen Zusammenkünfte abhielten, bei denen „Der Jäger aus Kurpfalz" und derartige alte Volkslieder tapfer herhalten mußten. Als der alte Bäcker George Root, ein Elsässer, 1838 diesem Kreise beitrat, fand er dort die Bäcker Adam Ahlheit aus Süddeutschland, John Christian Klein aus Butzbach, Hessen, Joseph Plotz aus Rhein-Bayern, Wohlrabe's Ausfahrer Philipp A. Schmahl aus Eichloch bei Mainz, der ein studierter Apotheker war und Deutschland verlassen hatte, weil seine Jugendliebe einen anderen hatte freien müssen; ferner die Schneider Fritz Lander und Theodor Denecke, den „Carriage-Trimmer" John C. Petzold aus Preußen und ein paar andere, deren Namen der Vergessenheit anheimgefallen sind. Ungefähr ein Dutzend waren es, und sie bildeten das „Deutschtum der Dreißiger Jahre" und den ersten Keim des später üppig wuchernden hiesigen Vereinswesens. Mit Duntze und Myers kamen diese nie und mit Henry Gruenert nur hie und da in Berührung. Die amerikanisch geführte Wirtschaft des Letztgenannten, obgleich so ziemlich die einzige, die sich bot, war ihnen nicht heimisch, und dem alten dänisch-amerikanischen Deutschen waren diese „Grünhörner", die mit dem Trinken durchaus immer das Singen verbinden wollten, auch mehr störend als nutzbringend und angenehm. Außer dem Singen war auch die dem Stamme der Germanen seit Jahrtausenden innewohnende Jagdlust bei ihnen hier wieder zum starken Ausbruch gekommen. Zu passenden Zeiten unternahmen sie Jagdzüge außerhalb der Stadt und brachten auch hier und da zum Leidwesen der betreffenden Farmer, doch in unschuldiger Unkenntnis des hiesigen Wildes,

ein erlegtes Hühn- oder Hähnlein mit. Für den 3. März 1838 war wieder ein solcher Zug angesetzt. Alle erschienen und zogen hinaus nach Fair Haven und Umgegend, nur der 26jährige Philipp A. Schmahl nicht. Ob aus Furcht vor den in den Händen seiner Freunde nicht ungefährlichen Gewehren, oder weil er ungestörter seinem gescheiterten Liebestraum nachdenken wollte, — man weiß das nicht. Er war mit Gewehr und allein nach West Haven gegangen und auf seinem Rückwege am Abend ertrank er im West River. Das Eis, das ihn wenige Stunden vorher sicher getragen, war infolge der eingetretenen Flut aufgebrochen. Hilferufe wurden gehört aber nicht verstanden und brachten ihm keinen Retter. Erst am 9. März wurde durch Auffinden der Leiche sein Schicksal bekannt und zwei Tage später wurde er, gefolgt von sämtlichen Kameraden, im Grove Street-Kirchhofe zur Ruhe gelegt, und zwar in Gruenert's großem Begräbnisplatze, den letzterer bereitwilligst angeboten hatte. Dort setzten ihm seine Gefährten einen passenden Grabstein, der noch steht, aber nur noch auf kurze Zeit lesbar sein wird. Bei diesem traurigen Vorfalle kam auch Gruenert's wirklich gutes Herz und gutmütige Natur, die er aber beide gern unter einem schroffen Äußeren versteckte, wieder einmal zum Vorschein. Später jedoch, wenn ihm die „Grünhörner" und „Schreihälse" gelegentlich wieder zu laut wurden, konnte er es sich nicht versagen, ihnen scheinbar zornig zu erklären, sie wären ihm alle viel willkommener in seinem Begräbnisplatze als in seiner Wirtschaft.

Von 1840 bis 1861.

Von 1840 ab bekam New Haven jährliche Adreßbücher, die zwar anfänglich nicht so zuverlässig waren, wie jetzt, die aber trotz ihrer Mängel die beste Auskunft darüber geben, wie im großen Ganzen die Deutschen sich hier niedergelassen haben. Mancher von ihnen machte sich freilich im Adreßbuche erst bemerkbar, nachdem er schon einige Jahre hier geweilt hatte; sein Name wurde auch wohl dann und wann zur Abwechslung wieder einmal ausgelassen oder so verdruckt, daß der richtige Träger nicht erkenntlich war; trotzdem liefern die genannten alten Bücher wichtiges Material. Laut dieser Quelle gewann das New Havener Deutschtum von 1840 bis 1850 inkl. einen Zuwachs von 128 und von 1851

bis 1860 inkl. von 1216 selbständigen Männern und der Jahrgang von 1861 enthält 38 deutsche Namen. Die große Welle der Einwanderung hatte also in den fünfziger Jahren in New Haven ein Deutschtum abgesetzt, das, was Zahlen anbetrifft, manchem Städtchen im alten Vaterlande nicht nachstand.

Mangel an Frauen.

Aber fast nur Männer brachte anfangs diese große Welle. Manche derselben hatten Frau und Kinder nur einstweilen in der alten Heimat gelassen, doch die meisten waren noch unverheiratet. Infolge dessen machte sich großer Mangel an und noch größeres Verlangen nach passenden Jungfrauen bald unangenehm fühlbar in den Reihen der früh Angekommenen, die mit oder ohne Schiller, den hohen Wert der Frauen und die von ihnen in's irdische Leben hineingewebten himmlischen Rosen zu ahnen glaubten. Wenige heirateten Amerikanerinnen, Engländerinnen oder Irländerinnen. Die Mehrheit wollten eine Lebensgefährtin, die vor allem deutsch reden und auch anderen deutschen Eigentümlichkeiten Rechnung tragen konnte. Bei ihnen, wie bei allen normalmäßigen Männern, ging der Weg zum Herzen durch den Magen. Die amerikanischen Mädchen waren ganz fein und lieblich anzuschauen, hatten auch sonstige gute Eigenschaften, aber Speisen nach deutschem Geschmack zu bereiten verstanden sie damals noch nicht; konnte auch nicht erwartet werden. Dieser Umstand hinderte in der Ausübung des Missionszweckes; denn deutsche Küche, von der ja in jenen Jahren die amerikanische noch himmelweit verschieden war, wurde von unseren Missionären meistens zur Vorbedingung der Ehe gemacht. Mancher mußte lange warten bis er erhielt, was er wünschte. Als mit der Zeit auch arbeits- und heiratsfähige deutsche Mädchen nach hier kamen, um lohnende Stellungen zu suchen, da war Stellung und Mann oft schon gefunden, ehe der große deutsche Koffer ausgepackt war. Sogar schon in „Castle Garden", dem New Yorker Landungsplatze, harrten ihrer zahlreiche unbekannte Freier. Sobald die Kunde von diesem Zustande daheim bekannt wurde, kam bald mehr weiblicher Zuwachs und schließlich wurde so ziemlich jedem Deutschen die Gelegenheit eine Frau heimzuführen, die deutsch reden und kochen konnte, was zur

Folge hatte, daß die geschichtlich gebotene Mischung den nächstkommenden Generationen überlassen wurde. Folgender Fall, vielleicht der einzige seiner Art, der wirklich in unserer Stadt vorgekommen ist, gehört in jene Zeit des Frauenmangels: Ein New Havener Deutscher, im Begriff mit dem Dampfboot nach New York zu fahren, um sich dort unter den einwandernden Landsmänninnen in Castle Garden auf „diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" eine Gattin zu suchen, kehrt gewohnheitmäßig erst noch in einer hiesigen Wirtschaft ein. Beim Glase erzählt er den Zweck seiner Reise. Nach längerer Besprechung desselben gibt ihm beim Aufbruch ein Bekannter $5 mit der Bitte: „Du, bring mir auch gleich eine mit, hier sind die Reisekosten." Und die mitgebrachte lebte und starb hier als tüchtige und geachtete Haus- und Ehefrau.

Kost- und Gasthäuser.

Sobald man nun die vielbegehrte bessere Hälfte ergattert hatte, wurde sofort ein eigener Hausstand mit deutschem Herde gegründet, wer aber noch auf sein holdes Weibchen zu warten hatte, der mußte in einem deutschen Kost- oder Gasthause den nötigen Unterschlupf suchen. Derartige Unternehmungen waren natürlich entstanden und vermehrten sich je nach Bedürfnis. Das beliebteste deutsche Kosthaus von Mitte der vierziger bis zu den sechziger Jahren war in dem großen Gebäude damals No. 32, jetzt 132—136 Congreß Avenue (vis-a-vis von Linde's Apotheke), geführt zuerst von Joseph Hallauer und nach 1851 von Henry Kapmeyer. Dort war auch Platz zum Tanzen und bei mancher Gelegenheit ward dort auf deutsche Art das Tanzbein geschwungen — wenn auch zuerst auf zehn Mann höchstens eine Tänzerin kam. Später benutzte man für diesen Zweck auch „Boardman's Hall" an der Ost-Seite der Church Street, und auch „Smith's Hall" an der Süd-Seite der Chapel Street, zwischen Temple und College Street. Am häufigsten und liebsten aber übte man den deutschen Walzer an der Congreß Avenue. Lange Jahre nachher noch konnte man die in der Erinnerung ihrer rüstigen Jugend schwelgenden Alten oft sagen hören: „Ach ja, das war zu der Zeit, als wir noch bei Kapmeyer's tanzten."

Weitere frühe Kost- oder Gasthäuser hielten: A. L. Lautenbach, No. 16 State Street; Joseph Kern, der das erste Lagerbier eingeführt haben soll, anfänglich No. 11 Fleet Street, dann 12 Grand Avenue; Franz Bickner, No. 40 Church Street; Charles Katsch, zuerst No. 39 dann No. 33 Church Street; P. Schlosser, Henry Leyerzapf und Jacob Schmauder, an drei Ecken von Leffingwell und Greyson Alleys; Frank Pallman, No. 46 York Street; John Ernst, No. 5 Spruce Street, und Joseph Backmann, No. 178 George Street, nahe State.

Einige wenige Landsleute, die schon in den beschriebenen Zeiten in New Haven wohnten, leben noch heute in unserer Mitte. Mögen ihnen diese Seiten ein Stündchen angenehmer Erinnerungen bereiten.

Schluß.

Als Millionäre, Bankiers oder Rentiers sind keine Deutschen gekommen, auch äußerst wenige, die nur mit dem Kopfe oder höchstens mit der Feder zu wirken verstanden; aber es kam gerade, was dieses Land in jener Periode am Notwendigsten haben mußte, nämlich fleißige und arbeitsfähige Männer, die nur geringe Geldmittel besaßen, die aber ein nützliches Handwerk gut gelernt hatten und denen auch dann hier lohnende Beschäftigung wurde. Den Bäckern, Schneidern und Schuhmachern folgten in Kürze gründlich gelernte deutsche Schreiner, Drechsler, Zimmerleute, Stellmacher, Schmiede, Schlosser, Maschinisten, Klempner, Eisengießer, Steinmetzen, Sattler, Polsterer, Bildhauer, Vergolder und Angehörige anderer, ähnlicher Gewerbe und in kurzer Zeit wurden sie die gesuchtesten Leute. Gerade sie, mehr als irgend ein anderes Element, haben damals dazu beigetragen, den erfreulichen Aufbau dieser jugendlichen Stadt und unseres Adoptiv-Vaterlandes tatkräftig zu fördern und in beiden das Wort „Deutsch“ gleichbedeutend zu machen mit Fleiß, Ehrlichkeit und Gründlichkeit.

Anhang.

Im Nachstehenden hat der Verfasser die in den Adreßbüchern von New Haven in den Jahren 1840—60 (I) und im Jahre 1861 (II) erscheinenden Deutschen nach ihrer Beschäftigung gruppiert und uns auf diese Weise einen wertvollen Einblick in den Charakter der deutschen Einwanderung jener Jahre gegeben.

A. Produktive Arbeit.

	I	II
Mathemat. Instrumentenmacher	2	—
Optiker	10	2
Ingenieure	—	2
Graveure	2	—
Lithographen	4	3
Zeichner	1	2
Taschen-Uhrmacher	7	3
Stand- und Wand-Uhrmacher	15	4
Maschinisten	27	10
Metallspinner	—	2
Eisen- und Messing-Gießer	22	11
Schlosser	15	4
Schleifer	5	3
Büchsenschmiede	1	1
Blecharbeiter	3	4
Kutschenmacher	58	30
„ Staffierer (Trimmer)	40	19
„ Schmiede	35	13
„ Schmied-Gehülfen	15	6
„ Maler	16	12
„ Gestellmacher (Body Makers)	10	8
„ Teilmacher	—	2
Radmacher	2	2
Lampenmacher	3	—
Achsenmacher	1	1
Globusmacher	1	1
Springfedermacher	9	6
Bolzenmacher	2	1
Grobschmiede	74	30
Bildschnitzer (Carvers)	26	6
Drechsler	5	2
Tapezierer (Upholsterer)	7	5
Plattierer	3	1
Spitzenweber	18	9
Seidenweber	4	—
Sattler	37	11
Suspender-Weber	11	2
Weber	7	2
Zimmerleute	9	1
Tischler und Schreiner	40	26
Maurer	3	2
Steinhauer und Marmorschleifer	11	6
Straßenpflasterer	—	2
Töpfer	2	1
Saffian-Bereiter (Morocco Dresser)	5	—

	I	II
Färber	3	2
Maler und Anstreicher	29	7
Vergolder	11	5
Photographen	2	1
Etuimacher (Dag. Case Maker)	16	24
Buchdrucker	5	3
Buchbinder	1	3
Papier-Schachtelmacher	4	3
Schirmmacher	1	2
Zuckerbäcker	4	1
Seifensieder	3	—
Cigarrenmacher	13	9
Brauer	9	4
Bäcker	48	22
Schneider und Zuschneider	140	79
Schuhmacher	78	47
Fleischer	16	6
Gärtenr	14	2
Landwirte	6	6
Tagelöhner	22	9
	993	493

B. **Verteilende Arbeit.**

	I	II
Ladenbesitzer:		
Kleiderladen	24	12
Materialladen (Grocery)	11	14
Schnittwaren	8	11
Schmucksachen (Jewelry)	9	2
Schuhwaren	4	12
Weine und Spirituosen	4	4
Taback und Cigarren	5	3
Modewaren (Fancy Goods)	6	2
Handelsschneider (Merchant Tailors)	1	6
Reifröcke	—	2
Früchte	2	—
Zuckerbäckereien	2	—
Apotheken	2	—
Zwirn und Nadeln	1	—
Kohlen und Holz	—	2
Fleisch	1	4
Oefen	—	1
Spiegel und Gold-Rahmen	2	2
Gast- und Kosthäuser	14	11
Schankwirtschaften	9	15
Hausierer	60	22
Handlungsdiener (Clerks)	42	28
Buchhalter	1	2
	201	155

C. **Andere Beschäftigung.**

	I	II
Pastoren (Popp, Freund, Eberle)	3	
(Deininger, Bentel)		2

	I	II
Aerzte (Seeberger, Haßler, Arndt, Funck) . . .	4	
(Funck, Stockmann, Kretschmar) . . .		3
Schullehrer (Kimmerle)	1	1
Musiklehrer	7	4
Zeichenlehrer (Bail)	1	1
Andere Lehrer	8	1
Küsten-Vermesser	1	—
Architekten	1	—
Barbiere	13	9
	39	21
D Beschäftigung nicht angegeben	57	39
E Beschäftigung nicht klassifiziert	43	30

Rekapitulation.

	I	II
Produktive Arbeit	993	493
Verteilende Arbeit	208	155
Andere Beschäftigung	39	21
Beschäftigung nicht angegeben	57	39
Beschäftigung nicht klassifiziert	43	30
	1340	738

Nach der Konfession teilt sich Anhang I in 1125 Christen und 215 Juden und Anhang II in 618 Christen und 120 Juden und nach der Beschäftigung pruppieren sich die in beiden Anhängen aufgeführten Juden:

	I	II
Ladenbesitzer	60	54
Hausierer	58	21
Handlungsdiener	24	13
Schneider	20	6
Schuhmacher	9	4
Cigarrenmacher	4	1
Bäcker	3	1
Schankwirte	3	2
Gast- und Kostwirte	3	1
Lehrer	2	—
Kutschen-Staffierer	1	3
Etuimacher	1	1
Beschäftigung nicht angegeben	21	5
Beschäftigung nicht klassifiziert	6	8
	215	120

Some Practical Influences of German Thought Upon the United States.*

By ANDREW D. WHITE.

PREFATORY NOTE

The present address, the original print of which has become very scarce, is republished here because of its outstanding value to the student of American civilization and of German-American history.

With profound historical insight Andrew D. White, the distinguished historian and statesman, sums up and gratefully acknowledges in this address the remarkable influence which German thought, emanating either directly from Germany or indirectly from German-American citizens, has had upon the political and cultural development of this country during the nineteenth century. Paradoxical as it may seem to the prejudiced student of today, the speaker holds that the chief contribution of German thought to American political theory and practice consisted in its deeper conception of freedom, and of what this conception implies, thus "modifying healthfully the tendency toward democracy."

No less important according to our distinguished historian has been the influence of German thought upon the theory of life, the moral, intellectual and aesthetic development of America, in short upon the growth of a culture distinctively American. Quite significantly the speaker recognizes the source of this regenerative and elevating influence in the study of German philosophy and literature. It is, therefore, with painful reminiscences of recent events that we hear one of the finest representatives of American culture before the war exclaim: "I trust the time may never come when the study of the German language shall be banished from our schools."

Unfortunately this time did come, and its disastrous effects upon the development of American civilization are today quite manifest. Nevertheless the speaker's vision at the close of his address is bound to be realized as soon as we take courage to return to the healthful elements of German thought that will "aid us powerfully in evolving a future for this land purer in politics, nobler in the conception of life, more beautiful in the bloom of art, more precious in the fruitage of character."

J. G.

MR. CHAIRMAN, LADIES AND GENTLEMEN:

This honorable society has now extended its activity over a full century. It represents to-day a hundred years of self-

*An Address Delivered at the Centennial Celebration of the German Society of New York, October 4th, 1884.

sacrificing effort, in many channels, for those who, having relinquished their dear Fatherland on the other side of the Atlantic, have cast in their lot with this Republic. Who can sum up its healthful labors? Who can estimate the evils it has prevented, the sorrows it has mitigated, the wounds it has healed? Others may more fittingly bring to you on this occasion the thanks of those born in the old Fatherland; I bring the thanks and congratulations of every right thinking citizen born on American soil. I bring you also their good wishes: in their name I bid the German Society of New York Godspeed.

But our meeting prompts more than congratulations and good wishes: it suggests to my mind a topic upon which Germany and America have evidently thought but little, yet upon which they might well think much. And that subject to which I briefly ask your attention is:—"Some Practical Influences of German Thought upon the United States." Of course, in the short space which we now have together, I can do no more than give some few leading indications as to the past, and some few hints as to the future.

Every one who has given even superficial attention to the history of the United States must acknowledge that Germans have taken a most honorable part in our national development thus far.

General Influences.

In the colonial period one of the first heroic efforts made to prevent this continent from becoming a mere satrapy, subject only to British imperial brutality, was made on this Manhattan Island by a German, Jacob Leisler; and he atoned for his temerity with his blood. Here, too, the first determined assertion of the liberty of the press was made by another German, John Peter Zenger. In the Revolutionary struggle the organizing power of Steuben, the devotion of Kalb, and the rude courage of Herckheimer, were precious in establishing the liberties of the country. At the close of the Revolution the recognition of our Republic by Frederick the Great, first of all European rulers, did much to establish its prestige. In the

struggle for freedom against slavery the earnestness of German-American thinkers, so long as the struggle was carried on with the pen, and the bravery of German-American soldiers, when it was carried on by the sword, are forever memorable. And in that fearful darkness and distress of the civil war, when other European powers failed us and sent taunts and vitriolic criticisms and threats, from Germany alone came words and deeds of sympathy. When one English historian at Oxford had made haste to recant his former opinions and stirred English students to support the rebellion and slavery, and when another English historian had made haste to proclaim on the title page of his greatest work the downfall of the American Union, then it was that German scholars and thinkers, men like Theodore Mommsen and his compeers, proclaimed their detestation of slavery and their hope for the American Union.

Influence Upon the Basis of American Politics.

No one who has given any real thought to this nineteenth century can fail to note, first of all, two great tendencies extending throughout the civilized world, but especially strong on this continent. First of these is the tendency toward government for the people and by the people; call it, if you like, the tendency toward democracy. The second is the tendency toward exceeding devotion to the material side of national and individual prosperity, toward the realization of what may be measured in money; you may call this mercantilism or materialism.

The influence of German thought in the United States has, in my opinion, been useful in developing and modifying healthfully both these tendencies. Take first the tendency toward purely popular government. The whole history of the world shows that popular government requires more education, more thought, more self-restraint than any other; that when nations have plunged into it without proper training and without constitutional safeguards the despotism of the mob has become more cruel and odious than the despotism of any individual.

I count it, then, a good thing that the best German thought has tended among us to strengthen the old Teutonic and Anglo-Saxon feeling that freedom implies, not only rights, but duties. This old German idea chimes in well with the old New England idea that an individual, if he has to exercise power, must fit himself to exercise power; that the school must go before the ballot; that an uninstructed, unthinking democracy is sure to become a crushing tyranny; that unenlightened devotion to republican principles is sure to be supplanted by slavery to demagogues: that instead of healthful evolution in obedience to the best thoughts of the nation there will come spasms of diseased action and reaction in obedience to schemers and dreamers.

Strange would it be if Germans, the sons of those brought up under the reforms of Stein, the appeals of Fichte, and the songs of Arndt and Koerner, should forget that democracy means not only rights, but duties; that to be free, men must fit themselves for freedom. I conjure you, my fellow citizens of German birth and descent, by all your memories of the old world, and by all your hopes of the new, stand by these ideas, and especially in the interest of fitness for freedom never allow the educational system of our country, organized by the people and for the people, to be undermined. Stand firmly by it; never allow it to be warped in obedience to any creed, or party, or class, but insist that its sole aim shall be the promotion of the moral, intellectual, and political growth of the whole body of our citizens.

Influence Upon Political Methods.

So much for the influence of German thought upon the basis of American Politics. Next, as to its influence on political methods. As to general methods, our country, while it has inherited from Great Britain some political ideas very precious, has also inherited some modes of political action very brutal. At the Parliamentary elections in England, down to a very recent period, brutality and corruption were dominant. An

English election was too often a carnival of bribery and drunkenness and personal outrage: the candidates were likely to be assaulted not only with the vilest epithets, but with the foulest missiles. Something of this system we in America have inherited. We have, indeed, introduced far better order and self-restraint in the ordinary conduct of elections; but the old spirit is wretchedly apparent, especially in our elections to the Presidency. For in these, discussion is confined not merely to the political records of men, to their statesmanlike fitness, to the policies represented by their respective parties, but it is extended into the most contemptible vilification of personal and non-political characteristics. Even women and children are dragged in on either side. Where those English blackguards of the olden time hurled a spoiled egg or a dead cat at a candidate, our blackguards charge that at some time in the past—ten years or thirty years ago—the candidate violated the seventh commandment, and insinuate that he probably stewed and ate his grandmother.

Nor is the more thoughtful discussion of our political questions thoroughly satisfactory. Very rarely indeed, does such discussion go down deep into the really vital questions underlying the issues which appear upon the surface. A few years since I was asked by that great statesman who has gained a world-wide fame by the building up of a United Germany, regarding the reasons for the success of an American statesman of German descent whom we all admire and respect, and with whom, whatever momentary political differences may exist between us, I feel it an honor to appear to-day upon this platform. My answer was, that while in the great anti-slavery struggle, the American orators took up the question generally either from a purely sentimental point of view, or from a legal and Constitutional point of view, Carl Schurz, first of all the recent American thinkers, in the great Lincoln campaign revived the early traditions of the Republic, went down into the ethical and philosophical basis of the great questions at issue, and struck a deeper vein of thought in every man and woman

capable of thinking. Then it was that I heard from Bismarck these words: "As a German, I am proud of the success of Carl Schurz."

This habit of penetrating into the philosophical groundwork of political thought seems to me one of the most important contributions which Germany can make to American political methods,—this habit of clear, pure thinking upon the underlying realities of things, not running into sentimentalism on the one hand, or into pedantry on the other, not making a mere attorney's argument on the letter of the Constitution, still less appealing to temporary passion and prejudice, but in every case developing the argument out of that eternal groundwork of truth and justice which is the beginning and result of all earthly institutions which are to be of permanent good. It may, indeed, be said that Germany has given us some political thoughts not so healthy, but to this I answer that if Germany has sent us Most she has trained such Americans as Professors Ely and Adams to answer him.

Influence on the Idea of Liberty and Unity.

Still another point in which German political thought has been of good tendency is in its idea of the relations of national liberty to national unity. The founders of this Republic had constantly before them two great dangers: first, the danger of excessive centralization of power, leading to despotism; and secondly, the danger of too great localization of power, leading to anarchy. The result was the Constitution of the United States,—a wonder of its kind, which has blessed this country, which has, indeed, blessed other countries. It is certainly no small tribute to its value that some of its main features were adopted into the new Federal Constitution of the German Empire. But of those two old fears the fear of excessive centralization proved the stronger, and then grew up a powerful school of political thinkers whose tendencies were really anarchical—men to whom the individual and local organization were everything and the nation virtually nothing.

No current of thought has been poured more steadily in the right direction on this question than that which has come to us from German publicists. Not to refer to others, I might mention the late Francis Lieber—*clarum et venerabile nomen.* He is a type of those who stood by the proper development of nationalism on the one side, and of localism on the other:—nay, more, Francis Lieber is a type of those noble souls, who, in all ages and in all nations, have stood for all that is eternally just and true against all that is base and false.

Strange would it be if German thought were not rightly impressed on this point. A nation which has suffered as Germany has, at some bygone periods from excessive centralization, but at most periods from excessive localization, could hardly fail to give us healthful views on this subject. National unity and individual freedom go together. The necessity of both is stamped on all human history. Devotion to them is stamped on all good German thinking. I call on you to stand by these principles still, and to insist that, whatever powers may be attributed to States or individuals, this Republic is not a mere confederacy, not a mere league, but a nation with a national consciousness, national powers, national hopes, national destinies.

Influence in Favor of a Better System of State Service.

And, finally, in the political field, the dominant German influence has stood in favor of the only sane idea of State service. The monstrous theory and shameless practice that have grown up in recent times among us—a system which makes State officials the servants of parties, and indeed of individuals, giving the sworn servants of the State, as a main duty, the promotion of the political fortunes of this man and that combination of men—strange would it be if Germans could tamely acquiesce in this for any great length of time. Their liberty-loving instincts would forbid it; their good sense would forbid it. The spoils system of the United States is not democratic; it is not republican: it is simply oligarchic, aristocratic in the

worst sense. The system which was supported in our early days by American statesmen, which has been so well thought out since by German statesmen, that system based upon duty to the whole country, is alone democratic, and I summon all American citizens of German birth and descent, now that the reform has been acted on, to stand firm in the idea that the public service is not a slavery to demagogues, but an honorable service to the interests of the whole people, and that the experience of Germany teaches America to persist in Civil Service Reform.

So much for German influence in modifying healthfully the tendency toward democracy.

Influence Upon the Tendency Toward Materialism.

And now I shall ask your attention to the same influence upon the tendency toward materialism or mercantilism. The view of life now dominant in the United States is the natural result of our history. It is a phase which a nation developed as ours has been, must enter and hold for some time. We have had a vast continent to clear up from ocean to ocean, and almost from the frigid to the torrid zone. First of all, then, has come dealing with the rude forces of nature and the establishment of a material basis of civilization. I must confess as an American citizen to much pride in the career of this nation in this respect thus far. A vast preliminary work has been done with great intrepidity and energy, and is still carried on with amazing vigor. But one of the greatest dangers to American civilization now, is that these material successes may so dazzle our people, that the laying of these material bases shall be considered as an end, and not as a means; and especially that the sinking of mines, the building of railways, the erection of manufactories, the organization of financial institutions, will all be considered as the result to be aimed at rather than as the first condition of greater and nobler results, intellectual and moral.

The question then really is, what shall grow out of this

political basis, and what shall be the bloom and fruitage of American civilization? Many good germs have already been planted, but how shall we best develop these? How shall we give them the growth demanded by the higher interests of the nation and of mankind?

Influence Upon the Theory of Life.

German thought comes in to help us answer these questions by revealing to us a better theory of life. No one who knows Germany well can think the Germans remiss in their devotion to commerce and industry. Proofs that Germany has not been crippled in her efforts for the real by striving after the ideal meet us on every hand,—in the great wharves of Bremen and Hamburg, in the great foundries of Essen and Wernigerode and Munich, in the mining and weaving districts of Saxony, in the chemical manufactories of Thuringia, in all that healthful development of industry which dots every part of German soil with centers of industrial activity, and in that spirit of enlightened enterprise which has given great technical schools to her principal cities. But the main thing in Germany is that there is a controlling body of thought which regards all this material development not as an end, but as a means. The dominant German idea is, as I understand it, that the ultimate end of a great modern nation is something beside manufacturing, or carrying, or buying or selling products; that art, literature, science, and thought in its highest flights and widest ranges, are greater and more important; and that highest of all—as the one growth for which all wealth exists—is the higher and better development of man, not merely as a planner, or a worker, or a carrier, or a buyer and seller, but as a man. In no land has this idea penetrated more deeply than in Germany, and it is this idea which should penetrate more and more American thought and practice.

Influence Upon the Moral Development.

And first as to its ethical or moral groundwork. It would be strange if the land of Immanuel Kant did not recognize a

moral nature in man, and its supreme value. The ethical principles developed in the Critique of the Practical Reason were a power in the regeneration of Germany after the Napoleonic despotism. Such principles should be a power in the regeneration and higher development of this Republic. Men of all creeds and parties may unite in it. More and more I trust that the descendants of those who have promoted instruction in morals as the basis of all sound manhood in Germany will endeavor to promote that same instruction in this country.

Influence Upon the Intellectual Development.

And next as to the intellectual development. Whatever may be said regarding certain limitations of German thought, I am simply stating what the scholars of the whole world acknowledge, that the leading characteristic of German intellectual effort has long been and still is a sturdy loyalty to truth as truth. It is of good omen that for the last thirty years it has been a growing custom among the more devoted students of our American institutions of learning to go after graduation here to the German Universities. This fact is already acting powerfully upon the development of the highest American education. On all sides of us we see pupils of Boeckh, Liebig, Hoffman, Helmholtz, Lepsins, DuBois Reymond, the brothers Curtius, Gneist, Grimm, Ranke, Mommsen, Droysen, Oncken, Roscher, Conrad, Scherer, Ebers, and a host of others. Hence more and more strong grow our universities in the true sense of the word; institutions sufficiently endowed to call full corps of professors, and supply large means of investigation and illustration; institutions rising above the character and scope of the little sectarian college, and unfettered by the demands of sect or party.

Influence Upon the Aesthetic Development.

Next as to the aesthetic development. To be good for much, literature and art must grow out of American life; but they may well be stimulated and fed in the future, as to an appre-

ciable extent they have been in the past, by German influence. There can be no better enrichment for the minds of our more cultivated young men than a study of the masterpieces of German literature. I trust the time may never come when the study of the German language shall be banished from our preparatory schools, and am glad to state that more and more in our higher institutions of learning careful study of the masterpieces of German thought is steadily gaining ground. German thinkers and men of letters are wielding an influence on this continent. Here, too, I would urge Germans to resist rationally the current of mercantile thought and to strengthen the development of literature, science and art. Every symphony of Bach, Beethoven, or Mozart, and their great successors, well performed; every drama of Goethe, Lessing, Schiller, or Gutzkow, well represented; every picture, statue, or bust from the hand of a German master; every building reared in accordance with the eternal principles of fitness and beauty, and not in accordance with the latest whimsey, whether called "Eastlake" or "Queen Anne," is a gain to American civilization.

Soundness of American Life in General.

And here let me say, in conclusion, that I welcome the influence of German thought and of German views of life, not because our condition is hopeless, but because it is full of hope. Understand me, my fellow-citizens of German descent, in appealing to you, I do not sue in forma pauperis. I am no pessimist. Close observation and study of the American people in all parts of the country lead me far more strongly toward optimism than pessimism. I believe that the great currents of life in this Republic are sound. There are, indeed, many things which trouble and disgust us. When some of my German friends have censured some of the evil things which appear in American life, I have answered, "Yes, every great, seething, boiling cauldron throws to the surface the worst that is in it, and almost all that we can see is the scum upon its surface; but he is a very poor political philosopher who thinks that be-

cause there is scum upon the surface of the boiling cauldron there is nothing save scum in its contents." Down below the surface of this boiling, bubbling, seething American life is a vast mass of noble endeavor, of earnest purpose, of determined effort for good. This it is which has carried our country through the terrific crises of the anti-slavery agitation, of the civil war, of the reconstruction since the war, and which is to give us yet a nobler and higher evolution as a nation.

German influence here is to be exerted, then, not in the attempt to rescue an effete nation, not in attempting to furbish up a worn-out people, not in galvanizing the corpse of a civilization really dead, but in influencing for good a civilization which, imperfect though it may be as yet, is still underlaid by great principles, permeated by vigorous conceptions of right, and tending steadily toward a better future.

Out of this basis of American life, as it now exists, let us trust that the healthful elements of German thought will aid powerfully in evolving a future for this land purer in its politics, nobler in its conception of life, more beautiful in the bloom of art, more precious in the fruitage of character.

Franz Daniel Pastorius.

Von Emil Doernenburg.

Bist Du vergessen schon? Wird keine Kunde
Uns Spätgeborenen mehr von deinem Leben? —
Erlauchter Geist, nicht sollst zu dieser Stunde
Du ruhmlos in Vergessenheit schon schweben!
So helft mir, Musen, die ihr stets im Bunde
Mit Dichterherzen, die aus Träumen weben
Gebilde her, in Dankbarkeit zu krönen
Dich edlen Sproß von Baldurs Lichtessöhnen! —

Hier, wo die Riesenstadt der Bruderliebe
Mit tausend Armen Land und Fluß umgittert,
— Ihr Freunde, Dank! Die ihr im Wahngetriebe
Uns Brüder wart, von Mitgefühl durchzittert!
Daß noch ein Rest von Menschlichkeit verbliebe
In einer Welt von Lüge, haßverbittert! —
Hier war das Paradies, das lichtbetaute,
Wo deutsches Volk sich erste Hütten baute.

Denn einmal schon half Quäkerliebe retten,
So einst wie heut, aus trüben Schmerzenstagen
Um Gott und Glauben, als in Schinderketten,
Die Mennoniten man zum Pfahl getragen.
Als Priesterhaß, zur Zeit der Abendmetten,
In Feuermantel ihren Leib geschlagen.
Und unter Psalmgesang und Weihrauchschwehlen
Zum Himmel stiegen leiderlöste Seelen.

Da war es William Penn, der ohne Wanken
Die Brüder suchte auf verschwiegenen Pfaden.
Da ließ er tief in bange Seelen ranken
Verheißung hehr, und Worte voller Gnaden.
Sein heißes Herz, es wußte nichts von Schranken!
War nicht mit Vorurteil und Stolz beladen!
Ein Jünger Christi, jeder Zoll ein Held,
Trat für die Wahrheit kühnlich er ins Feld.

Und als ihm Gott ein Herrscherreich gegeben
Fern überm Meer, noch unberührt vom Grauen
Das tief im Blut, vor dem die Kinder beben
Der alten Mutter, die da westwärts schauen,
Zum neuen Zion ihre Ketten heben,
Wo frei der Mensch darf Heimathütten bauen:
Da rief er sie, Germane die Germanen,
Zu wandeln treuvereint die gleichen Bahnen.

Von Karst und Webstuhl waren sie gekommen,
Die Glaubenshaß vom Väterherd getrieben,
An Gütern arm, war ihnen unbenommen
Die Kraft der Fäuste, und die Glut zum Lieben.
Auf schwankem Kiel das Weltenmeer durchschwommen,
So Mann wie Weib, von Sturmesnot zerrieben.
Doch hielt die kleine Concord tapfer Stand,
Bis aus den Fluten stieg ersehntes Land.

Zwar nicht wie heute. — Weite Wälder decken
Wo nun erschallt der Hämmer dröhnend Pochen.
Aus Schlamm und Ried sich Büffel träge recken.
Das Meer durchfurcht Seehund und Zitterrochen.
Fuchs, Bär und Panter spielen scheu Verstecken
In Urgesteines blitzerspellten Knochen;
Denn ihre Fährten kreuzt, ein Heldenbild,
Der Wildnis Herrscher, spähend nach dem Wild.

Und wo heut' Turmgebäude schwindelnd ragen,
Uneingedenk des Looses der Titanen,
Hört man des Whippoorwills beseeltes Klagen
Aus grüner Dämmerung, wo im Sterbeahnen
Tagfalter, bunt, mit schwerem Flügelschlagen
Um Blüten taumeln. — Fröstelnd Wintermahnen
Streut Gold und Purpur durch die Märchenwelt,
Noch unberührt vom Kampf um Macht und Geld.

Da hieß es denn die fleißigen Hände rühren,
Eh' Eisesriesen Hauch den Boden steinte.
Schon wuchs es hoch, mit Fenstern, First und Türen:
Das deutsche Haus! — Manch starker Axthieb kleinte
Den Eichenstamm. Selbst zarte Frauen führen
Was festgezimmert bald den Herd umschreinte.
Zuerst kam Kirch' und Schulhaus unter Dach,
Der Jugend Schutz vor Winters Ungemach. —

Doch allzuschnell nur brach der Nord herein. —
Da schlich ein Weib durch schneeverwehte Gassen,
Grausträhnig, hager. — Manchen Kinderschrein
Trug man hinaus, den Mutterarm will fassen,
Brennenden Wehs. — Man scharrt sie wahllos ein,
Die kaum geblüht: der Tod kennt keine Klassen!
Doch sang von Glaubenstrost und Leidverwinden
Das Kirchenglöcklein, seligem Wiederfinden.

Wie Moses ragtest du in jenen Tagen,
Die bleiern-schwer in zage Seelen sanken,
Pastorius, da Hunger, Heimwehklagen,
Wie Schlinggewächse, die erstickend ranken.
Die zweifelnd, hoffnungslos am Boden lagen,
Entriß dein kräftig Wort dem Grübeln, Schwanken.
Bis Auferstehungsruf im Föhngebraus,
Zu neuem Tun spannt Leib und Seele aus. —

Denn wieder hieß es roden, Pfade hauen
Durch tiefen Urwald, weglos, graunumsponnen.
Hell klang das Lied der Arbeit da in rauhen
Schwieligen Fäusten, bis der Tag verronnen.
Bei Regen, Sturm und Blitzen, schwefelblauen,
Ward Ackergrund der Wildnis abgewonnen,
Bis schweißgedüngt des Bodens Ernten sprossen,
Sie ihrer Mühen erste Frucht genossen. —

Und „Germantown“ genannt, der Deutschen Stadt,
Wuchs auf der Ort, wie eine Wunderblume
Sich still erschließt: welteinsam, farbensatt,
Köstlicher Schrein im Tempelheiligtume
Rauschender Wälder, wo von Ast und Blatt
Der Vogel sang ein Lied zu Gottes Ruhme.
Auf grüne Hügel lieblich hingebettet,
Zuflucht der Wegemüden, herzverkettet.

Wohl mochte es an Heimatluft gemahnen,
Das Friedensbild, wie treulich es beschrieben
Chronikenstift; an stille Rheineslahnen.
Doch ach! vorbei! — Was einzig noch geblieben
Aus jener Zeit, wie sie durchkämpft die Ahnen:
Einsame Gräber, wo in Staub zerstieben
Die Leiber derer, die den Grundstein legten
Zum Wunderbau, dem hehren, treuumhegten.

Geh' mit im Geist durch freundlich stille Gassen,
Wo lärmend Spatzenvolk im Sande badet.
Weinlaub und Epheu liebevoll umfassen
Steinhäuslein wie Madonnen, liebbegnadet.
Vom Fenstersims läßt Schwesternschönheit blassen
Purpur der Rosen. An die Heimat mahnet
Vorgärtchen auch mit Obstbaum, Immenschwärmen:
Hier rinnt das Leben ohne Hast und Lärmen.

Geht dann zur Ruh das letzte Nestgeflitter
Des Sängervölkleins, nach des Tages Fleiß
Singt trauersüß ein Lied der Heimat Zither
Erinn'rungsmahnend; und in Wehmut leis
Tropft manches Aug. Doch wie durch Sturmgewitter
Die Sonne bricht, erquickend Kind und Greis,
Zwingt neue Hoffnung alte Träume nieder,
Schwingt stark sich hoch mit klingendem Gefieder.

Auf rohgefügten Tisches Mitte liegt
Das Lutherbuch, und Böhmes tiefstes Schauen,
Die „Morgenröte". — Wer den Stern erfliegt,
Der ist gefeit vor allem Erdengrauen.
Wie Morgenlicht die Finsterniß besiegt,
Wie sie vereint Erkenntnisstufen bauen:
Urrätsel schwer! Du suchtest sie zu lösen,
Nach „göttlicher Erleuchtung", frei vom Bösen.

Und die sich deiner Sehnsucht Jünger nannten,
Teutonicus: In göttlich hohen Schauern,
Gestreift vom Hauch des großen Ungenannten,
Ward ihnen bald zu eng der Kirche Mauern.
Ob Priestermächte auch die Form einst bannten:
Es wird der Geist sie brechen, überdauern!
Der Wahrheit Geist! Aus Blut und Hexenflammen,
Halfst irrer Menschheit neuen Weg du rammen!

Tief klingt dein Wort, das Heldengeist umschwebt,
Vor dem sich Engel herzerschauernd neigen.
Wer aber enggestirnt an Schalen klebt,
Dem taut umsonst der Ewigkeiten Schweigen.
Ob er verzweifelt auch die Hände hebt:
Nie wird Erlösung zu ihm niedersteigen.
Gottsucherglück. — Auch solchen wird's beschieden.
Doch nur im Tode finden sie den Frieden.

Vom Fluß herauf zieht eine kleine Schaar,
Wie Philadelphia sie noch nie gesehen.
In Kleidung buntgemischt und sonderbar,
Unsicheren Schritts, im scharfen Windeswehen.
Ein Jüngling führt sie an im Amtstalar,
Durch seine Seele große Stürme wehen.
Wer sind die Fremden, hört man staunend fragen?
Doch Keiner weiß die Antwort d'rauf zu sagen.

Auf einen Hügel, dessen Gipfel schon
Die Nacht mit ihrem Mantel zugedeckt,
Geht stumm ihr Weg. In heimlich-stiller Frohn
Wächst Reisig hoch, und eine Flamme leckt
Sturmhauchentfacht, der heißen Mühe Lohn.
Die Menge staunt, verwirrt und halb erschreckt.
Der Wintersonnenwende erstes Grüßen
Legt flammend sich der neuen Welt zu Füßen.

Johannes Kelpius, friedloser Mann,
Nach höchsten Zielen spanntest du den Bogen.
Mit Seufzern, Tränen, hast im tiefen Tann
Sophia minnend du ans Herz gezogen.
Du irrtest schwer. Dein großer Traum zerrann.
Nicht fuhrst zum Himmel du auf Sturmeswogen.
Dein Wahn, er starb mit dir; doch deine Seele
Ging ein zum Fest des Lammes, ohne Fehle.

Wie anders du, edler Pastorius.
Wohl war's dein heiß Bemühn in Gott zu leben,
Doch fanden Herz und Geist in frischem Fluß
Sich auch zur Welt im dienlichen Bestreben.
Dir blühte Frauentreu und Liebeskuß,
Und Söhne durftest stolz zum Licht du heben.
Dein grader Sinn ließ sich durch nichts verwirren,
Vom klar erkannten Weg der Pflicht zu irren.

Und Pflicht auch war dir jene große Tat,
Die dich unsterblich Geistern zugesellt,
Die machtvoll streuen ihrer Liebessaat
Knospendes Drängen weit ins Zukunftsfeld.
Du hast des schwarzen Bruders Leidenspfad,
Anwalt urewiger Rechte, lichterhellt.
Was einst aus heißem Herzen dir entflossen,
Hat Lincoln dann in dauernd Erz gegossen.

So lebtest du, ein Führer und Prophet,
Still in Gerechtigkeit vor deiner Herde,
Dem Herrn vertrauend, der vorübergeht
Lächeln im Antlitz, wie in Zorngebärde.
Ihm beugtest du dein Knie still im Gebet,
Den Himmel zwangst du auf dein Stücklein Erde,
Wo froh im Takt das Weberschifflein schnurrte,
Im grünen Laubgezweig die Taube gurrte.

Zwar warst du Bürgermeister, Richter auch;
Doch selten nur gab's einen Streit zu schlichten.
Vergessen schien der alte, deutsche Brauch:
Neid, Zorn und Klatschsucht, hähmisch Splitterrichten.
Wenn dann im Winter stand des Herdes Rauch
Steil über'm Dach: Da zwang es dich zum Dichten!
Was deinem Leben Kraft und Sinn gegeben,
Gabst du Gestalt aus dämmerndem Verschweben!

Manch zierlich Verslein wuchs dir in die Hand,
Sahst fröhlich du die Immenvölker fliegen,
Mit süßer Fracht durch Abendsonnenbrand,
Wo Feuernelken ihre Kelche wiegen.
Ringsum ein Summen, Duften: Friedensland!
Vom Dach ein Taubengurren, süß verschwiegen.
„He, Nachbar Witt, wie steht es um den Baum?
Ich sah auf ihm die Feigen schon im Traum!"

Was dir das Leben gab an Lust und Leid,
Das legtest treu im „Bienenkorb" du nieder:
Sentenzen, meisterklug, und Prosa breit,
Umrahmt vom Wohlklang deiner Schäferlieder.
Hier spricht dein Herz: gefestigt, hilfsbereit,
Wie's magisch glänzt aus seinen Tiefen wieder!
Aus Blättern, brüchig alt und wurmzerfressen,
Steigt eine Welt von Güte, unermessen!

Deutsch war dein Herz, und Deutsch bis in den Tod
Bliebst du in deinem Denken, Fühlen, Träumen!
Die Stirn umglänzt von Zukunftmorgenrot
Galt deutschem Volke letztes Erdensäumen.
Ihm schriebst du nieder, wie's der Geist gebot,
Dein Testament, im Herzensüberschäumen: —
„Salve Posteritas". — In Stein gehauen,
Will's mahnend auf die Enkel niederschauen.

„Heil dir, Nachkommenschaft!
Nachkommenschaft in Germanopolis!
Und erfahre zuvördest aus dem Inhalte der folgenden Seite,
Daß deine Eltern und Vorfahren
Deutschland
Das holde Land, das sie geboren und genährt, in freiwilliger
Verbannung
Verlassen haben.
(O ihr heimischen Herde!)
Um in diesem waldreichen Pennsylvanien,
In der öden Einsamkeit
Minder sorgenvoll
Den Rest ihres Lebens
In deutscher Weise, d. h. wie Brüder hinzubringen.
Erfahre auch ferner
Wie mühselig es war,
Nach Ueberschiffung des atlantischen Meeres,
In diesem Nord-Amerika
Den deutschen Stamm zu gründen.
Und du,
Geliebte Reihe der Enkel,
Wo wir ein Muster des Rechten waren,
Ahme unser Beispiel nach;
Wo wir aber von dem so schwierigen Pfade abgewichen sind,
Was reumütig anerkannt wird,
Vergib uns,
Und mögen die Gefahren, die Andere liefen, dich vorsichtig
machen.
Lebe wohl, Nachkommenschaft!
Lebe wohl, deutsches Brudervolk!
Für immer lebe wohl! —

Gustav A. Berkes.

Am 29. Februar 1928 entriß der Schnitter Tod einen der bekanntesten und beliebtesten Männer aus den Reihen des Deutsch-Amerikanertums, aus den Reihen der Pioniere, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr verringert — Gustav A. Berkes, welcher seit der Gründung der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois stets ein eifriges und stets hilfreich bemühtes Mitglied war.

Gustav A. Berkes wurde am 15. April 1861 in Oppenheim am Rhein geboren, wo er eine gute Schulbildung genoß und wo er bis zu seinem 17. Lebensjahre in einem Schnittwarengeschäft tätig war. Dann arbeitete er eine Zeit lang in Marburg an der Lahn, nahm dann die Stelle eines Reisenden für eine große Tuchfabrik in Großenheim an, welche er bis zum Jahre 1884 inne hatte. Dann wurde ihm die Heimat zu enge und er faßte den Entschluß, in der Neuen Welt sein Glück zu versuchen. Ein Bremer Dampfer brachte ihn im September desselben Jahres nach New York, wo er ein Jahr verweilte, um dann über Boston, Philadelphia und Buffalo, in welchen Städten er sich nur kurze Zeit aufhielt, dem Zug nach dem Westen Folge zu leisten. Die Wunderstadt am Michigansee war sein Ziel, wo er im Jahre 1886 anlangte. Bald fand er eine Stelle in dem großen Spielwaren-Geschäft von D. Zernitz & Co., wo er sich in kurzer Zeit gut emporarbeitete. Er blieb dort bis zum Jahre 1895, um welche Zeit der langjährige Verwalter der Nordseite Turnhalle, Adolph Georg, sein Amt niederlegte. Die Turngemeinde tat einen glücklichen Griff, als sie Gustav A. Berkes zu seinem Nachfolger ernannte. Wie sehr zufrieden man mit seiner Verwaltung war, geht aus der Tatsache hervor, daß er mehrfach wiedererwählt wurde, bis er im Jahre 1901 seine Stelle aufgab, um mit seiner Familie eine Reise nach Deutschland anzutreten. Bei seiner Rückkehr eröffnete er an der Sheffield Avenue eine Engros-Weinhandlung, wie auch eine Weinschenke in dem Hause 73 Dearborn Straße, damals in der Nähe der Randolph Straße.

Im Jahre 1895 hatte sich Herr Berkes mit Frl. Susanne Ehmann verheiratet, welcher Ehe drei Kinder entsproßten, die ihn überleben.

Im Jahre 1906 übernahm er wiederum die Verwaltung der Nordseite Turnhalle, welche Stelle er bis 1914 wieder mit bestem Erfolg ausfüllte.

Innig, wie die Geschichte der Chicago Turngemeinde mit der des hiesigen Deutschtums verknüpft ist, so ist auch die Persönlichkeit Gustav Berkes mit der Nordseite Turnhalle verknüpft. Unter seiner Leitung wurde das bekannte Lokal das Zentrum aller kulturellen Bestrebungen des Deutschtums und auf diese Weise gelang es ihm die Bekanntschaft mit Tausenden und die Freundschaft mit Hunderten und Aberhunderten zu knüpfen. Manche wichtige Versammlung sah ihn als Vorsitzenden die Geschäfte in umsichtiger Weise leiten; manch großes Turnfest oder Sängerfest verdankt seinen Erfolg der nimmerrastenden Tätigkeit von Gustav A. Berkes. Noch im letzten Jahre war es ihm vergönnt, seinen Teil zu dem großen Erfolg des 75. Stiftungsfestes der Chicago Turngemeinde beizutragen.

Am 2. März wurde seine Leiche auf dem Graceland Friedhofe verbrannt und beigesetzt.

Herr Berkes gehörte außer der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois, der Chicago Turngemeinde, dem Schwaben-Verein, der Lessing Loge der deutschen Freimaurer, dem Hessen-Verein, dem Körner Unit der Steuben-Gesellschaft, dem German Club und mehreren anderen deutschen Vereinen an. Sein Name wird für lange Zeit in der Geschichte des Deutschtums von Chicago fortleben .

Fred H. Bergmann.

Am 6. März 1928 verschied in Los Gatos, Californien, im 71. Lebensjahre Fred H. Bergmann, eine imposante Erscheinung des Deutschtums in Amerika, ein Mann, der auch in den härtesten Zeiten nicht vergaß, daß er ein Deutscher war, ein Mann, der sowohl innerhalb seiner Familie, als auch in der breiten Oeffent-

lichkeit für Alles, was deutsch ist, mit Wort und Tat einstand, ein Mann, der es in genialer Weise verstand, zu gleicher Zeit Freund von Arbeitern und einflußreichen Millionären zu sein.

Am 26. Februar 1857 in Punkewitz in Thüringen in der Nähe von Naumburg a. d. Saale, als Sproß einer alten Bauernfamilie, die seit 400 Jahren in der dortigen Gegend ansässig ist, geboren, lernte er zunächst in einer Droguen- und Farbenhandlung in Naumburg, ging aber, da er schon von Kindheit an ein großer Freund der Natur war und es liebte, in der frischen Luft zu arbeiten, in den Weinbau über. Von dort wanderte er nach Amerika aus.

In den ersten Jahren seines Hierseins durchzog er als „Tramp", wie man zu sagen pflegt, den Westen und Südwesten des Landes, die damals noch als „Wild-West" bezeichnet wurden. So führte er ein freies und ungebundenes Leben und gab sich ganz seinen Neigungen für die Natur hin. Vor allem hatte es ihm der nächtliche Sternenhimmel des Westens angetan und während seines späteren Aufenthaltes hier in Chicago hat er recht oft den Wunsch geäußert, noch einmal „dort draußen bei klarer Nacht zu den Sternen empor schauen zu können." So sehr rief und zog es ihn nach den Stätten, die er einst in tiefem Jugendgefühl durchzogen hatte, daß er vor ungefähr zwei Jahren von Chicago nach Los Gatos umsiedelte, um dort in Ruhe seinen Lebensabend zu beschließen.

Nach einigen Jahren seines Wanderlebens wurde Bergmann schließlich Angestellter einer großen kalifornischen Weinhandlung und arbeitete sich vom Kellermann bis zum Reisenden empor. Er verblieb 25 Jahre bei derselben Firma, um sich dann ein eigenes Geschäft zu gründen.

In den hiesigen Vereinskreisen, besonders in den Turn- und Gesangvereinen, war der Dahingeschiedene eine markante Persönlichkeit. Aber auch in den aufregenden Tagen des Jahres 1886 spielte er als Führer der Streikenden eine hervorragende Rolle. Enge war er mit den Arbeiterverbänden verknüpft und stand er bis zu seinem Lebensende an der Spitze der Vereinigung, die alljährlich das Grabmal der infolge des Haymarket Riots Geopferten an deren Todestage bekränzte. (11. November.)

Seit seiner Jugend schon hatte Fred Bergmann den Drang, alles, was er sah oder was ihn interessierte, geistig in sich aufzunehmen; er war von einem unbeschreiblichen Wissensdurst. Mit der alten und neueren Geschichte, sowie der deutschen und englischen Literatur war er besonders vertraut. Als großer Musikfreund fehlte er nur selten bei einem Konzert.

Sein unermüdlicher Fleiß und ein guter Optimismus waren seine Helfer, die ihn aus den kleinsten Anfängen zu seiner Höhe führten. Wenn auch sein Lebensweg durch manche Tiefen ging, so hielt er doch den Kopf stets hoch, voller Mut und berechtigtem Stolz. Er war aufrichtig und treu sich selbst und seinen Freunden gegenüber, er kannte keine Furcht, weder vor den Drängnissen des Lebens noch dem Tod. Er war ein Freidenker mit jeder Faser seines Wesens.

Seine Leiche wurde von Los Gatos, Californien, nach Chicago gebracht und in der Lincoln Turnhalle aufgebahrt wo für den Verstorbenen eine passende Trauerfeier stattfand. Auf seinen Wunsch hin, wurde seine Leiche in der Graceland Kapelle eingeäschert und dann auf dem Waldheim Friedhof in der Nähe der Begräbnisstätte seines Freundes August Spies und dessen Genossen beigesetzt.

Mit seinem Tode verlor die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois eines ihrer treuesten Mitglieder.

Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

Bericht des Schriftführers.

Infolge fortgesetzter Verhinderung unseres Herrn Präsidenten Dr. Otto L. Schmidt durch Krankheit und anderer wichtigen Ursachen, wie auch andauernder Krankheit des Schriftführers während der letzten sieben Monate, war es nicht möglich eine General-Versammlung der Gesellschaft vor Erscheinen dieses Jahrbuches (XXVIII—1928) einzuberufen.

Wie aus dem Bericht, enthalten in dem Jahrbuch 1926—1927 (XXVI—XXVII), hervorgeht, hat uns die Germanistic Society of America für dieses Jahrbuch mit einem Beitrag von $500.00 unterstützt, wofür an alle Mitglieder der Germanistic Society ein Exemplar des Jahrbuches gesandt wurde.

Diese Unterstützung erleichterte es uns, unsere Druckerrechnungen zu bezahlen, trotzdem wir trotz alledem uns auch gezwungen sahen, die Hilfe unseres Präsidenten in Anspruch zu nehmen, was auch in reichlicher Weise geschah, wie aus unserem diesjährigen Finanzbericht zu ersehen ist.

Es wurde im Verlaufe der letzten vier Monate der Versuch gemacht vermittels Rundschreiben neue Mitglieder zu gewinnen. Zu dem Zwecke wurde ein Inhaltsverzeichnis der bisher von der Gesellschaft veröffentlichten Drucksachen einschließlich des Jahres 1927 mit einem Werbeschreiben, dem ebenfalls ein Inhaltsverzeichnis dieses neuen Jahrbuches beigefügt war, an über 400 Namen von Deutsch-Amerikanern, meistens außerhalb Chicagos, versandt, doch ist soweit kein Erfolg davon zu berichten.

Die Rechnung für das Inhaltsverzeichnis und der nötigen Briefbogen ist noch nicht bezahlt und beträgt $127.00, doch hofft der Schriftführer eine Herabsetzung der Rechnung zu erzielen.

Während wir nun einen kaum nennenswerten Zuschlag von Mitgliedern erwähnen können, ist der Abgang ein dementsprechend größerer, besonders durch Todesfall, aber auch infolge von Abmeldung, wie folgt:

Gestorben sind die Herren Gustav A. Berkes, Fred H. Bergmann, Max Klee, Louis Rückheim, Geo. A. Schmidt, Carl Stierlin, Sr., alles Mitglieder, die die Gesellschaft stets in jeder Weise unterstützt hatten. Die Nachrufe, kurze Biographien von Gustav A. Berkes und Fred H.

Bergmann sind in diesem Jahrbuche enthalten, während das Gedächtnis der anderen Herrn erst im kommenden Jahrbuch durch Veröffentlichung ihres Lebenslaufes geehrt werden kann.

Abgemeldet haben sich Herr Dr. Roskotten in Peoria, Herr A. G. Reimer, Chicago, während Herr Henry Suder nach Deutschland verzogen ist. Auch haben die Herren Hermann Horn und Gustav Ringe, New York, ihre Resignation angemeldet.

Es bleibt uns nun nur noch der Wunsch übrig, daß die Mitglieder es sich zur Aufgabe machen sollten, uns die Namen passender Personen anzugeben, an welche wir unsere Werbegesuche für Mitgliederschaft richten können, oder besser noch, selbst Mitglieder für uns zu werben, und stellen wir gerne jedem eine Anzahl der Inhaltsverzeichnisse der bisher veröffentlichten Jahrbücher zur Verfügung.

Ergebenst unterbreitet,

Max Baum, Schriftführer.

Finanzbericht.

1927	Mai	3.	Kassenbestand	$ 236.26
	Juni	17.	Carl C. Roeßler, extra	10.00
		20.	Julius Schmidt, extra	5.00
			Albert Breitung, extra	2.00
		22.	Max Klee, extra	10.00
			Edgar J. Uihlein, extra	25.00
		23.	Albert F. Madlener, extra	20.00
		24.	Emil Baensch, Beitrag	5.00
		25.	Max L. Teich, extra	20.00
			Emil Eitel, extra	5.00
		27.	G. P. Anneke, extra	10.00
	Juli	1.	Chas. F. Lomb, extra	2.50
			C. Gallauer, extra	10.00
			Louise Tewes, extra	10.00
			Louis Guenzel, extra	10.00
		21.	Rud. Pagenstecher, Beitrag	5.00
			University of Chicago Preß, Bücher	6.00
		30.	Carl E. Schmidt, extra	25.00
	Aug.	6.	Henry J. Brendel, Beitrag	5.00
		20.	Fred H. Bergmann, extra	5.00
	Sep.	16.	Columbia University, Bücher	24.00
		28.	F. Diehl, extra	5.00
	Okt.	3.	D. Recher, Beitrag	5.00
			Th. Otterstroem, Bücher	15.00

	5.	Germanistic Society		500.00
	17.	Th. Otterstroem		15.00
	Nov. 8.	Schwaben-Verein		50.00
	Dez. 12.	Auslands-Deutschtum		4.96
		Dr. O. L. Schmidt, extra		70.00
				$1115.72

Ausgaben:

		Hankel Printing Co.	$350.00	
		Hankel Printing Co.	500.00	
		University of Chicago Preß	50.95	
		Hankel Printing Co.	200.00	
				1100.95
1928	Jan. 1.	Kassenbestand	$	14.77
	30.	International News Co.	$	3.33
		Dr. O. J. Roskotten, Peoria		5.00
	Feb. 14.	Henry Schoellkopf, extra		25.00
		Dr. Otto L. Schmidt, extra		75.00
	27.	Chas. H. Fleischer		10.00
		A. J. Walter, St. Louis		5.00
		S. W. Rosenfield		5.00
		Arthur Woltersdorf		5.00
		Paul Schulze		5.00
	28.	Julius Schmidt		5.00
		Alfred K. Nippert, Cincinnati		5.00
		W. A. Wieboldt		5.00
		Magda Heuermann		5.00
		Richard Wassermann		5.00
	29.	John Prochaska, Orange, N. Y.		5.00
		Paul Mausolf, New York		5.00
		A. J. Rolle, Passaic		5.00
		H. A. Homeyer, St. Louis		5.00
		Rud. Pagenstecher, New York		5.00
		Emil Baensch, Manitowoc, Wis.		5.00
	März 1.	Felix von Wysow		5.00
		A. F. Madlener		5.00
		Max E. J. Papke		5.00
		Fred Klein		15.00
		Alb. Roehling		5.00
		Ferd. Hansen, New York		5.00

	Max J. Kohler, New York	5.00
	John M. Wulfing, St. Louis	5.00
2.	Theo. Stempfel, Indianapolis	5.00
	Jacob Ruehl	5.00
	Richard Barthold, St. Louis	5.00
	F. C. Gaertner	5.00
	August Fitger, Los Angeles	5.00
	Dr. E. H. Arnold, New Haven, Conn.	5.00
	Chicago Turn-Gemeinde	5.00
	H. von Wackerbarth	10.00
3.	Phil. S. Dilg	10.00
	Heinrich Heine	10.00
	Michael F. Girten	5.00
	Edgar J. Uihlein	5.00
	R. G. Scheunemann	5.00
5.	August Blum, Pasadena, Cal.	5.00
	Col. Francis Lackner, Los Angeles	20.00
	Henry Schoellkopf	5.00
	John Großgebauer, Paterson, N. J.	5.00
	Prof. Ferdinand Schevill	5.00
	Ad. Kroch	5.00
	Herm. Hachmeister	5.00
	Fred Mees	5.00
	Horace L. Brand	5.00
6.	Herm. J. Dirks	10.00
	H. Behr, Bloomington, Ill.	5.00
	Frl. Louise Tewes	5.00
	Albert Breitung	5.00
	Louis J. Gehring, Joliet, Ill.	5.00
7.	Emil Eitel	5.00
	Henry W. Brendel, Buffalo, N. Y.	5.00
7.	German Society of Penna.	5.00
	Christian Dod, Hinsdale, Ill.	5.00
	H. C. Zeunert	5.00
9.	Wm. Schulze	5.00
	Davenport Turner Society	5.00
10.	August Goertz, Newark, N. J.	5.00
	Ad. C. Dick, Milwaukee, Wis.	5.00
12.	Edw. A. Leight	5.00
	F. Diehl	5.00
	Max L. Teich	20.00
13.	Dr. Carl E. Schmidt, Oscoda, Mich.	5.00
	Carl F. Lomb, Rochester, N. Y.	5.00
14.	Herm. Wollenberger	5.00
	Richard E. Schmidt	5.00

15.	A. C. E. Schmidt	5.00
17.	Hugo F. Koehler, St. Louis	5.00
	Karl Eitel	5.00
	Chas. H. Wacker	5.00
20.	Leo Ernst	5.00
21.	Ernst Ebel	5.00
24.	Carl Gallauer	10.00
26.	Jos. Matt, St. Paul	5.00
28.	R. E. Rhode	5.00
29.	Ludwig W. Kaeuffl	10.00
	Albert Kuhlmey	5.00
April 2.	Leopold Grand	5.00
12.	F. C. Habicht, New York	5.00
	J. H. A. Lacher, Waukesha	5.00
	Henry Bartholomay	5.00
	Hans von Reinsperg	5.00
	Adolph Gill	5.00
	August Lueders, Hinsdale	5.00
26.	Ernst C. Krohn, St. Louis	5.00
	Chas. Lenker, Freeport, N. Y.	10.00
Mai 28.	Yale University, New Haven	6.70
	Dr. L. H. Abele	5.00
	Columbia University	3.50
	Carl Bochwitz, New York	5.00
		$ 658.30
Feb. 14.	Hankel Printing Company	81.00
Juni 5.	Kassenbestand	$ 577.30

Verwaltungsrat.

Dr. Otto L. Schmidt
Hon. Michael F. Girten
Prof. Julius Goebel
M. E. J. Papke
H. von Wackerbarth

Beamte.

Dr. Otto L. Schmidt . . . . Präsident
Max Baum . . . . Schriftführer
M. E. J. Papke . . . . Schatzmeister

Mitgliederliste.

Ehrenmitglieder:

Prof. Evarts B. Greene, Columbia Universität.
Prof. F. J. Herriott, Drake Universität.
Prof. Hermann Oncken, München.

Mitglieder:

Berlin
Universitäts-Biblitothek
Ministerium des Innern

Bismarck, N. D.
State Historical Society

Bloomington, Ill.
Behr, Heinrich

Brooklyn, N. Y.
Neumerkel, Waldemar

Buffalo, N. Y.
Brendel, Henry W.

Chicago, Ill.
Abele, Dr. L. H.
Bartholomay, Henry
Baum, Max
Brammer, F. H.
Brand, Horace L.
Breitung, Albert
Bühler, Carl
Chicago Historical Society
Chicago Turn-Gemeinde
Diehl, Fred
Dilg, Phil. H.
Dircks, Herm. J.
Dod, Christian
Ebel, Ernst
Eitel, Emil
Eitel, Karl
Ernst, Leo
Fleischer, Chas. H.
Franz, Dr. Hugo
Gallauer, Carl
Gärtner, C. F.
Gill, Adolph
Girten, Hon. Michael F.
Grand, Leopold
Günzel, Louis
Hachmeister, Herm.
Heine, Heinrich
Heinen, Dr. Aloys
Heuermann, Frl. Magda
Hummel, Ernst
Holinger, Dr. J.
Käuffl, Ludwig W.
Klein, Fred
Köpcke, Chas. A.
Kohtz, Louis O.
Kroch, Ad.
Kuhlmey, Albert
Lange, H. O.
Leight, Edw. A.
Lueders, Arthur
Madlener, Albert F.
Mannhardt, Wm.
Mees, Fred
Newberry Library
Papke, Max E. J.
Petersen, Dr. Wm. F.
Public Library
Recher, D.
Reinsperg, Hans von
Rhode, R. E.
Röhling, Albert
Rosenfield, S. W.
Rößler, Carl C.
Rühl, Jacob
Schevill, Prof. Ferdinand
Schlachter, J. W.
Scheunemann, R. G.
Schmidt, A. C. E.
Schmidt, Julius
Schmidt, Dr. O. L.
Schmidt, Richard E.
Schoellkopf, Henry
Schulze, Paul
Schulze, Wm.
Schwaben-Verein
Schwefer, Wm.
Seifert, Rudolf
Senefelder Liederkranz
Trick, Joseph
Teich, Max L.
Tewes, Frl. Louise

Träger, Hon. John B.
Uihlein, Edgar J.
Wackerbarth, H. von
Wacker, Chas. H.
Wieboldt, Wm. A.
Wassermann, Richard
Woltersdorf, Arthur
Wollenberger, Herm.
Wysow, Felix F. W. von
Zimmermann, W. F.

Columbia, Mo.
State Historical Society of Missouri

Cincinnati, O.
Nippert, Hon. Alfred

Davenport, Iowa
Ficke, Hon. C. A.
Turngemeinde

Des Moines, Iowa
Historical State Department

East Orange, N. Y.
Prochaska, John

Frankfurt a. M.
Städtische Bibliothek

Freeport, L. I., N. Y.
Lenker, Chas.

Ft. Thomas, Ky.
Horst, Walter

Heidelberg
Universitäts-Bibliothek

Hamilton, O.
Benninghofen, C.

Indianapolis, Ind.
Stempel, Theo.

Iowa City, Iowa
State Historical Society

Joliet, Ill.
Louis J. Sehring

Latimer, Iowa
Janssen, Rev. W. T.

Los Angeles, Cal.
Aneke, Percy S.
Fitger, August

Madison, Wis.
State Historical Society of Wisconsin

Manitowoc, Wis.
Baensch, Hon. Emil

Milwaukee, Wis.
Dick, Ad. C.
Public Library

New Haven, Conn.
Arnold, Dr. E. H.

New York City, N. Y.
Glogauer, Dr. Otto
Habicht, F. C.
Hansen, Ferdinand
Kohler, Max J.
Pagenstecher, Rud.
Scharke, Julius
Maursholf, Paul

Newark, N. J.
Görtz, August

Oscoda, Mich.
Schmidt, Dr. Carl E.

Pasadena, Cal.
Blum, August
Lackner, Col. Francis

Passaic, N. J.
Rolle, A. J.

Paterson, N. J.
Großgebauer, John

Philadelphia, Pa.
Zeits, Anthony J.
German Society of Pennsylvania

Rochester, N. Y.
Lomb, Carl F.

San Franzisko, Cal.
Spindler, Chas.

Springfield, Ill.
Illinois State Historical Library

St. Louis, Mo.
Bartholdt, Hon. Richard
Homeyer, H. Aug.
Köhler, Hugo A.
Schultz, E. H.
Walter, A. J.
Wulfing, John M.

St. Paul, Minn.
Matt, Jos.

Techny, Ill.
Society of the Divine World

Topeka, Kan.
State Historical Society

Urbana, Ill.
Goebel, Prof. Julius

Washington, D. C.
Library of Congreß

Waukesha, Wis.
Lacher, J. A.

